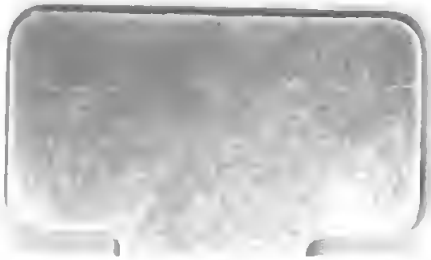
MARSHALL MONTGOMERY
COLLECTION

Montgomery i d 56



Digitized by Google

W. Montgomery. Feb. 1922.

Francesca Ciulese
vom Borgo bei Catania.

Sicilianiſche Märchen.

Aus dem Volksmund geſammelt

von

Laura Gonzenbach.

Mit Anmerkungen Reinhold Köhler's und einer Einleitung herausgegeben

von

Otto Hartwig.

Zweiter Theil.

Mit dem Portrait einer Märchenerzählerin.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann

1870.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

Digitized by Google

Inhalt

des zweiten Theils.

Seite.

57. Von dem, der sich vor Nichts fürchtete 1
58. Von den vier Königstöchtern 4
59. Von Armaiinu. 7
60. Vom verschwenderischen Gievanninu 13
61. Von einem muthigen Königssohn, der viele Abenteuer erlebte 21
62. Die Geschichte von Bensurdatu 33
63. Die Geschichte von dem Seminaristen, der die Königstochter erlöste . . 40
64. Die Geschichte von der Fata Morgana 49
65. Vom Conte Piro 59
66 Von dem Hahn, der Papst werden wollte 65
67. Von Paperarello 66
68. Vom goldnen Löwen 73
69. Vom Löwen, Pferd und Fuchs 77
70. Von dem listigen Schuster 78
71. Vom Sciauranciovi. 84
72. Don Giovanni di la Fortuna 89
73. Von dem König, der eine schöne Frau haben wollte 93
74. Von Einem, der mit Hülfe des heiligen Joseph die Königstochter gewann 96
75. Von Ferrazzanu 103
76. Die Geschichte von Giuseppinu 105
77. Die Geschichte von Pezze e fogghi 111
78. Die Geschichte von dem muthigen Mädchen 118
79. Die Geschichte von den zwölf Räubern 122
80. Die Geschichte vom Cacciaturino. 124

Digitized by Google

Seite.
81. Die Geſchichte von den drei guten Rathſchlägen 133
82. Die Geſchichte vom klugen Peppe 138
83. Die Geſchichte von Caruſeddu 143
84. Die Geſchichte vom Lignu di ſcupa 155
85. Vom Crivòliu 159
86. Von dem frommen Kinde 163
87. Vom Sant' Onirià oder Nerià 165
88. Die Geſchichte vom Spadonia 171
89. Die Geſchichte von Tobià und Tobiòla 177
90. Die Geſchichte von San Japicu alla Lizia 181
91. Die Geſchichte von Joſeph dem Gerechten 189
92. Die Geſchichte vom Einſiedler 193
Anmerkungen von R. Köhler 205

57. Von dem, der sich vor Nichts fürchtete.

Es war einmal eine Frau, die hatte genug zu leben und es mangelte ihr Nichts. Sie hatte aber einen Sohn, der sich vor Nichts fürchtete und immer dumme Streiche machte. Da dachte sie: „Ich will ihn zu meinem Schwager thun, der ist Geistlicher und wird ihn wohl dazu bringen, sich vor irgend etwas zu fürchten."

Also ging sie zu ihrem Schwager und bat ihn, den ungerathenen Sohn zu sich zu nehmen und ihm etwas Furcht einzuflößen. Der Geistliche war es zufrieden und nahm den Burschen zu sich. Um ihn nun fürchten zu machen, rief er einen Mann herbei und sprach: „Ich mache dir ein schönes Geschenk, dafür mußt du dich heute Abend todt stellen und dich in einem Sarge in die Kirche hineintragen lassen. Mein Neffe wird bei dir wachen, um Mitternacht aber mußt du dich in deinem Sarg bewegen, als ob du lebendig würdest." Der Mann versprach es und der Geistliche rief seinen Neffen und sprach: „Man wird gleich einen Todten bringen, hilf mir, den Katafalk in der Kirche errichten." Als sie nun den Katafalk errichtet hatten, kamen die Träger und brachten den Mann, der sich todt stellte, und legten ihn in den Sarg auf dem Katafalk. „Höre einmal," sprach nun der Geistliche zu seinem Neffen, „du mußt die Nacht über in der Kirche wachen, denn wir können den Todten nicht allein lassen. Fürchtest du dich auch nicht?" „Wovor sollte ich mich fürchten," sprach der Bursche und schloß sich mit dem Todten in der Kirche ein. Um Mitternacht hob der vermeintliche Todte auf einmal einen Arm auf und ließ ihn mit großem Lärm wieder sinken. „Du, sei still," rief der Bursche, „ich will auch ein wenig schlafen." Nach einem Weilchen hob der Mann ein Bein

auf und schlug damit gegen den Sarg. „Ich glaube gar, der Todte wird wieder lebendig," dachte der Bursche, stieg auf den Katafalk und fing an den Mann mit einem großen Stock zu prügeln, daß er aufsprang, die Thüre aufriß und entfloh.

Der Geistliche aber hörte den Lärm und kam ganz erschreckt herbeigelaufen, denn er dachte, sein Neffe möchte den Mann wirklich umbringen. „Was ist das für ein Lärm?" frug er. „Denkt euch nur, Onkel, der Todte ist wieder lebendig geworden," rief der Neffe. „Ich habe ihn geprügelt, weil er so unruhig war und mich nicht schlafen ließ, und da hat er Reißaus genommen." „Nein," dachte der Onkel, „und der hat sich nicht einmal gefürchtet! Jetzt werde ich dem armen Menschen noch Schmerzensgeld geben müssen."

Den nächsten Abend dachte der Geistliche sich etwas Anderes aus. Er nahm eine Menge Todtenköpfe, stieg auf den Kirchthurm und stellte der Wand entlang die Todtenköpfe auf. In jedem Todtenkopf zündete er ein Lichtchen an, daß es gar grausig aussah. Zu oberst im Kirchthurm aber stellte er ein Skelett auf und gab ihm den Glockenstrang in die Hand. Dann ging er hinunter, rief eilends seinen Neffen und sprach: „Springe schnell in den Thurm hinauf und läute die Glocken." Der Bursche gehorchte; als er nun die Treppe hinaufstieg und die Todtenköpfe so unheimlich leuchteten, dachte er: „Ei, das macht sich ja sehr hübsch. Da sieht man doch seinen Weg." Als er aber das Skelett sah, rief er ihm zu: „Höre einmal, was machst du hier oben? Sollst du läuten, so mache dich wenigstens ans Werk und dann gehe ich hinunter. Entweder du oder ich." Da nun das Skelett unbeweglich stand und keine Antwort gab, so verlor der Bursche die Geduld, und sprach: „Wenn du nicht hören willst, so siehe selber zu," und warf es die Treppe hinunter. Da fing er an mit allen Glocken zu läuten, daß die Leute auf den Straßen zusammenliefen und meinten, es sei ein Unglück geschehen. Der Geistliche aber beruhigte sie und sprach: „Liebe Leute, geht nur nach Hause, es ist bloß mein Neffe, der macht zuweilen so dumme Streiche. — Komm herunter, du da oben!"

Digitized by Google

Nun wußte der Geistliche gar nicht mehr, was er sich ausdenken sollte, und dachte: „Einmal noch will ich es versuchen; wenn er sich aber diesmal nicht fürchtet, so muß er fort.“ Da rief er einen Mann und sprach zu ihm: „Höre, mein guter Freund, ich mache dir ein schönes Geschenk, wenn du genau thust, was ich dir sage. Heute Abend mußt du dich bei dieser Mauer verstecken. Gegen Mitternacht aber werde ich meinen Neffen zum Brunnen schicken. Wenn er nun vorbeikommt, so richte dich plötzlich auf und schreie: „„sei!““ *) Ein unerwarteter Schrecken macht einen oft mehr fürchten, als alles Andere.“ Der Mann versprach es, und gegen Mitternacht sagte der Onkel zu seinem Neffen: „Geh einmal an den Brunnen und hole mir etwas Wasser, ich bin so durstig.“ Da ging der Bursche durch die finstere Nacht zum Brunnen und hielt in jeder Hand einen Krug. Als er nun an der Mauer vorbeiging, richtete sich auf einmal eine schwarze Gestalt auf und schrie: „sei!“ — „sette!“ **) antwortete der Bursche ganz kaltblütig und schlug den Mann mit dem Krug ins Gesicht, daß der Krug in tausend Stücke zersprang und der Mann halb todt auf den Boden fiel. Als der Geistliche den Lärm hörte, kam er herbeigelaufen, und als er den verwundeten Menschen da liegen sah, sprach er: „Mit dir kann ich es nicht länger aushalten, gehe hin und versuche dein Glück in der weiten Welt.“

Der Bursche ließ es sich nicht zweimal sagen, wanderte in der finstern Nacht fort und nahm Nichts mit, als den einen Krug, den er noch in der Hand hielt.

Am andern Morgen fand er sich in einer einsamen, wilden Gegend und weil er durstig war und einen Brunnen in der Nähe sah, so ging er hin, füllte seinen Krug und wanderte weiter. Endlich sah er in der Ferne ein wunderschönes Haus stehen, darin wohnten dreizehn Räuber. Während er nun auf das Haus zuging, fiel ihm sein Krug aus der Hand und das Wasser lief in kleinen Bächlein hier hin und dort hin. „Fünfhundert hier hinaus, vierhundert auf jener Seite, sechshundert

*) Sechs. **) Sieben.

dort drüben,"*) sprach er mit lauter Stimme und meinte die Wassertropfen. Die Räuber aber meinten, es sei ein großer General, der mit seiner Armee gekommen wäre, sie zu fangen, sprangen zur Hinterthür hinaus und nahmen Reißaus. Der Bursche ging in das Haus und fand einen schön gedeckten Tisch, daran setzte er sich und aß und trank soviel sein Herz begehrte. Weil er aber die ganze Nacht gewandert war, so wollte er nun auch schlafen. Da ging er in einen großen Saal, darin standen die dreizehn Betten der Räuber, die nahm er alle auseinander und thürmte sie vor der Thüre auf, legte sich oben hinauf und nahm auch ein Schwert zu sich, das den Räubern gehörte.

Nach einer Weile dachten die Räuber: „Wir wollen jetzt einmal nachsehen, vielleicht sind die Soldaten fort." Als sie aber an das Haus kamen, schickte der Räuberhauptmann Einen hinein, der sollte einmal nachsehen, wie es eigentlich drinnen aussehe. Der Räuber schlich leise herein, bis er an die Thüre kam, hinter der alle die Betten aufgethürmt waren. Der Bursche aber, der oben drauf lag, als er den Räuber kommen sah, zog er sein Schwert aus der Scheide und rief mit lauter Stimme: „Heraus, heraus!" und schlug den Räuber todt. Die andern Räuber aber meinten, er rufe alle seine Soldaten und liefen noch viel schneller davon als das erste Mal. Da sammelte der Bursche alle die Schätze und Kostbarkeiten, die in dem Hause waren und brachte sie zu seiner Mutter, die freute sich, daß ihr Sohn wiederkam und ein so reicher Mann geworden war. Da lebten sie glücklich und zufrieden, das Fürchten aber hat er nicht gelernt.

58. Von den vier Königstöchtern.

Es war einmal ein König, der hatte vier schöne Töchter. Da ließ er einmal einen Wahrsager kommen, der sollte ihm wahrsagen, welches Schicksal die Prinzessinen haben würden. Der Wahrsager sprach: „Ehe

*) Cinque centu di cca, quattru centu dda parte, sei centu dda via.

die jüngſte Prinzeſſin vierzehn Jahr alt ſein wird, wird eine Wolke kommen, und die vier Schweſtern rauben. Da ließ der König ſeine Töchter einſperren, und ſie durften nicht einmal in den Garten gehen. Weil aber die Wolke niemals kam, ſo dachte er endlich, der Wahrſager hätte ſich geirrt, und eines Tages, als die Prinzeſſinnen eine große Sehnſucht hatten in den Garten zu gehen, erlaubte er es ihnen. Es fehlten aber nur wenige Tage bis zum Augenblick wo die Jüngſte ihr vierzehntes Jahr vollenden ſollte. Kaum hatten die Prinzeſſinnen den Garten betreten, ſo ſenkte ſich eine große Wolke herab, und entführte ſie alle vier. Nun war der König ſehr traurig, und ließ im ganzen Reich verkünden, wer ihm die vier Töchter wiederbringe, ſolle ſich eine davon zur Gemahlin auswählen und nach ihm König ſein.

Das hörten auch drei Brüder, Söhne eines benachbarten Königs, die machten ſich auf, und wollten die vier Königstöchter ſuchen. Sie wanderten immer gerade aus, denn ſie wußten nicht, wo die Prinzeſſinnen weilten. Da begegneten ihnen eines Tages ein altes Mütterchen, das frug ſie: „Schöne Jünglinge, wohin wandert ihr?“ „Wir ſind ausgezogen, die vier Königstöchter zu finden, die von der Wolke geraubt worden ſind,“ antwortete der Jüngſte. „Ach, ihr armen Kinder,“ rief die Alte, „da müßt ihr noch viel Gefahren und Mühe ausſtehen; denn wenn ihr nun noch lange gewandert ſeid, ſo kommt ihr an eine Ciſterne, in die müßt ihr euch hinunterlaſſen. Drunten aber iſt ein Lindwurm mit ſieben Köpfen, der bewacht die Prinzeſſinnen, und den müßt ihr tödten.“ Die Königsſöhne dankten der freundlichen Alten für die Auskunft die ſie ihnen gegeben, und wanderten weiter.

Nachdem ſie viele Tage gewandert waren, kamen ſie endlich an die Ciſterne, in deren Tiefen der Lindwurm hauſte. Da ſprach der Aelteſte: „Laſſet mich zuerſt hinunter, und wenn ich läute, ſo ziehet mich ſchnell wieder herauf.“ Da banden ſie ihm einen Strick um den Leib, und ließen ihn in die Ciſterne hinab; er aber hatte ein Glöckchen in der Hand. In der Ciſterne war es ſo dunkel und unheimlich, daß er bald den Muth verlor, und das Glöckchen läutete. Da zogen ihn ſeine Brüder

wieder herauf, und der Zweite ließ ſich an den Strick binden, und wollte nun ſein Glück verſuchen. Er kam aber nicht viel weiter als der Aelteſte, verlor den Muth, und gab bald das Zeichen, ihn herauf zu ziehen. Nun kam die Reihe an den Jüngſten; der ließ ſich ebenſo anbinden wie ſeine Brüder, und nahm auch das Glöckchen mit. Weil er aber mehr Muth hatte, als die beiden andern, ſo kam er glücklich auf den Grund der Ciſterne. Da kam er in einen großen Raum, darin waren die Prinzeſſinnen, die waren an die Wand feſtgekettet, und in der Mitte ſtand der Lindwurm mit ſieben Köpfen, der war gar grauſig anzuſehen. Der Königsſohn zog ſein Schwert, und fing an, mit dem Lindwurm zu kämpfen, und wenn er ermattete, ſo ſchaute er nur die jüngſte Prinzeſſin an, ſo gab ihm das neue Kraft, alſo daß es ihm endlich gelang, dem Lindwurm die ſieben Köpfe abzuſchlagen. Da waren die Prinzeſſinnen voll Freude, und der Königsſohn löſte ihre Feſſeln, und führte ſie an den Ort hin, wo ſeine Brüder ihn hinaufziehen ſollten. Er mochte aber läuten ſo viel er wollte, ſo war niemand da, um den Strick heraufzuziehen, denn ſeinen Brüdern war die Zeit lang geworden, und ſie hatten ihn im Stich gelaſſen. „Was ſollen wir nun thun?“ frug der Königsſohn die Pinzeſſinnen; die wußten aber auch keinen Rath; endlich ſprach die Jüngſte: „Jeden Tag kommt ein Adler und ſenkt ſich in die Ciſterne hinunter. Wenn wir ihn freundlich bitten, ſo trägt er uns vielleicht auf ſeinen Flügeln hinaus.“

Alſo warteten ſie geduldig, bis der Adler durch die Ciſterne herunter geflogen kam. Da baten ſie ihn, er möge ſie doch auf ſeinem Rücken hinaustragen, und er antwortete: „Das will ich gerne thun, ihr müßt mir aber zu freſſen geben, bis ich ſatt bin.“ „Das kann leicht geſchehen,“ erwiderte der Königsſohn, „hier liegt ja der ganze Lindwurm.“ Alſo zerſchnitt er den Lindwurm in lauter Stücke, und gab ſie dem Adler zu freſſen; der fraß bis er ſatt war, und trug dann die älteſte Prinzeſſin hinauf. Als er wiederkam, fraß er zuerſt wieder einen Theil vom Lindwurm, und trug dann die zweite Prinzeſſin ans Tageslicht, dann die Dritte, und endlich auch die Vierte.

Digitized by Google

Nun war nur noch der Königssohn da. Der Adler aber hatte den ganzen Lindwurm aufgegessen und sagte: „Wenn du mir nicht etwas zu fressen gibst, so trage ich dich eben nicht hinauf.“ Der Königssohn bat den Adler und sprach: „Ach, wo soll ich denn hier in dieser Einöde etwas herholen? wenn wir oben angekommen sind, so will ich dir geben, was du willst.“ Das Thier aber ließ sich nicht erweichen, und sprach: „Schneide dir aus den Armen und Beinen das Fleisch aus, und gib es mir, so will ich mich damit zufrieden geben.“ Da dachte der Königssohn: „Ich bin so wie so todt, so will ich denn dies letzte Mittel versuchen “ Also schnitt er sich aus seinen Armen und Beinen das Fleisch aus, und hielt es dem Adler hin, der fraß es und trug ihn dann hinauf. Als ihn die Prinzessinnen so blutig wiedersahen, erschraken sie sehr, und verbanden seine Wunden und pflegten ihn, bis er wieder gesund war. Dann führte sie der Königssohn zu ihrem Vater zurück, und wählte sich die Jüngste zu seiner Gemahlin. Also feierten sie eine glänzende Hochzeit, und als der alte König starb, erhielt der Königssohn die Krone und lebte glücklich und zufrieden, wir aber sind leer ausgegangen.

59. Von Armaiinu.

Es war einmal ein König, der hatte drei schöne Töchter. Als nun eines Tages die Prinzessinnen sich im Garten belustigten, brachen drei furchtbare Riesen in den Garten ein, und raubten die Prinzessinnen. Da ließ der König im ganzen Reich verkündigen, wer ihm die Töchter wiederbringe, solle sich eine von ihnen zur Gemahlin wählen, und nach ihm König sein. Es kamen viele und zogen aus, die Prinzessinnen zu finden, aber keiner von ihnen kehrte jemals zurück.

Nun kamen eines Tages auch drei Prinzen, die waren Brüder. Sie ließen sich vor den König führen und sprachen: „Königliche Majestät, wir sind gekommen, die Prinzessinnen zu erlösen.“ „Ach,“ antwortete der König, „es sind schon so viele ausgezogen und noch keiner

iſt wiedergekommen; hoffen wir zu dem Herrn, daß es euch beſſer glücken wird."

Da wanderten die drei Prinzen fort, immer zu, ein Jahr, einen Monat und einen Tag, bis ſie an ein ſchönes großes Schloß kamen, das mitten in einem großen Gute lag. Da verloren ſie den Muth noch weiter zu wandern, und dachten: „Hier wollen wir bleiben, bis wir etwas Genaueres erfahren, wo die Prinzeſſinnen zu finden ſind. Das Gut iſt ſchön, und Wild gibt es im Ueberfluß, daß wir uns davon ernähren können." Alſo blieben ſie da, gingen auf die Jagd, und führten in dem ſchönen Schloſſe ein herrliches Leben.

Unterdeſſen wartete der König immerfort auf ſeine Töchter und ihre Befreier, und da immer niemand kam, dachte er endlich: „Sie werden verſchollen ſein, wie die andern auch," und war ſehr traurig. Er hatte aber einen alten treuen Thürhüter, der war früher Soldat geweſen, und weil er im Kriege einen Arm und ein Bein verloren hatte, und nicht arbeiten konnte, ſo war er des Königs Thürhüter geworden, und hieß Armaiinu. Der kam zum König und ſprach: „Königliche Majeſtät, ich will ausziehen, und die drei Prinzeſſinnen und die drei Prinzen ſuchen und ſie euch wiederbringen." Der König lachte und ſprach: „O Armaiinu, wenn ſo viele ſtarke, junge Leute dabei zu Grunde gegangen ſind, wie wollteſt du es unternehmen?" Armaiinu aber ließ ſich von ſeinem Vorhaben nicht abbringen, alſo daß ihm der König endlich den erbetenen Urlaub geben mußte.

Da zog Armaiinu fort zu Fuß, und trug nur ein kleines kurzes Schwert, über das alle Leute lachten. Es war aber ein Zauberſchwert, und wer das hatte, dem konnte nichts widerſtehen. Armaiinu wanderte und wanderte, und weil er alt und lahm war, ſo brauchte er zwei Jahre, zwei Monate und zwei Tage, bis er zu dem Schloß kam, wo die drei Prinzen weilten. Endlich erreichte er es, trat herein, grüßte ſie, und ſprach: „Ich bin gekommen, nach euch zu ſehen, edle Prinzen, und euch zu helfen, die Prinzeſſinnen wieder zu erlangen." Die Prinzen lachten, aber ſie hießen ihn doch willkommen. Da ſprach Armaiinu: „Nun

wollen wir noch einige Tage hier bleiben, und jeder von uns soll der Reihe nach im Schloß bleiben und kochen, derweil die andern auf die Jagd gehen."

Die Prinzen waren es zufrieden, und am ersten Tag blieb der Aelteste da. Als er nun eben daran war, eine wilde Ente zu rupfen, trat ein gewaltiger Riese herein, der frug ihn mit drohender Stimme: „Wer hat dir erlaubt, in meinem Schlosse zu wohnen?" „Wir wohnen ja schon seit zwei Jahren hier," antwortete der Prinz, „und erst jetzt fällt es euch ein, danach zu sehen." „Antwortest du mir so?" rief der Riese, erhob seinen großen Stock, und prügelte den Prinzen durch, bis er halb todt liegen blieb. Als die andern wiederkamen, war die Ente erst halb gerupft, und der Prinz lag am Boden und stöhnte: „Ich habe auf einmal solches Leibweh bekommen," sagte er, „und konnte deßhalb meine Arbeit nicht fortsetzen."

Am zweiten Tag blieb der zweite Prinz da, es erging ihm aber nicht besser; während er eine wilde Ente rupfte, erschien der Riese und frug ihn, wer ihm erlaubt habe, im Schlosse zu wohnen, und da er dieselbe Antwort gab wie sein Bruder, so prügelte ihn der Riese durch, und ließ ihn halbtodt liegen. Als die andern kamen, fanden sie die Ente nur halb gerupft, und den Prinzen am Boden, der stöhnte: „Ach, ich habe auf einmal solches Kopfweh bekommen, daß ich in meiner Arbeit nicht fortfahren konnte." Also mußten sie wieder hungrig zu Bette gehen. Der Aelteste aber sprach leise zum Zweiten: „Du, hat dich der Riese vielleicht auch durchgeprügelt?" „Ja," antwortete der Andre, „wir wollen den Beiden dort nichts sagen. Haben wir unsre Prügel bekommen, so können sie auch welche kriegen."

Am nächsten Morgen blieb der jüngste Prinz zu Hause, es erging ihm aber nicht besser als seinen Brüdern; als die andern Abends heimkamen, war die Ente kaum zur Hälfte gerupft, und der Prinz lag am Boden und stöhnte: „Ach, es ist mir so unwohl geworden, darum konnte ich nichts machen." „Nun, das ist nett," sprach Armaiinu, „ihr seid drei kräftige junge Leute, und nun müssen wir dreimal nacheinander hungrig

zu Bette gehen, weil der eine Leibweh bekommt, und der andre Kopfweh, und es dem dritten unwohl wird. Ich ſehe ſchon, morgen muß der arme Armaiinu zu Hauſe bleiben und für alle arbeiten." „Ja," dachten die drei Brüder, „bleibe du nur zu Hauſe, und koſte die Prügel, die wir haben ſchmecken müſſen."

Am vierten Tag alſo blieb Armaiinu zu Hauſe, und als er eben eine Ente rupfte, erſchien der Rieſe und ſprach mit drohender Stimme: „Seid ihr noch immer da? Warte nur, heute bringe ich dich um." Armaiinu aber zog ſein Zauberſchwert, ging auf den Rieſen los und hieb ihm den Kopf ab. Dann briet er das Wild, und als die Anderen kamen, ſtand er ganz vergnügt unter der Thür und rief ihnen zu: „Ihr kommt zu guter Stunde, denn das Eſſen iſt fertig." Da verwunderten ſie ſich ſehr und frugen ihn, ob niemand gekommen wäre. „O ja," ſprach Armaiinu, „es kam ſo ein unhöflicher Kerl, dem habe ich den Kopf abgeſchnitten." Da erſchraken die Prinzen und dachten: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu."

Am andern Morgen ſprach Armaiinu: „Nun wollen wir aber auch gehen, die Prinzeſſinnen zu erlöſen; hinter dem Hauſe iſt eine große Ciſterne, da muß ſich einer von uns hinunterlaſſen, denn da unten ſind die armen Mädchen gefangen." „Gut," antwortete der älteſte Prinz, „ich will es verſuchen." Da nahmen ſie einen großen Korb und banden ihn an einen Strick, und der Prinz ſtellte ſich in den Korb und nahm auch ein Glöckchen mit; wenn er das läutete, ſollten ihn die Anderen wieder hinaufziehen. Wer aber auf den Grund der Ciſterne gelangen wollte, mußte durch einen großen Wind, durch ein großes Waſſer und durch ein großes Feuer hindurch. Als nun der Prinz zum großen Wind kam, ward ihm ſo bange, daß er ſein Glöckchen läutete und ſich hinauf ziehen ließ.

Nun wollte der zweite Prinz ſein Glück verſuchen und hielt auch muthig aus, bis er durch den großen Wind gekommen war. Als er aber das Waſſer an ſeinen Füßen ſpürte, verlor er den Muth, läutete und ließ ſich hinaufziehen.

Digitized by Google

Nun war die Reihe an dem Jüngſten. Der ging muthig durch den Wind und durch das Waſſer hindurch; als er aber das Feuer ſpürte, mochte er nicht weiter und ließ ſich hinaufziehen.

„Nun muß wohl der arme Armaiinu ſein Glück verſuchen,“ ſprach der Alte, ſtieg in den Korb und ließ ſich in die Ciſterne hinunter. Er ging muthig durch den Wind, das Waſſer und das Feuer und kam glücklich unten an. Da ſtieg er aus dem Korb und wanderte ein wenig in einem dunkeln Raum, bis er eine Thüre ſah, unter der ſchien das Licht hindurch. Als er aber aufmachte, ſah er einen ſchönen Saal, darin ſaß die älteſte Prinzeſſin vor einem wunderſchönen Spiegel, und vor ihr lag der eine Rieſe und ruhte mit ſeinem Kopf in ihrem Schoß. Da zog Armaiinu ſein Zauberſchwert und hieb dem Rieſen den Kopf ab, ohne daß er auch nur erwachte. Die Prinzeſſin aber wies mit der Hand auf eine Thüre, und als er dieſe öffnete und durchging, kam er in einen zweiten Saal, darin ſaß die zweite Prinzeſſin wie ihre Schweſter vor einem wunderſchönen Spiegel und vor ihr lag der zweite Rieſe und ruhte mit ſeinem Kopf auf ihrem Schoß. Armaiinu aber ſchlug ihm den Kopf ab und ging dann durch eine Thüre in den dritten Saal, wo die jüngſte Prinzeſſin ſaß wie ihre Schweſter vor einem Spiegel und des dritten Rieſen Kopf in ihrem Schoß haltend. Da ſchlug Armaiinu auch dieſem Rieſen den Kopf ab und befreite ſo die Prinzeſſinnen. Nun führte er ſie alle drei an den Ort, wo noch der Korb hing, ſetzte die älteſte Prinzeſſin hinein und läutete das Glöckchen. Die Prinzen zogen die Prinzeſſin hinauf und ließen dann den Korb wieder hinunter. Da ſetzte Armaiinu auch die zweite Prinzeſſin in den Korb und zuletzt auch die Jüngſte. Als aber die drei Prinzen die Töchter des Königs herausgezogen hatten, ſprachen ſie untereinander: „Wir wollen den alten Thürhüter unten ſitzen laſſen, ſo wird uns allein der Lohn für die Befreiung der Prinzeſſinnen.“ Da drohten ſie den Mädchen, ſie zu ermorden, wenn ſie nicht einen heiligen Eid ſchwören würden Nichts zu verrathen, und eilten davon. Als ſie nun an des Königs Hof kamen, ſagten ſie: „Königliche Majeſtät, nach langem Kampf und großer Mühe iſt es uns gelungen,

eure Töchter zu befreien und die Riesen umzubringen." Da war der König hoch erfreut und ließ eine glänzende Hochzeit veranstalten und jeder Prinz heirathete eine Prinzessin.

Unterdessen hatte Armaiinu lange in der Cisterne gewartet und mit seinem Glöckchen geläutet, aber der Korb wurde nicht wieder heruntergelassen und er merkte endlich, daß die Prinzen ihn verrathen hatten. Da ging er zurück in die schönen Säle und sah alle die herrlichen Schätze, die dort gesammelt waren. Aber er empfand nur Zorn darüber, denn er dachte, daß alle die Schätze ihm nichts helfen könnten, so lange er in der Cisterne gefangen saß. Wie er nun vor dem Spiegel stand, vor dem die älteste Prinzessin gesessen hatte, übermannte ihn der Zorn, daß er einen großen Stein gegen den Spiegel warf und ihn in tausend Stücke zerbrach. Aus dem Spiegel aber fiel ein prachtvoller Kaisermantel und eine Kaiserkrone heraus. „Was hilft mir der schöne Mantel und die Krone, wenn ich nicht aus der Cisterne hinaus kann?" rief er, und zerriß ihn in tausend Stücke. Dann ging er in den zweiten Saal und zerbrach auch den andern Spiegel. Da fielen ein Kaisermantel und eine Kaiserkrone heraus, die waren noch viel prächtiger als die ersten. Armaiinu wollte diesen Mantel auch zerreißen, da er aber sah, wie prächtig gestickt er war, so wollte er ihn doch nicht verderben, und ging hin und zerbrach auch den dritten Spiegel. Da fiel ein kleines Pfeifchen heraus, und als er es an den Mund setzte und hinein blies, rief eine Stimme: „Befiehl." „So wünsche ich mir, ein junger schöner Mann zu sein," rief Armaiinu. Da wurde er in einen jungen wunderschönen Mann verwandelt, legte den prächtigen Kaisermantel an und setzte die Krone auf, und war nun anzuschauen wie ein mächtiger Kaiser. Da pfiff er wieder und wünschte sich aus der Cisterne hinaus und in demselben Augenblick stand er an der freien Luft. Da wünschte er sich noch ein großes Gefolge und einen sechsspännigen Wagen und fuhr dann nach den Hof des Königs.

Als aber der König hörte, der Kaiser der ganzen Welt *) zöge in

*) L' imperaturi di tutto lu munnu.

ſein Reich ein, eilte er ihm entgegen und fiel ihm zu Füßen. Armaiinu aber hob ihn freundlich auf und ſagte, er wolle heute bei ihm zu Tiſche ſein.

Alſo wurde ein glänzendes Mahl gehalten, und nach dem Eſſen ſollte ein jeder eine Geſchichte erzählen. Da ſprach Armaiinu: „Ich will euch die Geſchichte eines armen Thürhüters erzählen, und hub an, und erzählte ſeine eigene Geſchichte. Die drei Prinzen aber, die nebſt ihren Frauen mit zu Tiſche ſaßen, erſchraken ſehr, als ſie dieſe Geſchichte hörten, und Armaiinu rief: „Ja, königliche Majeſtät, und ich bin der arme Armaiinu, und dieſe drei Prinzen ſind die Verräther, die mich im Stich gelaſſen haben, und wenn es noch eines Beweiſes bedarf, ſo ſeht doch nur, wie ſie alle drei ſo blaß und entſtellt ausſehen." Da ließ der König die drei Prinzen hinausführen und erhängen, und ſprach zu Armaiinu: „Wähle dir nun eine meiner Töchter aus, und wenn ich ſterbe, ſo ſollſt du König ſein." Armaiinu aber ſprach: „Nein, königliche Majeſtät, euren Töchtern gebührt es, drei Königsſöhne zu heirathen; ich aber wünſche mir nichts anderes, als in eurem Dienſt als euer treuer Armaiinu zu ſterben." Da wünſchte er ſich in ſeine frühere Geſtalt zurück und wurde wieder der lahme einarmige Armaiinu, der er früher geweſen war, und blieb des Königs Thürhüter, bis er ſtarb. Die drei Prinzeſſinnen aber heiratheten mit der Zeit drei edle Königsſöhne, und blieben glücklich und zufrieden, und wir ſind leer ausgegangen.

---

60. Vom verſchwenderiſchen Giovanninu.

Es war einmal ein reicher Jüngling, der hieß Giovanninu. Er hatte große Schätze, und viele Reichthümer. Er wollte aber nicht arbeiten und keine Geſchäfte machen, ſondern lebte nur immer herrlich und in Freuden, ging überall hin, wo eine Feſtlichkeit war, und verſpielte und vertrank ſein Geld. Sein treuer Diener Peppe ſagte oft zu ihm: „Ach, Patron, nehmt euch in Acht! Das kann ja ſo nicht fortgehen. Wenn

ihr nur immer ausgebt, ohne je etwas zu erwerben, ſo muß ja das Geld zuletzt ein Ende nehmen." Giovanninu aber antwortete immer: „Meine Reichthümer nehmen noch lange kein Ende, laſſe mich nur ſelbſt dafür ſorgen." So lebte er den einen Tag wie den andern, ging zu jeder Feſtlichkeit, und verſpielte ſein Geld. „Patron, nehmet euch doch in Acht," warnte ihn der treue Peppe. Er aber ließ ſich nicht warnen, bis eines Tages alle Schätze verbraucht waren, und er nicht einmal ſo viel mehr hatte, daß Peppe die Einkäufe für das Mittageſſen hätte beſorgen können. Da fing Giovanninu an all ſein Silberzeug zu verkaufen und alle ſeine ſchönen Möbel, und führte mit dem Gelde ſein altes Leben fort.

So trieb er es, bis er Alles verkauft hatte, und ganz arm und bloß blieb.*) „Ach, Patron, ich habe euch ja gewarnt," ſprach der arme Peppe und weinte bitterlich. „Du haſt recht," antwortete Giovanninu, „es bleibt uns nun nichts übrig, als unſer Glück zu ſuchen. Wandre du auf die eine Seite hinaus, und ich will auf die andre Seite gehen, ſo wollen wir ſehen, ob wir unſer Glück finden." Alſo trennten ſie ſich, und Giovanninu wanderte fort und mußte betteln.

Als er nun eine lange Zeit gewandert war, kam er eines Tages in eine ganz fremde Gegend. Vor ihm ſtand ein herrlicher Palaſt, und weil die Sonne ſo ſchön ſchien, ſetzte er ſich auf die Schwelle, um ſich ein wenig zu wärmen. Wie er ſo da ſaß, kam ein wunderhübſches weißes Schäfchen aus dem Palaſt heraus, lagerte ſich neben ihn und ließ ſich von ihm ſtreicheln. Er aber freute ſich über das niedliche Thierchen. Auf einmal that das Schäfchen ſeinen Mund auf und ſprach: „Willſt du mit mir hinaufgehen, ſchöner Jüngling? Sieh, ich bin eine verzauberte Königstochter, und wenn du Alles thuſt, was ich dir ſagen werde, ſo kannſt du mich erlöſen." „Sage mir, was ich thun ſoll," ſprach Giovanninu, „ſo will ich dich von deinem Zauber erlöſen." „Komm nur mit hinauf," antwortete das Schäfchen, „da wirſt du gutes Eſſen und Trinken finden und ſchöne Kleider. Auch ein gutes Bett iſt

*) Ristau poviru e pacciu.

für dich bereit. Wenn du nun jede Nacht Alles erträgſt, was mit dir geſchehen wird, ohne einen Laut auszuſtoßen, ſo kannſt du mich erlöſen." Da verſprach Giovanninu noch einmal, er wolle ſie erlöſen, und die verzauberte Königstochter führte ihn in den Palaſt, wo er aß und trank, was ſein Herz begehrte, und ſich dann zu Bette legte.

Er ſchlief bald ein, und hielt ganz ruhig ſeinen erſten Schlaf. Als es aber Mitternacht ſchlug, erwachte er von einem großen Lärm; die Thür ſprang auf, und herein trat ein langer Zug von Geſtalten, von denen jede eine brennende Kerze in der Hand hielt. „Steh auf, und geh mit uns," ſprachen ſie zu Giovanninu; er aber antwortete ihnen nicht, und blieb ruhig liegen. Da riſſen ſie ihn aus ſeinem Bett, und ſchleppten ihn mitten in die Stube, bildeten einen Kreis und tanzten um ihn herum. Dabei ſtießen und ſchlugen ſie ihn, und mißhandelten ihn arg, er aber ertrug Alles, ohne einen Laut von ſich zu geben Als der Morgen graute, ließen ſie ihn halbtodt liegen und verſchwanden. Da kam das weiße Schäfchen herein, und verband ihm ſeine Wunden, und brachte ihm Speiſe und Trank, daß er ſich wieder erholte. So ging es jede Nacht, wohl zwei Wochen lang.

Eines Morgens aber kam ſtatt des weißen Schäfchens ein Mädchen herein, das war ſo ſchön, als ob Gott es geſchaffen hätte*), und ſprach: „Ich bin das weiße Schäfchen, und du haſt mich von meinem Zauber erlöſt. Ich gehe nun fort, und kehre zu meinen Eltern zurück. Dich kann ich noch nicht mitnehmen, aber in acht Tagen komme ich wieder, und komme drei Tage nacheinander, jedesmal um Mittag. Dann mußt du vor dem Thore des Palaſtes auf mich warten, aber wehe dir, wenn ich dich ſchlafend finde." Giovanninu verſprach gute Wache zu halten, und die ſchöne Königstochter fuhr weg.

Als ſie nun nach Hauſe kam, waren ihre Eltern ſehr erfreut, ihre liebe Tochter wiederzuſehen, die ſie vor vielen Jahren verloren hatten.

---

*) Die gewöhnliche Redensart iſt: wie ihn ſeine Mutter gemacht hatte, comu lu fici so matri.

Sie aber ſprach: „Giovanninu hat mich erlöſt, und er ſoll nun mein Gemahl ſein.“

Als nun die acht Tage um waren, beſtieg ſie ein wunderſchönes Pferd, und nahm ein großes Gefolge mit, und ritt nach dem Palaſt. Giovanninu hatte ſich auf die Schwelle geſetzt, und wartete auf ſie. In dem Palaſte aber waren noch viele andre verzauberte Mädchen, die waren von Neid gegen die ſchöne Königstochter erfüllt, weil ſie zuerſt erlöſt worden war. Deßhalb warfen ſie einen Zauber auf den armen Giovanninu, und in dem Augenblick, wo die Königstochter in der Ferne erſchien, kam ein tiefer Schlaf über ihn, und er ſchlief ein. Da nun die Königstochter herangeritten kam, und ihn ſchlafend fand, ward ſie ſehr betrübt, und ſtieg vom Pferd und rief ihn: „Giovanninu! Giovanninu! wache auf!“ Er aber hörte nicht, denn es war eben ein Zauberſchlaf. Als ſie nun ſah, daß ſie ihn nicht wecken konnte, nahm ſie einen Zettel und ſchrieb darauf: „Nimm dich in Acht, es bleiben dir nur noch zwei Tage.“ Dieſen Zettel ſteckte ſie ihm in die Taſche und ritt fort. Als er nun aufwachte, und ſah, daß ſich die Sonne ſchon neigte, erſchrak er ſehr, und dachte: „Weh mir! Die Königstochter iſt gewiß gekommen und hat mich ſchlafend gefunden.“ Da er aber von ungefähr in die Taſche fuhr, und den Zettel fand, ward er noch viel trauriger, und jammerte: „Ach, ich Unglücklicher, wie konnte ich nur einſchlafen.“

Den nächſten Tag ſetzte er ſich wieder zu rechter Zeit auf die Schwelle und dachte: „Heute will ich gewiß wach bleiben.“ Es ging ihm aber nicht beſſer, als das erſtemal; in dem Augenblick, als die Königstochter in der Ferne erſchien, überfiel ihn ein tiefer Schlaf. Da ſie ihn nun zum zweitenmal ſchlafend fand, ward ſie noch mehr betrübt, und ſtieg vom Pferde, und rief: „Giovanninu! Giovanninu! wache auf!“ Als er aber nicht aufwachte, nahm ſie einen Zettel und ſchrieb darauf: „Jetzt komme ich nur einmal noch; wehe dir, wenn du auch morgen ſchläfſt.“ Dieſen Zettel ſteckte ſie ihm in die Taſche, beſtieg ihr Pferd und ritt davon. Als aber Giovanninu aufwachte, und den Zettel fand, jammerte er laut und ſprach: „Wie iſt denn das möglich? Das

kann ja nicht mit rechten Dingen zugehen, daß ich ſo jeden Mittag einſchlafe."

Am dritten Tage ſetzte er ſich nun gar nicht hin, ſondern ging immer vor dem Palaſte auf und ab. Aber es half ihm nichts. So wie die Königstochter von ferne erſchien, überfiel ihn wieder der Zauberſchlaf, alſo daß er ſich hinſetzte und feſt einſchlief. Als die Königstochter ihn nun wieder ſchlafend fand, rief ſie aus: „Er hat ſein Glück nicht gewollt, ſo ſoll er denn auch keines haben." Dann nahm ſie einen Zettel, und ſchrieb darauf: „Du haſt dein Glück nicht gewollt, ſo ſollſt du denn auch keines haben. Wenn du mich nun noch wieder erlangen willſt, ſo mußt du wandern, bis du mich gefunden haſt." Dieſen Zettel ſteckte ſie ihm in die Taſche, beſtieg ihr Pferd und ritt davon. Denkt euch den Kummer des armen Giovanninu als er aufwachte, und den Zettel fand. „Ich Unglücklicher, wo ſoll ich ſie nun finden!" jammerte er. Es blieb ihm aber nichts übrig, als ſeinen Stab von Neuem zu ergreifen und in die weite Welt zu wandern, und weil er gar nichts hatte, ſo mußte er betteln.

So wanderte er eine lange, lange Zeit, daß ihm ſeine Kleider in Lumpen vom Leibe fielen, aber die ſchöne Königstochter fand er nicht. Da er nun eines Tages ganz matt und erſchöpft am Wege lag und nicht mehr weiter konnte, flog ein Adler vorbei, der frug ihn: „Schöner Burſche, was liegſt du ſo traurig da?" „Ach," antwortete Giovanninu, „ich bin ſo matt, daß ich nicht weiter kann." „Setze dich auf meinen Rücken," ſprach der Adler, „ſo will ich dich eine gute Strecke weit tragen." Da ſetzte er ſich auf den Rücken des Adlers, und der Adler ſtieg mit ihm in die Luft, uud flog wie der Wind.

Als ſie aber eine Weile geflogen waren, rief der Adler auf einmal: „Fleiſch!" „Was ſoll ich nun thun?" dachte Giovanninu. „Wenn ich ihm kein Fleiſch gebe, ſo wirft er mich herunter." Weil er nun nichts hatte, ſo ſchnitt er ſich die linke Hand ab und gab ſie dem Adler.

Wieder nach einer Weile ſchrie der Adler: „Fleiſch!" Da ſchnitt ſich Giovanninu den linken Arm ab, und gab ihn dem Adler, und weil das Thier immer mehr verlangte, ſo mußte er ſich auch den linken Fuß

und das linke Bein abſchneiden. Endlich aber ſenkte ſich der Adler mit ihm hinab, und ſprach: „Steige von meinem Rücken, und ſetze deinen Weg fort.“ „Wie kann ich in dieſem Zuſtande weiter wandern!“ klagte Giovanninu. Da ihn nun der Adler ſo verſtümmelt ſah, frug er: „Warum haſt du das gethan?“ „Ihr verlangtet ja immer Fleiſch, und ich hatte kein andres Fleiſch, euch zu geben.“ Da wurde der Adler gerührt, und ſprach: „Mache dir keine Sorgen, ich will dich ſchon heilen.“ Damit brach er die Glieder des armen Giovanninu wieder aus, ſetzte ſie ihm an und ſprach: „Ich weiß, daß du ausgewandert biſt, die ſchöne Königstochter zu ſuchen. So höre denn meinen Rath. Wenn du noch zwei Tagereiſen weiter wanderſt, ſo wirſt du an ein kleines Häuschen kommen, darin wohnt eine alte weiſe Frau, die wird dir helfen.“

Alſo machte ſich Giovanninu wieder auf, und wanderte zwei Tage lang, und am Abend des zweiten Tages kam er an ein Häuschen, wie der Adler geſagt hatte. Da klopfte er an, und eine ſteinalte Frau kam und frug ihn, was er wolle. „Ich bin ein armer Jüngling,“ erwiderte Giovanninu, „erweiſt mir die Barmherzigkeit und laßt mich dieſe Nacht hier ruhen.“ „Komm herein, mein Sohn,“ ſprach die Alte, machte ihm die Thüre auf, und gab ihm zu eſſen und zu trinken. Dann frug ſie ihn: „Was führt dich denn in dieſe einſame Gegend?“ Da erzählte er ihr Alles, was vorgefallen war, und ſprach: „Das und Das iſt mir begegnet, nun rathet mir, wie ich die ſchöne Königstochter wiederfinden ſoll.“ „Schlafe für jetzt,“ erwiderte die Alte, „morgen früh will ich dir ſagen, was du thun ſollſt.“ Da legte ſich Giovanninu hin und ſchlief ruhig bis zum Morgen, und als er aufwachte, gab ihm die Alte noch etwas zu eſſen, und ſprach: „Die Königstochter wohnt in der und der Stadt, wandre ſo lange bis du hinkommſt. Hier gebe ich dir auch eine Zaubergerte. Wenn du nun in der Stadt ſein wirſt, ſo laß dir den Palaſt des Königs weiſen, und in der Nacht befiehl der Gerte, ſo wird ein Palaſt entſtehen, viel ſchöner als der des Königs, und dem königlichen grade gegenüber. Was du aber um die Königstochter ausgeſtanden haſt, das laſſe du ſie nun auch entgelten.“ Damit gab ihm die Alte die

Zaubergerte, und Giovanninu bedankte ſich vielmals, und wanderte wieder weiter.

Als er nun noch einige Zeit gewandert war, kam er endlich in die Stadt, wo die Königstochter wohnte, und ließ ſich gleich vor den königlichen Palaſt führen, und merkte ſich genau wo er ſtand. In der Nacht aber ſchlich er mit ſeiner Zaubergerte hin und ſprach: „Ich befehle!“ „Was befiehlſt du?“ frug die Gerte. Da wünſchte er ſich einen Palaſt, mit Allem ausgeſtattet. Dazu Wagen und Pferde und alle Dienerſchaft; und ſogleich ſtand ein wunderſchöner Palaſt da, wie er nicht ſchöner ſein konnte. Die Diener kamen herbei, und wuſchen den Giovanninu, und legten ihm koſtbare Kleider an, und da wurde er ein ſo ſchöner Jüngling, daß ihn kein Menſch erkennen konnte.

Als nun am nächſten Morgen die Königstochter den wunderſchönen Palaſt ſah, war ſie ſehr erſtaunt und ſprach: „Sind es denn meine Augen, oder iſt wirklich über Nacht ein ſo ſchöner Palaſt entſtanden?“ Wie ſie noch ſo dachte, erſchien Giovanninu am Fenſter, ſie aber erkannte ihn nicht. Weil er jedoch ein ſo ſchöner Jüngling war, ſo entbrannte ſie in heftiger Liebe zu ihm und ſprach: „Dieſer ſoll mein Gemahl ſein und kein anderer.“ Alſo verſuchte ſie, ihn zu grüßen und mit ihm Bekanntſchaft zu ſchließen, er aber that, als ſehe er ſie nicht. Je gleichgültiger er ſich aber zeigte, deſto heftiger liebte ſie ihn. Da nähte ſie zwölf Hemden von der allerfeinſten Leinwand, und legte ſie auf einen ſilbernen Präſentirteller, und bedeckte ſie mit einem wunderſchönen geſtickten Tuch, rief ihren Diener, und ſchickte ihn damit zu Giovanninu und ließ ihm ſagen: „Die Königstochter hier gegenüber läßt euch grüßen, und läßt euch bitten, dieſe Hemden ihr zu Liebe zu verbrauchen.“ *) Als nun der Diener Giovanninu dieſe Botſchaft brachte, antwortete dieſer: „Schön, ich wollte heute eben Wiſchtücher in die Küche kaufen; bringet dieſe in die Kirche. Und ſaget eurer Herrin, ich ließe ihr vielmals danken.“

Der Diener kam ganz verſtört zur Königstochter und ſprach: „Ach,

*) Mi voi struditi pi l' amuri soi.

königliche Hoheit, dieſer Herr muß viel reicher ſein als ihr. Denkt euch nur, die ſchönen Hemden hat er in die Küche bringen laſſen, um die Keſſel damit auszuwiſchen."

Da wurde die Königstochter ſehr traurig, und nahm einen goldnen Armleuchter, der war ſo ſchön, daß man nichts ſchöneres ſehen konnte. Dieſen Armleuchter ſchickte ſie dem ſchönen Giovanninu, und ließ ihm ſagen: „Die Königstochter ſchickt euch viele Grüße; ihr möchtet dieſen Leuchter ihr zu Liebe neben eurem Bette brennen laſſen." Als aber der Diener zu Giovanninu kam, und ihm die Botſchaft brachte, antwortete dieſer wieder: „Schön, der Leuchter kommt mir eben recht; ich wollte ja heute eine Küchenlampe kaufen. Bringet den Leuchter in die Küche, eurer Herrin aber ſagt, ich ließe ihr vielmals danken."

Der Diener kam zurück, und brachte ſeiner Herrin die Antwort; und die Königstochter wurde immer trauriger. Da rief ſie ihren vertrauteſten Diener, und ſchickte ihn zu Giovanninu und ließ ihm ſagen: „Die Königstochter iſt in heftiger Liebe zu euch entbrannt, und läßt euch fragen, ob ſie nicht die Ehre haben kann, euch zu ihrem Gemahl zu erwählen." Da das Giovanninu hörte, antwortete er: „Wenn die Königstochter meine Gemahlin werden will, ſo muß ſie ſich in einem Sarge, wie eine Todte, mit Prieſtern und Muſik, durch die ganze Stadt tragen laſſen, und endlich vor meinem Fenſter vorbeikommen."

Als die Königstochter das hörte, ließ ſie ſich in einen Sarg legen, und durch die ganze Stadt tragen, und die Prieſter begleiteten ſie mit brennenden Kerzen, und alles Volk lief mit. Wie ſie aber unter dem Fenſter vorbeikam, wo Giovanninu ſtand, ſpuckte dieſer vor ihr aus, und rief mit lauter Stimme: „Um eines Mannes willen erträgſt du ſolche Schmach? Nun wird dir vergolten für Alles, was ich deinetwegen habe leiden müſſen!" Da erkannte ſie ihn, und ſtürzte ſich vom Sarg herunter, lief zu ihm und fiel vor ihm nieder und ſprach: „Giovanninu, mein lieber Giovanninu, vergib mir! Ach, wie viel haſt du mich leiden laſſen!" „So viel habe ich für dich gelitten," antwortete Giovanninu, „darum wollte ich, du ſollteſt auch meinetwegen leiden."

Digitized by Google

Da umarmten sie sich, und es war große Freude im ganzen Land, und sie hielten drei Tage Festlichkeiten, und heiratheten sich. Als aber der alte König starb, ward Giovanninu König. Und so lebten sie glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

61. Von einem muthigen Königssohn, der viele Abenteuer erlebte.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten drei Söhne, die sie über die Maßen lieb hatten. Eines Tages wollte der König über Land gehen, und sprach zu seinem ältesten Sohne: „Morgen will ich über Land gehen, willst du mit mir kommen?" „Ja wohl, Vater," antwortete der Sohn, und so zogen sie am nächsten Morgen aus, nahmen ein gutes Mittagsessen mit und großes Gefolge.

Als sie nun weit weg vom Hause waren, kamen sie an ein wunderschönes Hochthal, das war so schön, daß der Königssohn ganz entzückt war, und sprach: „Lieber Vater, wie schön ist es hier; bleiben wir hier, und essen wir zu Mittag." „Gehen wir noch ein wenig weiter," sprach der König, „wir kommen gleich an einen viel schönern Ort." Da gingen sie noch weiter, und kamen in eine ganz öde, fremde Gegend, und als sie da durchgegangen waren, kamen sie an ein zweites Hochthal, das strahlte ganz von lauterem Gold; der Boden, die Berge, Alles war von Gold. „O, lieber Vater, wie schön ist es hier," sprach der Königssohn, „nun müßt ihr mir aber auch die Gnade erweisen, und müßt mir hier ein kleines Haus hinbauen lassen, denn ich will nicht zur Stadt zurückkehren." „O, mein Sohn, bist du toll?" rief der König. „Wie kannst du denn hier bleiben, so fern von deiner Mutter, und von mir, und wer soll denn bei dir bleiben?" „Nein, Vater, ich verlange es als eine Gnade, und ihr müßt sie mir zugestehen." Um nun den Sohn zufrieden zu stellen, ließ der Vater sogleich Maurer und Schreiner aus der Stadt rufen, und befahl ihnen, binnen dreien Tagen ein Landhaus zu bauen

Als es fertig war, zog der König nach Hause, und der Königssohn blieb allein in seiner neuen Wohnung. Er aß und trank voller Freude, und als es spät geworden war, legte er sich zu Bett. Um Mitternacht aber hörte er auf einmal ein furchtbares Getöse, Kettengerassel und Donnern, so daß ihm ganz bang zu Muthe wurde und er zum Hause hinauslief. Kaum hatte er das Haus verlassen, so stürzte es mit großem Gepolter zusammen. Da erschrak er noch viel mehr, und lief in die Stadt zurück, so schnell er laufen konnte.

Die Mutter hatte immerfort geweint über ihren armen verlorenen Sohn. Als er nun auf einmal wiederkam, war sie hoch erfreut. „Nun, bist du wieder da?" frug der König seinen Sohn; der antwortete: „Es war nicht möglich, auszuhalten; wenn ihr wüßtet, welch ein Lärm und Getöse auf einmal losbrach."

Der zweite Sohn aber spottete über seinen ältesten Bruder, und rief: „Seht einmal den Helden, der sich vor etwas Lärm gefürchtet hat! Lieber Vater, nun müßt ihr auch mir die Gnade erweisen, und mir ein Landhaus an denselben Ort hinbauen lassen." „Mein Sohn, was fällt dir ein! nein, du darfst nicht von mir fortziehen," jammerte die Mutter, und auch der König sagte: „Was habt ihr denn für Einfälle! bleibe doch bei uns, und schlage dir die Sache aus dem Sinn." Der Königssohn aber war eigensinnig, und bat so lange, bis der König endlich nachgab, und ihm in dasselbe Hochthal ein Landhaus bauen ließ, das war noch fester als das erste. Dann begleitete er seinen zweiten Sohn hin, nahm Abschied von ihm, und ließ ihn allein zurück. Der Königssohn aß und trank, und freute sich über sein schönes Haus, und als es Nacht wurde, legte er sich hin und schlief ein. Um Mitternacht aber erwachte er von einem furchtbaren Lärm, ebenso wie sein Bruder, und als er erschrocken zum Hause hinauslief, stürzte dasselbe hinter ihm zusammen, also daß er so schnell als möglich nach der Stadt zurückkehrte.

Der König und die Königin empfingen ihn mit großer Freude, der jüngste Bruder aber fing an zu spotten: „Nun seid ihr zu zweien! Ist es denn möglich, daß ihr nicht im Stande gewesen seid, auszuhalten?

Digitized by Google

Vater, nun müßt ihr mir die Gnade erweisen, und müßt mir auch ein Häuschen hinbauen lassen." Nun fing die Königin aber laut an zu jammern und zu klagen, denn der jüngste Sohn war ihr Liebling, und auch der König war zornig und sprach: „Ich möchte doch wissen, was ihr für ein Vergnügen an diesem Abenteuer findet! deine Brüder sind glücklich entkommen, wer weiß, wie es dir ergehen kann. Ich will und will nicht, daß du auch hinziehst!" Der Königssohn aber antwortete: „Meinen Brüdern habt ihr ihren Wunsch erfüllt, und mir wollt ihr nun nicht die Gnade erweisen?" Und ließ ihm keine Ruhe, bis der König endlich den Befehl gab, die Baumeister sollten an demselben Ort ein drittes Landhaus bauen. Als es fertig war, begleitete der König seinen dritten Sohn hin, nahm Abschied von ihm, und ließ ihn allein zurück.

Der Königssohn aß und trank, als es aber dunkel wurde, legte er sich nicht schlafen, sondern zündete ein Licht an, und stellte es auf einen Tisch; davor stellte er einen Sessel, setzte sich hinein, und zündete sich seine lange Pfeife an, und rauchte nun ganz ruhig und behaglich. Um Mitternacht ging dasselbe furchtbare Getöse wieder an, er ließ sich aber nicht stören, sondern rauchte ruhig weiter. „Bum! bum!" ging es durch das ganze Haus; die Thüren sprangen von selbst auf, und ein wilder Mann trat herein. „Was unterstehst du dich, auf meinem Grund und Boden dein Haus zu bauen?" brüllte er den Königssohn an, der aber antwortete gar nichts, sondern rauchte ruhig weiter, und was der wilde Mann auch sagen mochte, so ließ er sich nicht aus seiner Ruhe bringen. Der wilde Mann fuhr in der Stube herum, schaute Alles an, und drohte dazwischen wieder dem Königssohn. Als es aber ein Uhr schlug, verschwand er, und Alles wurde ruhig. Da legte der Königssohn sich zu Bette, und schlief ruhig bis zum Morgen. Als er aber erwachte, sah er, daß das ganze Haus golden geworden war. Die Wände, der Boden, das Dach, Alles war von lauterm Golde und strahlte in der Sonne.

Unterdessen warteten der König und die Königin auf ihren Sohn, und da er nicht kam, sprachen sie: „Wir wollen uns Alle zusammen aufmachen, und sehen, was aus ihm geworden ist."

Digitized by Google

Also machten sie sich mit ihren beiden ältesten Söhnen auf den Weg, als sie aber das goldne Haus von weitem leuchten sahen, und den Königssohn wohlbehalten am Fenster stehen, waren sie sehr erfreut, und umarmten und küßten ihn. Da führte er sie im ganzen Hause herum, und sie aßen und tranken mit einander, und nach dem Essen sprach der Jüngste zu seinen Brüdern: „Wir wollen nun ein wenig spazieren gehen." Das waren sie zufrieden, und so zogen sie alle drei zusammen aus. Da sie nun ein Weilchen gegangen waren, kamen sie an einen tiefen, tiefen Brunnen, in dem war kein Wasser. „Das ist doch merkwürdig," sprach Einer von ihnen, „da ist ja ein Brunnen ohne Wasser; wir wollen hinuntersteigen, und sehen, was es da unten gibt." „Ja," riefen die andern, „und wir wollen das Loos ziehen, um zu sehen, wer zuerst hinunter soll." Da zogen sie das Loos, und da es den Aeltesten traf, so band er sich einen Strick um den Leib, nahm ein Glöckchen mit, und ließ sich hinunter. Immer tiefer und tiefer ging es, auf einmal erhob sich ein solcher Lärm und Kettengerassel, mit Blitz und Donner, daß er erschrak, sein Glöckchen läutete, und sich eiligst hinaufziehen ließ.

Nun war die Reihe am Zweiten; es ging ihm aber nicht besser; als er den Lärm hörte, erschrak er so sehr, daß er das Glöckchen läutete, und sich wieder hinaufziehen ließ.

„Ihr seid Helden!" rief der Jüngste, „ich sehe schon, ich muß selbst hinunter." Da band er sich den Strick um den Leib, nahm das Glöckchen mit, und stieg hinunter. Er hörte wohl den furchtbaren Lärm, den Donner und das Kettengerassel, aber er kümmerte sich nicht darum, sondern setzte seinen Weg ruhig weiter fort. Als er nun auf dem Grunde des Brunnens ankam, band er sich los, und sah sich um; da sah er, daß er in einem herrlichen Garten war, und vor ihm stand ein wunderschönes Mädchen, das sprach leise zu ihm: „O, unglückseliger Jüngling, willst du hier dein Leben verlieren? Fliehe so schnell du kannst." „Warum sollte ich fliehen?" frug der Königssohn. „Ach," antwortete sie, „hier wohnt ein wilder Mann, der hält mich und meine beiden älteren Schwestern gefangen, und wenn er dich sieht, so frißt er dich." „Sei

ohne Sorge," sprach er, „ich will dich und deine Schwestern erlösen. Sage mir nur, wenn der wilde Mann schläft, so will ich herzuschleichen und ihn tödten." Da ward das schöne Mädchen sehr froh, und zeigte dem Jüngling, wo er sich verstecken sollte, und sagte ihm, sie wäre eine Königstochter. Als aber der wilde Mann schlief, rief sie den Königssohn, der zog sein gutes Schwert, und schlich hinzu, und haute dem wilden Mann den Kopf ab. Die drei Schwestern dankten ihm, und dann gingen sie alle vier an den Grund des Brunnens, um sich wieder hinaufziehen zu lassen. Da band er zuerst die älteste Königstochter fest, und läutete mit dem Glöckchen, und als die Brüder das Zeichen hörten, zogen sie an dem Strick, und meinten, ihren Bruder herauszuziehen. Als sie aber das schöne Mädchen sahen, das ihnen sagte, wie der Königssohn sie und ihre Schwestern erlöst hatte, wurden sie sehr froh, und warfen gleich den Strick hinunter, und zogen auch die zweite Königstochter heraus. „Höre," sprach nun die jüngste Königstochter zum jüngsten Königssohn, „laß dich zuerst hinaufziehen, denn deine Brüder möchten sonst Verrath an dir üben." „Ach nein, das werden sie nicht thun," antwortete er, „wie kann ich dich auch hier unten allein lassen?" „Ach, thu es mir zu Liebe, und steige zuerst hinauf," bat sie immer wieder, er aber wollte nicht, so daß sie sich endlich an den Strick binden lassen mußte. Vorher aber gab sie ihm eine Zaubergerte und sprach: „Im schlimmsten Falle wird dir diese Gerte heraushelfen." Da nahm er die Gerte, und gab ihr einen Ring mit einem Stein: „Bewahre diesen Ring wohl," sprach er, „denn wenn der Stein anfängt zu leuchten, so ist es ein Zeichen, daß ich dir nahe bin." Als nun die Brüder die dritte Königstochter auch herausgezogen hatten, wurden sie von Neid erfüllt gegen ihren jüngsten Bruder, der so Vieles vollbracht hatte. Da drohten sie den Schwestern und sprachen: „Wenn ihr uns nicht schwöret, daß ihr unsern Eltern sagen wollet, wir hätten euch erlöst, so bringen wir euch um. Und wenn sie nach unserm jüngsten Bruder fragen, so müsset ihr sagen, ihr hättet ihn nie gesehen." Die drei Schwestern wollten nicht, und baten die bösen neidischen Brüder: „Ach, verrathet doch euren unglücklichen Bruder nicht. Seht,

wir ſind drei, und ihr ſeid drei, weßhalb alſo wollet ihr ihn verlaſſen?" Die beiden Brüder aber antworteten: „Wenn ihr nicht ſchwören wollt, ſo tödten wir euch." Alſo mußten die armen Mädchen ſchwören, und die beiden Brüder brachten ſie zu ihren Eltern. „Seht, lieber Vater und liebe Mutter, dieſe Mädchen haben wir aus der Gewalt eines wilden Mannes errettet," ſprachen ſie, und der König und die Königin waren hoch erfreut, und ſagten: „So ſollen auch zwei von ihnen eure Gemahlinnen werden. Wo aber iſt euer jüngſter Bruder?" „Der hat ſich von uns getrennt," antworteten ſie, „und wir haben ihn nicht wieder geſehen."

Als nun der jüngſte Sohn nicht mehr nach Hauſe kam, fing die Königin an zu jammern und zu klagen, und es war große Trauer im ganzen Land.

Als jedoch einige Zeit vergangen war, heiratheten die beiden Brüder die beiden älteren Königstöchter; die Jüngſte aber wollte ſich nicht verheirathen, obgleich der König und die Königin ſie immer baten, ſich einen Mann auszuwählen. — Laſſen wir ſie nun, und ſehen uns nach dem armen jüngſten Königsſohne um.

Er wartete eine lange Zeit, ob der Strick nicht wieder herunterkommen würde; endlich aber mußte er ſich überzeugen, daß ſeine Brüder ihn verrathen hatten. „Sie hatte recht, daß ſie mich zuerſt hinauflaſſen wollte," dachte er, verlor aber den Muth nicht, ſondern zog ſogleich ſeine Zaubergerte hervor, und ſprach: „Ich befehle!" „Was befiehlſt du?" „Einen Adler!" Sogleich ſenkte ſich ein Adler herab, und frug nach ſeinem Begehr. „Nimm mich auf deinen Rücken, und trage mich an die Oberwelt." „Gut," antwortete der Adler, „aber nimm Fleiſch mit." Da ging der Königsſohn in den Garten, wo eine ganze Heerde Ochſen war, ſchlachtete einen davon, ſchnitt ihn in tauſend Stücke, und ſteckte ſie in ſeinen Sack. Dann ſetzte er ſich dem Adler auf den Rücken, und der Adler flog mit ihm auf. Während des Fliegens aber verlangte er immer Fleiſch, und der Königsſohn gab ihm jedesmal ein Stück von dem Ochſen. Nun war aber der Brunnen ſehr tief, und das Fleiſch ging zu Ende,

Digitized by Google

noch ehe sie oben angekommen waren. Da nun der Adler wieder mit lauter Stimme nach Fleisch verlangte, dachte der Königssohn: „Wenn ich ihm nichts gebe, so läßt er mich fallen, und ich stürze mich zu Tode.“ Und da er nichts anderes hatte, so schnitt er sich die beiden Beine ab, und gab sie ihm, und als der Adler immer wieder nach Fleisch schrie, so schnitt er sich auch noch die beiden Arme ab, und gab sie ihm, und blieb ihm also nur der Rumpf übrig. Als sie nun oben ankamen, legte ihn der Adler nieder, und sprach: „Nun geh nach Haus.“ „Wie kann ich gehen, in diesem Zustand?“ antwortete der Arme. Da der Adler ihn so verstümmelt sah, frug er: „Warum hast du dich denn so zugerichtet?“ „Ihr verlangtet ja fortwährend nach Fleisch, und da der Ochse fertig war, blieb mir nichts anderes übrig, als euch mein eigenes Fleisch zu geben.“ Da ward der Adler ganz gerührt, und brach die Glieder wieder aus, und heilte ihn. Der Königssohn aber legte unscheinbare Kleider an, schwärzte sein Gesicht, und wanderte so nach der Stadt, wo der König und die Königin wohnten.

Wie er sich nun der Stadt näherte, fing der Ring der Königstochter an zu leuchten, und sie dachte: „Was ist denn das? mein Ring fängt an zu leuchten, nun kann auch mein Freund nicht fern sein.“ Und obgleich der König und die Königin immer wieder in sie drangen, sich einen Mann auszusuchen, antwortete sie doch nur: „Ich habe keine Lust mich zu verheirathen, und von allen den Freiern gefällt mir keiner.“

Als der Königssohn nun in die Stadt kam, ging er zu dem Hofschneider der Königin, und sprach zu ihm: „Ich bin hier fremd, und bin ein armer Bursche; wollt ihr mich als euren Burschen behalten, so will ich euch treu dienen.“ „Ich kann dir aber nichts geben als zu essen, und ein Zimmerchen zum Schlafen,“ antwortete der Schneider. „Das ist mir auch genug,“ sprach der Königssohn, und blieb bei dem Schneider und diente ihm. Er wollte sich aber niemals waschen und ordentlich kleiden, also daß er bald ganz schmutzig aussah.

Unterdessen wünschten der König und die Königin immer die jüngste Königstochter zu verheirathen, und führten ihr täglich neue Freier zu,

sie aber wollte Keinen. Da sprach eines Tages der König zu ihr: „Sieh, mein Kind, wir sind Beide alt, und Leben und Tod sind in Gottes Hand. Wenn uns etwas zustoßen sollte, so würdest du ganz allein zurückbleiben. Darum thu es uns zu Liebe, und wähle dir einen Mann aus. Morgen werde ich verkünden lassen, alle Königssöhne, Fürstensöhne und reiche Herren sollen sich hier einfinden, um drei Tage lang ein großes Turnier*) zu halten. Da soll Jeder zu Pferd an deinem Balkon vorbeireiten, und der dir am besten gefällt, dem wirfst du dein Taschentuch hinunter." Die Königstochter willigte endlich nach vielem Ueberreden ein, und der König ließ überall verkündigen, er werde ein großes Turnier halten, und alle Söhne von Königen, oder Fürsten, oder Baronen sollten sich einfinden, damit die Königstochter Einen davon zu ihrem Mann erwähle. Zugleich sprach er zur Königin: „Laß ihr königliche Kleider anfertigen, denn wenn sie einen Mann gewählt hat, so soll noch denselben Tag die Hochzeit sein."

Da ließ die Königin ihren Hofschneider kommen, und befahl ihm, die Kleider für die Königstochter zu machen, „und binnen drei Tagen müssen sie fertig sein," sprach sie, „sonst gilt es deinen Kopf." Der Schneider versprach es, da er aber noch viele andre Kleider zu nähen hatte, so konnte er die Kleider für die Königstochter nicht machen. Der erste und zweite Tag vergingen, der dritte brach an, und noch waren die Kleider nicht einmal angefangen. Seine Frau fing an laut zu jammern: „Ach, warum sagtest du es nicht, daß du die Kleider nicht machen könntest? nun wirst du morgen deinen Kopf verlieren."

Als der Königssohn das Jammern hörte, frug er, was da sei. „Ach Peppe, lieber Peppe," klagte die Frau, „kannst du uns nicht helfen? Morgen früh muß mein Mann diese Kleider fertig haben, sonst kostet es ihm sein Leben, und nun sind sie nicht einmal angefangen." „Was geht mich das an?" brummte Peppe, „da seht ihr selbst zu." Weil aber die Frau nicht nachließ mit Jammern und Klagen, sagte er endlich: „Was

*) Giustra.

ihr für einen Lärm macht! Bringet die Kleider in meine Kammer, so will ich sehen, ob ich euch helfen kann." Da brachten sie die Kleider in seine Kammer, und er legte sich schlafen. Der Schneider aber und seine Frau konnten vor Angst nicht schlafen, und liefen an seine Thür, und die Frau schaute durchs Schlüsselloch, und sprach: „Ach, er schläft, er hat sich noch nicht an die Arbeit gesetzt." Da klopften sie und riefen: „Peppe, lieber Peppe, setze dich doch an die Arbeit." „Wollt ihr mich wohl in Ruhe schlafen lassen?" brummte Peppe, und sie mußten wieder zu Bette gehen. Nach einer Stunde liefen sie wieder hin, und sahen, daß die Kleider immer noch nicht angefangen waren. „Peppe, du Unglückskind, du wirst uns noch verderben!" „Was macht ihr denn für einen schrecklichen Lärm," brummte Peppe, „nicht einmal schlafen kann ich." So trieben sie es die ganze Nacht.

Am Morgen aber, als der Schneider und seine Frau eben nicht hinter der Thüre standen, zog der Königssohn seine Zaubergerte hervor, und sprach: „Ich befehle!" „Was befiehlst du?" „Ein wunderschönes königliches Kleid, wie es kein schöneres auf der Welt gibt!" Sogleich lag da ein wunderschönes Kleid, wie kein Schneider es hätte machen können, und als der Schneider und seine Frau wieder an die Thüre klopften, machte er ihnen auf, und gab ihnen das wunderschöne Kleid. Da waren sie voller Freude, und umarmten ihn, und dankten ihm, und die Frau brachte ihm eine schöne Tasse warmen Kaffee. „Jetzt bringe ich das Kleid sogleich zur Königstochter," rief der Schneider, „und du sollst es hintragen, und das Geschenk dafür in Empfang nehmen." „Laßt mich doch in Ruhe," sprach der Peppe, „was soll ich bei der Königstochter? Ich will gar kein Geld." „Komm doch mit," sagte der Schneider, „warum sollte ein andrer das Geschenk bekommen, das dir doch gebührt."

Da ließ sich Peppe bereden, nahm das Kleid und ging mit dem Schneider in den königlichen Palast.

Wie er sich aber dem Palaste näherte, leuchtete der Stein im Ringe der Königstochter immer heller, also daß sie voll Freude dachte: „Mein Freund ist mir gewiß ganz nahe; ach, wenn er nun doch erscheinen

wollte!" Wie sie noch so dachte, kam ein Diener und meldete ihr, der Schneider und sein Bursche seien draußen und hätten das bestellte Kleid mitgebracht. „Lasset sie hereinkommen," sprach sie, und als sie hereintraten, strahlte der Stein so hell, daß selbst das Gesicht der Königstochter davon wie verklärt wurde. Ihr Herz aber sagte ihr: „Dieser schmutzige Bursche ist dein Freund, und kein anderer." Da betrachtete sie das Kleid, und es gefiel ihr so wohl, daß sie eine Börse mit Goldstücken nahm, und sie dem Peppe reichte. Der aber sagte: „Was soll ich mit eurem Gold? Ich will nichts." „Nimm es doch," sprach der Schneider, „ich kann dir dann einen saubern Anzug machen." So beredete er ihn endlich, daß er das Geld nahm. Die Königstochter aber dachte: „Wenn er wirklich ein armer Bursche wäre, so würde er das Geld nicht ausgeschlagen haben. Es ist kein Zweifel, dieser Bursche ist mein Freund." Und als der Schneider und Peppe das Zimmer verließen, verlor der Stein wirklich etwas von seinem Glanz.

Nun kam aber die Zeit heran, daß das Turnier gehalten werden sollte, und am ersten Tage sprach der Schneider zu Peppe: „Komm mit, wir wollen auch das schöne Schauspiel sehen." „Was frage ich nach euren schönen Schauspielen," brummte Peppe, „geht ihr nur ohne mich."

Als nun alle die Freier zu Pferde saßen, ritten sie an dem königlichen Schlosse vorbei zuerst die Königssöhne, dann die Söhne von Fürsten, zuletzt die Söhne von Baronen und anderen reichen Herren. Die Königstochter stand im Balkon, und hielt ein weißes Tuch in der Hand, und Jeder dachte: „Mir wirft sie es gewiß herab." Sie warf es aber Keinem herunter, und den nächsten Tag mußten die Freier alle zum zweitenmale an ihr vorbeireiten. Es ging ihnen aber ebenso wie den ersten Tag; sie warf ihr Tuch Keinem herunter.

Nun kam der dritte Tag. „Peppe," sprach der Schneider zu seinem Burschen, „heute mußt du mit mir gehen, du sollst sehen, das Turnier wird dir gewiß gefallen." „Laßt mich doch in Ruhe," brummte Peppe, „was soll ich bei eurem Turnier." Der Schneider aber ließ ihm keine Ruhe, bis Peppe sich bereden ließ, mit ihm zu gehen.

Digitized by Google

Als sie nun vor das Schloß kamen, waren die meisten Freier schon vorbeigeritten, und die Königstochter hielt noch immer das weiße Tuch in der Hand. Da sie aber ihren Ring plötzlich hell leuchten sah, merkte sie, daß der Königssohn in der Nähe sein müsse, und als sie den Schneider und seinen schmutzigen Burschen erblickte, beugte sie sich herab, und ließ ihr Tuch auf Peppe fallen.

Als der König und die Königin sahen, wen die Königstochter sich zum Mann erwählt hatte, wurden sie sehr zornig und sprachen: „So viele reiche Freier hast du verschmäht, und hast nun deine Augen auf einen schmutzigen Schneidersburschen geworfen? So sollst du ihn auch haben; heute noch aber mußt du den Palast verlassen, und Aussteuer geben wir dir auch keine mit." „Wie ihr wollt," sprach sie, „aber dieser soll mein Mann sein, und kein andrer."

Da wurde die Hochzeit gehalten, und Peppe und die Königstochter mußten sogleich das Schloß verlassen, und in ein kleines Häuschen ziehen, das dem königlichen Palaste gerade gegenüber lag. Peppe aber gab sich seiner Frau nicht zu erkennen, doch leuchtete der Ring und strahlte, daß es eine Pracht war.

Nun sprachen eines Tages die beiden älteren Brüder zu einander: „Heute wollen wir uns mit dem dummen Peppe einen Spaß machen. Wir wollen mit ihm auf die Jagd gehen, und wetten, wer von uns die meisten Vögel schießt." So thaten sie, und als sie in den Wald kamen, trennten sie sich, und Jeder ging auf eine Seite hinaus. So viel aber die beiden älteren Brüder auch herumlaufen mochten, sie fanden auch nicht einen einzigen Vogel. Peppe hingegen schoß eine solche Menge Vögel, daß er sie gar nicht zu tragen vermochte. Als sie nun wieder zusammen kamen, und die Beiden sahen, wie glücklich der dumme Peppe gewesen war, baten sie ihn: „Ach, lieber Peppe, gib uns doch die geschossenen Vögel, wir geben dir dafür, was du willst." „Wenn ich euch meine Vögel geben soll," sprach Peppe, „so müßt ihr es auch geschehen lassen, daß ich Jedem von euch zwei schwarze Flecken auf die Schultern mache." Weil nun die Brüder so gerne die Vögel haben wollten, so

Digitized by Google

dachten ſie: „Es ſieht uns hier ja doch niemand,“ zogen ihre Kleider von den Schultern, und Peppe machte Jedem zwei ſchwarze Flecken auf den Rücken und gab ihnen die Vögel. Als ſie aber nach Hauſe kamen, rühmten ſie ſich, ſie hätten ſo viele Vögel geſchoſſen.

So verging noch einige Zeit, und der Königsſohn ließ ſich von Allen „der dumme Peppe“ nennen, und ſie ſpotteten immer über ihn. Endlich aber dachte er: „Nun iſt's genug.“ Da nahm er in der Nacht ſeine Zaubergerte hervor, und ſprach: „Ich befehle!“ „Was befiehlſt du?“ „Daß mein Häuschen zu einem wunderſchönen Palaſt werde, mit Allem, was dazu gehört.“

Als nun die Königstochter am andern Morgen erwachte, lag ſie in einem ſchönen Bette, und ihr einfaches Zimmer war ſo groß und ſo ſchön geworden, und wie ſie ſich noch darüber wunderte, ging die Thüre auf, und der Königsſohn kam herein, hatte ſich gewaſchen und königliche Kleider angelegt, und war noch viel ſchöner als früher. Da erkannte ſie ihn, umarmte ihn voller Freude, und ſprach: „Der Ring ſagte es mir ja, daß du mein lieber Gemahl wäreſt; warum haſt du dich denn nicht zu erkennen gegeben?“ „Weil ich erſt meine Brüder prüfen wollte,“ antwortete er.

Als nun die Königin aufwachte, und den ſchönen Palaſt ſah, ward ſie auch ganz verwundert, und ſprach: „Was iſt denn das? Dort ſtand ja geſtern noch das kleine Häuschen, in welchem Peppe wohnt, und nun ſteht da ein wunderſchöner Palaſt.“ Da ſchickte ſie ſogleich einen Diener hin und ließ der Königstochter ſagen, die Königin wolle ſie heute bei ſich zum Eſſen ſehen, und Peppe ſolle auch kommen. Als die Königstochter nun mit dem ſchönen Jüngling erſchien, ſprach die Königin zu ihr: „Haſt du deinen Peppe ſchon ſatt, daß du mit dieſem ſeinen Herrn kommſt?“ Sie aber antwortete: „Liebe Mutter, das iſt ja Peppe, mein lieber Mann.“ Und der Königsſohn ſagte: „Liebe Mutter, erkennt ihr mich nicht mehr? Ich bin ja euer jüngſter Sohn. Meine beiden Brüder haben mich verrathen und im Brunnen zurückgelaſſen; ich bin aber doch wieder an die Oberwelt gekommen, und bin verkleidet in die Stadt

gezogen. Die Königstochter aber hat mich erkannt, und zu ihrem Mann erwählt."

Als der König und die Königin das hörten, wurden ſie hoch erfreut, und umarmten ihren lieben Sohn, und der König ſprach: „Nach meinem Tode ſollſt du König ſein. Deine Brüder aber ſollen zur Strafe für ihren Verrath mein Reich verlaſſen."

Und ſo geſchah es, die beiden neidiſchen Brüder mußten das Reich verlaſſen; der König aber hielt eine große Feſtlichkeit für ſeinen jüngſten Sohn. Und ſo blieben ſie reich und getröſtet, wir aber ſind hier ſitzen geblieben.

---

62. Die Geſchichte von Benſurdatu.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten drei wunderſchöne Töchter. Dieſe Töchter hatten ſie über die Maßen lieb, und thaten Alles, um ſie zufrieden und glücklich zu ſehen.

Eines Tages nun ſprachen die drei Königstöchter: „Lieber Vater, wir möchten ſo gerne heute aufs Land fahren, und dort zu Mittag eſſen." „Ja, liebe Kinder, thun wir das," ſprach der König, und gab ſogleich ſeine Befehle. Ein ſchönes Mittageſſen wurde bereitet, und der König, die Königin und ihre drei Töchter fuhren aufs Land. Als ſie nun gegeſſen hatten, ſprachen die drei Mädchen: „Liebe Eltern, wir wollen uns ein wenig im Garten ergehen. Wenn ihr wieder nach Hauſe fahren wollt, ſo ruft uns nur." Kaum aber waren die drei Mädchen in den Garten getreten, ſo ſenkte ſich eine große ſchwarze Wolke herab, und trug ſie fort.

Nach einer Weile wollten der König und die Königin nach Hauſe zurückkehren, und riefen deßhalb ihre Töchter, die waren aber nirgends zu finden. Sie ſuchten im ganzen Garten, im Hauſe, auf dem Felde, — vergebens, die drei Mädchen waren und blieben verſchwunden. Denkt euch den Schmerz des Königs und der Königin. Die arme Mutter jammerte den ganzen Tag, der König aber ließ verkündigen, wer ihm

ſeine Töchter wiederbringe, ſolle Eine davon zur Frau haben und nach ihm König werden.

Nun befanden ſich am Hofe zwei junge Generale, die ſprachen zu einander: „Wir wollen uns aufmachen, und die Königstöchter ſuchen, vielleicht iſt es unſer Glück.“ Alſo machten ſie ſich auf, und es hatten Jeder ein ſchönes Pferd, ein Bündel Kleider und etwas Geld. Sie mußten aber eine lange, lange Zeit reiten, alſo daß ihr Geld zu Ende ging, und ſie ihre Pferde verkaufen mußten. Nach einiger Zeit ging auch dieſes Geld zu Ende, und ſie mußten auch ihre Kleider verkaufen. Endlich blieben ihnen nur die Kleider, die ſie auf dem Leibe trugen. Da es ſie nun hungerte, traten ſie in ein Wirthshaus, und ließen ſich zu eſſen und zu trinken geben. Als ſie aber bezahlen wollten, ſprachen ſie zum Wirth: „Wir haben kein Geld, und haben nichts mehr als unſere Kleider. Nehmt dieſe als Bezahlung, und gebt uns ſtatt deſſen eine ärmliche Kleidung, ſo wollen wir bei euch bleiben und euch dienen.“ Der Wirth war es zufrieden, brachte ihnen ärmliche Kleider, und ſo blieben die beiden Generale bei ihm und dienten ihm.

Unterdeſſen warteten der König und die Königin voll Sehnſucht auf ihre lieben Kinder, die kamen aber nicht wieder, und die Generale auch nicht. Nun hatte der König einen armen Soldaten, der Benſurdatu hieß, und ihm ſchon viele Jahre treu gedient hatte. Als Benſurdatu ſah, daß der König immer ſo traurig war, ſprach er eines Tages zu ihm: „Königliche Majeſtät, ich will ausziehen, und eure Töchter ſuchen.“ „Ach, Benſurdatu, drei Töchter habe ich ſchon verloren, und zwei Generale dazu, ſoll ich dich auch noch verlieren?“ Benſurdatu aber ſprach: „Laſſet mich nur ziehen, königliche Majeſtät; ihr ſollt ſehen, daß ich euch eure Töchter zurückbringe.“

Da willigte der König ein, und Benſurdatu zog aus, und machte denſelben Weg, den die Generale vor ihm gemacht hatten. Endlich kam er an daſſelbe Wirthshaus und verlangte zu eſſen. Da kamen die beiden Generale, um ihn zu bedienen, in ärmlicher Kleidung; er erkannte ſie aber doch, und frug ganz erſtaunt, wie ſie dahin gekommen ſeien. Sie

Digitized by Google

erzählten ihm Alles, und Benſurdatu rief den Wirth herbei, und ſprach: „Gib den Beiden ihre Kleider zurück, ſo will ich dir bezahlen, was ſie ſchuldig ſind.“ Da nun der Wirth die Kleider brachte, legten die Generale dieſelben wieder an, und machten ſich dann mit Benſurdatu wieder auf den Weg, um die ſchönen Königstöchter zu ſuchen.

Sie wanderten wieder eine lange Zeit, und kamen endlich in eine öde, wilde Gegend, wo weit und breit keine menſchliche Wohnung zu ſehen war. Als es aber ſchon dunkelte, ſahen ſie von ferne ein Licht, und da ſie näher hinzu gingen, fanden ſie ein kleines Häuschen und klopften an. „Wer iſt da?“ frug eine Stimme. „Ach, erweiſet uns die Barmherzigkeit, und gebet uns ein Nachtlager,“ antwortete Benſurdatu, „wir ſind müde Wandrer und haben uns verirrt.“ In dem Häuschen aber wohnte eine ſteinalte weiſe Frau, die machte ihnen auf und ließ ſie herein. „Woher kommt ihr, und wohin geht ihr?“ frug ſie. Da antwortete Benſurdatu: „Ach, gute Alte, wir haben eine ſchwere Arbeit unternommen; wir ſind ausgezogen, die drei Töchter des Königs zu ſuchen.“ „O, ihr Unglücklichen! das werdet ihr nimmer ausführen können, denn die Königstöchter ſind von einer ſchwarzen Wolke geraubt worden, und dort, wo ſie jetzt ſind, kann ſie Niemand finden.“ Da bat Benſurdatu die Alte, und ſprach: „Wenn ihr wiſſet, wo ſie ſind, ſo ſaget es uns, denn wir wollen unſer Glück verſuchen.“ „Wenn ich es euch auch ſage,“ ſprach die Alte, „ſo könnet ihr ſie doch nicht erlöſen; denn dazu müßt ihr in einen tiefen Brunnen hinunterſteigen, und wenn ihr unten angekommen ſeid, ſo werdet ihr zwar die Königstöchter finden, aber die beiden Aelteren ſind von zwei Rieſen bewacht, und die Jüngſte iſt in der Gewalt eines Lindwurms mit ſieben Köpfen.“ Da das die Generale hörten, fürchteten ſie ſich, und wollten nicht weiter, Benſurdatu aber ſprach: „So weit ſind wir gekommen, nun müſſen wir auch die Arbeit vollenden. Saget uns, wo dieſer Brunnen iſt, ſo wollen wir morgen früh hingehen.“ Da ſagte es ihnen die Alte, und gab ihnen etwas Käſe, Wein und Brot, damit ſie ſich ſtärken ſollten, und nachdem ſie gegeſſen hatten, legten ſich Alle ſchlafen.

Am nächſten Morgen bedankten ſie ſich bei der weiſen Frau und zogen dann weiter.

So wanderten ſie, bis ſie zum Brunnen kamen, und der eine General ſprach: „Ich bin der Aelteſte, und will zuerſt hinunterſteigen.“ Er ließ ſich an einem Strick feſtbinden, nahm ein Glöckchen mit, und fing an hinunter zu ſteigen. Kaum aber war er ein wenig in die Tiefe gekommen, ſo ertönte ein ſolches Donnern und Getöſe, daß er ganz erſchreckt das Glöckchen läutete, und ſich ſo ſchnell als möglich wieder hinaufziehen ließ.

Nun kam der zweite General an die Reihe, es ging ihm aber nicht beſſer als dem erſten. Als er das Getöſe hörte, erſchrak er ſo, daß er ſein Glöckchen läutete, und ſich eilig wieder hinaufziehen ließ.

„Was ſeid ihr für tapfere Leute,“ rief Benſurdatu, „jetzt will ich es auch einmal verſuchen.“ Da ließ er ſich anbinden, und ließ ſich herzhaft in den Brunnen hinab, und als er das Donnern hörte, dachte er: „Lärme du nur, mir thuſt du damit nicht weh.“ Als er nun auf den Grund des Brunnens kam, fand er ſich in einem großen, ſchönen Saal, und in der Mitte ſaß die älteſte Königstochter, und vor ihr ſaß ein großmächtiger Rieſe, den mußte ſie lauſen, und er war dabei eingeſchlafen. Als ſie nun Benſurdatu erblickte, winkte ſie ihm, um ihn zu fragen, weßhalb er gekommen ſei. Da zog er ſein Schwert, und wollte auf den Rieſen zu; ſie machte ihm aber ſchnell ein Zeichen, ſich zu verſtecken, denn der Rieſe war aufgewacht, und brummte: „Ich rieche Menſchenfleiſch!“ „Ach, wo ſollte das Menſchenfleiſch herkommen,“ antwortete ſie, „es kommt ja kein Menſch zu uns; ſchlaft nur ruhig wieder ein.“ Als aber der Rieſe ſchlief, machte ihr Benſurdatu ein Zeichen, ſie ſolle ſich ein wenig zurückbiegen, zog ſein Schwert, und hieb mit einem Streich den Kopf des Rieſen ab, daß er in eine Ecke flog. Die Königstochter aber war hoch erfreut, und dankte ihm, und ſchenkte ihm eine goldne Krone. „Jetzt zeiget mir, wo eure Schweſter iſt,“ ſprach Benſurdatu, „ich will ſie auch erlöſen.“

Da machte die Prinzeſſin eine Thür auf, und führte ihn in einen

zweiten Saal, darin ſaß die zweite Königstochter, und der Rieſe ſaß vor ihr, den mußte ſie laufen, und er war dabei eingeſchlafen. Als ſie aber hereinkamen, machte ihnen die Königstochter ein Zeichen, ſie ſollten ſich verſtecken, denn der Rieſe war aufgewacht, und brummte: „Ich rieche Menſchenfleiſch!“ „Wo ſollte das Menſchenfleiſch herkommen!“ antwortete ſie, „es kann ja Niemand hereindringen; ſchlaft nur ruhig ein.“ Als er aber ſchlief, kam Benſurdatu hervor, und hieb ihm mit einem Streiche den Kopf ab, daß derſelbe weit weg flog. Die Königstochter dankte ihm voller Freude, und ſchenkte ihm auch eine goldne Krone. „Jetzt will ich auch noch eure jüngſte Schweſter erlöſen,“ ſprach Benſurdatu; die Königstochter aber erwiderte: „Ach, das wird dir nimmer gelingen, denn ſie iſt in der Gewalt eines Lindwurms mit ſieben Köpfen.“ „Führet mich nur hin,“ antwortete Benſurdatu, „ich will ihn ſchon bekämpfen.“

Die Königstöchter machten ihm eine Thür auf, und da er hereintrat, ſtand er in einem großen Saal; darin war die jüngſte Königstochter mit ſchweren Ketten gefeſſelt, vor ihr aber lag ein Lindwurm mit ſieben Köpfen, der war grauenhaft anzuſehen, und richtete ſich auf, um den armen Benſurdatu zu verſchlingen. Der aber verlor den Muth nicht, ſondern kämpfte mit dem Lindwurm, bis er ihm alle ſieben Köpfe abgehauen hatte. Dann löſte er die Ketten, mit denen die arme Königstochter gefeſſelt war, und ſie umarmte ihn voll Freude, und ſchenkte ihm auch eine goldne Krone. „Jetzt wollen wir auch an die Oberwelt zurückkehren,“ ſprach Benſurdatu, führte ſie zu dem Grunde des Brunnens, und band die älteſte Königstochter feſt, und als er läutete, zogen die Generale ſie glücklich hinauf. Dann warfen ſie den Strick wieder hinunter, und Benſurdatu band die zweite feſt.

Nun waren nur noch die Jüngſte und Benſurdatu übrig; da ſprach ſie: „Lieber Benſurdatu, thu mir den Gefallen, und laß dich zuerſt hinaufziehen, denn ſonſt üben die Generale einen Verrath an dir aus.“ „Nein, nein,“ antwortete Benſurdatu, „ich will dich nicht hier unten laſſen, ſei ohne Sorgen, meine Gefährten werden mich nicht verrathen.“

Digitized by Google

Da ſprach die Königstochter: „Wenn du denn nicht anders willſt, ſo will ich mich zuerſt hinaufziehen laſſen. Eines aber verſpreche ich dir: Wenn du nicht kommſt um mein Gemahl zu werden, ſo werde ich mich niemals verheirathen.“ Nun band er die Königstochter feſt, und die Generale zogen ſie hinauf.

Als ſie aber nun den Strick noch einmal hinabwerfen ſollten, wurde ihr Herz von Neid erfüllt gegen den armen Benſurdatu, alſo daß ſie ihn verriethen und verließen. Die Königstöchter aber bedrohten ſie, und zwangen ſie zu ſchwören, ſie würden ihren Eltern ſagen, die beiden Generale hätten ſie erlöſt. „Und wenn man euch nach Benſurdatu fragt, ſo ſaget, ihr hättet ihn nicht erblickt,“ ſprachen ſie. Alſo mußten die Königstöchter ſchwören, und die beiden Generale brachten ſie an den Hof; und der König und die Königin waren voll Freude, als ſie ihre lieben Kinder wiederſahen. Weil aber die Generale erzählten, ſie hätten die Königstöchter erlöſt, ſo gab ihnen der König voll Freude ſeine beiden älteſten Mädchen zu Gemahlinnen. — Laſſen wir ſie nun, und ſehen nach dem armen Benſurdatu.

Erſt wartete er eine lange Zeit, als aber der Strick nicht wieder heruntergeworfen wurde, merkte er, daß ſeine Gefährten ihn verrathen hatten, und dachte: „Ach, wehe mir! wie kann ich nun wieder hinaus.“ Da ging er durch alle Säle, und in einem derſelben ſah er einen ſchön gedeckten Tiſch, und da ihn hungerte, ſetzte er ſich hin und aß. Nun mußte er eine lange Zeit dort unten bleiben, denn er fand kein Mittel, wieder hinauszukommen.

Eines Tages aber, da er durch die Säle ging, ſah er an der Wand einen Geldbeutel hängen, und als er ihn in die Hand nahm, da war es ein Zauberbeutel, der ſprach: „Was befiehlſt du?“ Da wünſchte er ſich aus dem Brunnen heraus zu ſein, und als er oben war, wünſchte er ſich ein großes, ſchönes Schiff, bemannt und bereit zur Abfahrt. Und kaum hatte er es ſich gewünſcht, ſo lag da ein wunderſchönes Schiff, und vom Maſte wehte eine Fahne, darauf ſtand: „König von drei Kronen.“ Da ſetzte er ſich aufs Schiff, und fuhr in die Stadt, wo der König

wohnte, und als er in den Hafen kam, fing er an zu ſchießen. Als das der König hörte, und das ſchöne Schiff ſah, dachte er: „Was muß das für ein mächtiger Herrſcher ſein, der drei Kronen hat, und ich habe nur eine.“ Deßhalb fuhr er ihm entgegen, und lud ihn ein, in ſein Schloß zu kommen, und dachte: „Das wäre ein Mann für meine jüngſte Tochter; denn die jüngſte Königstochter war noch immer nicht verheirathet, und ſo viele Freier auch um ſie geworben hatten, ſie hatte Keinen angenommen.

Als nun der König mit Benſurdatu kam, erkannte ſie ihn nicht, weil er ſo prächtige königliche Kleider trug. Der König aber ſprach zu ihm: „Edler Herr, nun wollen wir eſſen und fröhlich ſein, und wenn es möglich iſt, ſo erweiſet mir die Ehre, und nehmet meine jüngſte Tochter zur Gemahlin.“ Benſurdatu war es zufrieden, und ſie ſetzten ſich Alle zum Mahle nieder, und waren fröhlich und guter Dinge; nur die jüngſte Königstochter war traurig, denn ſie dachte an Benſurdatu. Da ſprach der König zu ihr: „Liebe Tochter, dieſer edle Herrſcher will dich zu ſeiner Gemahlin erheben.“ „Ach, lieber Vater,“ antwortete ſie, „ich habe ja keine Neigung, mich zu verheirathen.“ Da wandte ſich Benſurdatu zu ihr, und ſprach: „Wie aber, edles Fräulein, wenn ich Benſurdatu wäre, würdet ihr mich da wohl heirathen?“ Und als ihn alle verwundert anſchauten, fuhr er fort: „Ja, ich bin Benſurdatu, und ſo und ſo iſt es mir ergangen.“

Als der König und die Königin das hörten, wurden ſie hoch erfreut, und der König ſprach: „Lieber Benſurdatu, du ſollſt meine jüngſte Tochter zur Gemahlin haben, und wenn ich einſt ſterbe, ſo ſollſt du die Krone erben. Ihr Verräther aber müſſet meine Staaten verlaſſen, und euch nie wieder blicken laſſen.“

Alſo mußten die beiden Generale das Reich verlaſſen; der König aber hielt drei Tage Feſtlichkeiten, und verheirathete ſeine jüngſte Tochter mit Benſurdatu. Und ſo blieben ſie zufrieden und glücklich, wir aber haben das Nachſehen.

Digitized by Google

63. Die Geſchichte von dem Seminariſten, der die Königstochter erlöſte.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten eine einzige Tochter, die ſie über alle Maßen liebten. Nun begab es ſich eines Tages, als die Königstochter ſieben Jahr alt war, daß ſie mit ihrer Amme und ihrer Kammerfrau auf die Terraſſe ging, weil die Sonne ſo ſchön ſchien. Als ſie oben waren, ſprach die Königstochter zur Amme: „Setze dich hin, ich will dich kämmen.“ „Ach, königliche Hoheit,“ antwortete die Amme, „das iſt ja keine Beſchäftigung für euch.“ Die Königstochter aber beſtand darauf, wie Kinder eben ſind, und um ihr den Willen zu thun, ſetzte ſich die Amme hin und ließ ſich von ihr kämmen. Mit Einemmale aber ſenkte ſich eine ſchwarze Wolke herab, hüllte die Königstochter ein und entführte ſie.

Denkt euch den Jammer der Kammerfrau und der Amme; ſie liefen hinunter und erzählten weinend der Königin Alles, und die Königin fing auch an zu jammern, und es war ein großes Trauern im ganzen Palaſt. Der König ließ überall nachforſchen; aber vergebens, ſie war nicht wiederzufinden, und viele Jahre vergingen, ohne daß man etwas von ihr hörte.

Nun wohnte in derſelben Stadt eine arme Wittwe, die hatte einen einzigen Sohn. Sie waren aber ſo arm, daß ſie oft nichts zu eſſen hatten. Ein guter Freund hatte einmal dem Jüngling einen alten Seminariſtenanzug geſchenkt, in dem ging er hin und diente die Meſſen in den Kirchen, und erwarb ſich ſo ein Stückchen Geld, um ſich und ſeine Mutter kümmerlich zu ernähren.

Es waren ungefähr acht oder neun Jahre verfloſſen, ſeit die Königstochter geraubt worden war, als ſich eines Morgens am Ufer des Meeres ein Brunnen erhob, der ganz voll Waſſer war. Darüber verwunderten ſich die Leute ſehr, gingen zum König, und erzählten ihm: „Königliche Majeſtät, dieſen Morgen iſt auf der Marina ein Brunnen erſchienen, der war früher nicht da und iſt ganz voll Waſſer.“ Da befahl der

König, es ſolle neben dem Brunnen den ganzen Tag ein Soldat Schildwache ſtehen, und ließ im ganzen Land verkünden, wer hinunterſteigen könne, und ihm Nachricht bringen, wie es da unten ausſehe, der ſolle nach ihm König ſein.

Da verſuchten es Viele, und ließen ſich in den Brunnen hinab, ſowie aber das Waſſer ihnen über dem Kopfe zuſammenſchlug, mußten ſie elendiglich ertrinken.

Nun dachte eines Tages der Sohn der Wittwe: „So Viele haben es verſucht und es iſt ihnen nicht gelungen; ſo will ich auch einmal mein Glück verſuchen, vielleicht geht es mir beſſer.“ Alſo machte er ſich auf den Weg, ohne ſeiner Mutter etwas zu ſagen, und kam an den Brunnen, wo ein Soldat Schildwache hielt. „Heda, guter Freund! wollt ihr mir den Gefallen thun, und mich in den Brunnen hinablaſſen?“ „Geht nach Haus, Landsmann!“ antwortete der Soldat. „Es haben ſchon ſo Viele ihr Leben gewagt, und Keiner iſt lebendig herausgekommen.“ „Vielleicht bin ich glücklicher,“ ſprach der Seminariſt*), „laßt mich nur hinunter.“ Da band ihn der Soldat am Strick feſt, und gab ihm ein Glöckchen in die Hand, und ließ ihn hinab. Aber ſiehe da! als ſeine Füße das Waſſer berührten, theilte es ſich auseinander, alſo daß er ungefährdet hinunterkam. Ueber ſeinem Haupte aber ſchlug das Waſſer wieder zuſammen. Als er nun auf den Grund des Brunnens kam, ſchaute er ſich um, und erblickte eine Thür, die war ganz von Silber. Da ſprang er hinzu, ſchob den Riegel zurück und öffnete ſie. Nun kam er in einen großen Raum, und ſah gegenüber eine zweite Thür, die war von Gold, und als er den Riegel zurückſchob und die Thüre aufmachte, ſah er gegenüber eine dritte Thür, die war ganz diamanten. Da öffnete er auch dieſe und kam in einen wunderſchönen Garten, in dem blühten Blumen von jeder Art, und alle Bäume die es auf Erden gibt, wuchſen darin. Nun ging er durch den Garten, und

*) L'abbatino. — Die Erzählerin nannte den Helden dieſer Geſchichte ſtets l'abbatino; ſtellte aber auf Befragen durchaus in Abrede, daß derſelbe ein Geiſtlicher geweſen ſei.

kam an eine prächtige Treppe, und als er auch da hinaufſtieg, kam er in einen ſchönen Saal, in dem ſtand ein Tiſch mit mancherlei guten Speiſen bedeckt. „Ei," dachte er, „hier bin ich ja herrlich daran," und aß und trank, was ſein Herz begehrte. Als er gegeſſen hatte, ward er auch müde; da ging er in einen andern Saal, in dem ſtand ein ſchöngedecktes Bett, in das legte er ſich hinein und ſchlief bald ein.

Nach einer Weile hörte er ſich beim Namen rufen: „Peppino!" „Wer ruft mich?" antwortete er. Da ſprach die Stimme: „Ich bin die Königstochter, die vor ſo viel Jahren von einer Wolke entführt wurde; mich hält ein böſer Zauberer gefangen, willſt du mich aber erlöſen, ſo iſt es dein und mein Glück." „Saget mir, was ich thun ſoll, um euch zu erlöſen," antwortete der Seminariſt. „Bleibe nur ruhig hier," ſagte ſie, „iß und trink, und ſei frohen Muthes. Wenn der Augenblick kommt, daß du mich erlöſen kannſt, ſo will ich es dir ſagen." Alſo blieb der Seminariſt in der Unterwelt, hatte ſein gutes Eſſen und Trinken, und es fehlte ihm an nichts. Auch hatte er ein ſchnelles Pferd, auf dem er in dem Garten ſpazieren ritt. In der Nacht aber kam die ſchöne Königstochter und redete mit ihm. Es mochte nun wohl ein Monat verfloſſen ſein, da ſprach die Königstochter eines Abends zu ihm: „Höre, Peppino, morgen früh mußt du wieder an den Brunnen gehen, und dich an die Oberwelt hinaufziehen laſſen. In einem Monat und einem Tag aber, genau um Mitternacht, mußt du dich wieder oben einfinden, um dich herabzulaſſen. Wenn du auch nur um eine Minute zu ſpät kommſt, ſo iſt es ſchlimm für dich und ſchlimm für mich. Damit du aber keinen Mangel leiden mögeſt, ſo nimm dieſen Ring. So oft du ihn am Finger herumdrehſt, wirſt du die Taſchen voll Geld haben. Verſäumeſt du die Stunde, ſo wird der Ring ſeine Kraft verlieren. Gib Acht, und vergiß nicht, dich pünktlich einzufinden." Der Seminariſt verſprach Alles ganz genau zu erfüllen, nahm den Ring und am Morgen ging er zum Grund des Brunnens, band ſich an den Strick feſt, der noch herunterhing, und läutete mit ſeinem Glöckchen. Oben ſtand wie gewöhnlich ein Soldat und hielt Wache neben dem Brunnen. Als der da unten das

Digitized by Google

Läuten hörte, dachte er: „Sollte Jemand da unten ſein?“ und zog an dem Strick, und zog den Jüngling glücklich heraus. Der Seminariſt ging ſogleich nach dem Hauſe ſeiner armen, alten Mutter, die ihn für todt beweinte, klopfte an und ſprach: „Liebe Mutter, machet mir auf, denn ich bin euer Sohn, und bin nun wieder da.“ „Ach,“ antwortete ſie, „mein Sohn iſt gewiß ſchon todt, denn er hat mich vor einem Monat verlaſſen, und iſt nicht wiedergekommen.“ Er aber rief ſie wieder: „Ich bin ganz gewiß euer Sohn, und komme nun mit großen Reichthümern zu euch zurück.“ Da ließ ſie ſich überreden, und machte die Thür auf, und als ſie ihren Sohn erkannte, umarmte ſie ihn voller Freude. Er aber kaufte ſogleich einen ſchönen Palaſt, dem königlichen Schloß gegenüber, kaufte auch reiche Gewänder für ſich und ſeine Mutter und brachte die alte Frau in den Palaſt.

Als der König hörte, daß ein vornehmer Herr das Haus gegenüber bezogen habe, ſchickte er ihm einen Diener und ließ ihm ſagen, ob er die Ehre haben könne, ihn am Abend bei ſich zu ſehen. Da ging der Jüngling hin und ſpielte mit dem König, und wenn er verlor, ſo drehte er nur am Ring, und ſogleich waren ſeine Taſchen voll Geld. So trieb er es jeden Abend, bis ein Monat ſchon beinahe vergangen war. Als er nun merkte, daß nur noch wenige Tage blieben, drehte er ſo oft am Ringe, bis er Geld genug geſammelt hatte, damit ſeine Mutter noch zwanzig Jahr ſorgenfrei leben konnte, und ſorgte ſo auf alle Fälle für ihre Zukunft.

Endlich kam der Abend, an welchem er ſich um Mitternacht am Brunnen einfinden mußte. Da nahm er Abſchied von ſeiner Mutter, und ging zum letztenmal, um mit dem König zu ſpielen. In der Hitze des Spiels aber vergaß er auf die Stunde zu achten; denkt euch ſeinen Schrecken, als er auf einmal Mitternacht ſchlagen hörte. „Königliche Majeſtät,“ ſprach er, „verzeiht, aber ich kann nicht länger bleiben, ein wichtiges Geſchäft zwingt mich, ſogleich wegzugehen.“ Als er aber an dem Ringe drehte, blieben ſeine Taſchen leer. Da merkte er, daß der Ring ſeine Eigenſchaft verloren hatte, und ſprach: „Schicket morgen zu

meiner Mutter, die wird euch Alles bezahlen, ich aber muß fort." Schnell lief er zum Brunnen, und ſprach zum Soldaten, der dort Wache ſtand: „Guter Freund, erweiſet mir den Gefallen, und laßt mich in den Brunnen hinab." „Seid ihr toll," erwiderte der Soldat, „daß ihr euer Leben verlieren wollt?" Der Jüngling aber beſtand darauf, und ſo band ihn der Soldat am Strick feſt, und ließ ihn hinab. Wie er nun das Waſſer mit den Füßen berührte, theilte es ſich vor ihm, und ſchlug über ihm wieder zuſammen. Als er aber unten ankam, was ſah er da? Die drei Thüren waren niedergeriſſen, die Mauern umgefallen; als er in den Garten kam, waren alle Bäume mit den Wurzeln ausgeriſſen, die Blumen verwelkt; der Stall, in dem ſein Pferd ſtand, war auch zuſammengefallen, und das Pferdchen lag todt am Boden. Er eilte zur Treppe, die war aber auch zerſtört, und am Fuße der Treppe lag die ſchöne Königstochter und war todt, und ſechs todte Mädchen lagen zu ihrer Rechten, und ſechs zu ihrer Linken.

Da fing der Jüngling an zu klagen und zu jammern, und verfluchte ſich und ſein Geſchick. „Biſt du wiedergekommen, du Böſewicht!" ſprach auf einmal eine Stimme, und als er ſich umdrehte, ſah er ein ganz altes Mütterchen, das ſchalt ihn und ſprach: „Haſt du ſo dein Wort gehalten? Sieh, das iſt nun dein Werk!" „Ach, gute Alte," antwortete er, „ihr habt Recht, und ich habe ſchwer gefehlt. Aber ſaget mir nun, wie ich meinen Fehler wieder gut machen kann, ſo will ich Alles thun." „Was hilft es, daß ich es dir ſage," ſprach die Alte, „es wird dir doch niemals gelingen." Der Jüngling aber bat ſie ſo lange, bis ſie endlich ſprach: „Nun denn, ſo höre. Siehſt du den zerſtörten Stall? Da mußt du hinaufſteigen, und dieſes Schwert mitnehmen. Dann mußt du mit einem Satz dem Pferd auf den Rücken ſpringen, ſo wird es aufſpringen und wieder lebendig werden. Ergreife ſchnell die Zügel und zieh dein Schwert, denn ſo wie das Pferd aufſpringt, wird ein mächtiger Lindwurm dich anfallen, mit dem mußt du kämpfen. Fürchte dich aber nicht, denn mit dieſem Zauberſchwert wirſt du ihn beſiegen. Haſt du ihn nun umgebracht, ſo ſpringe dieſen Weg hinauf,

Digitized by Google

ſo wird dir ein furchtbarer Rieſe zu Pferd entgegentreten und wird zu dir ſagen: „„O, Kirchenfliege *), was unterſtehſt du dich in meinem Garten ſpazieren zu reiten?““ Dann mußt du antworten: „„Ich bin gekommen, dich zu bekämpfen.““ „„Was, du willſt mich bekämpfen, du Kirchenfliege?““ wird er ſagen, und du mußt antworten: „„Ich bin ſo klein und du ſo groß, aber im Namen Gottes will ich dich beſiegen.““ Dann wird der Rieſe mit dir kämpfen, eine gute Weile lang. Wenn er aber ſieht, daß er dir nichts anhaben kann, wird er ſeinen Handſchuh fallen laſſen und zu dir ſprechen: „„Es iſt mir ſo beſchwerlich vom Pferd zu ſteigen; ſteige du herab und hole mir meinen Handſchuh.““ Hüte dich zu thun, was er dir ſagt, es wäre dein Verderben, ſondern ſage ihm, er könne ihn ſelbſt aufheben. Da aber der Rieſe ohne Handſchuh nicht kämpfen kann, ſo wird er ſchließlich vom Pferde ſteigen, um ihn zu holen. Während er ſich nun bückt, mußt du hinzutreten, und ihm mit dem Zauberſchwert einen Streich in den Nacken geben, daß er ſtirbt. Dann unterſuche ihn, ſo wirſt du in ſeinem Kleide einen Bund Schlüſſel und einen Bund Federn finden. Damit mußt du in das Haus eilen. In einem Saal iſt ein verſchloſſener Schrank; probire ſo lange, bis du den Schlüſſel dazu gefunden haſt, und mache den Schrank auf. Darin ſtehen eine Menge Fläſchchen mit Salben und Elixiren, nimm dasjenige mit der Salbe, die die Todten auferweckt, und wenn du die Königstochter damit beſtreichſt, ſo wird ſie erwachen. Dieß mußt du Alles ausführen, wenn du den Muth dazu haſt.“

Dem Jüngling wurde wohl ein wenig bange, aber er dachte: „Ich ſtehe in Gottes Hand und ſo will ich es denn wagen.“

Alſo nahm er das Schwert, und ſtieg vorſichtig auf den zertrümmerten Stall hinauf. Als er oben war, faßte er feſten Fuß, ſprang herab und dem Pferde gerade auf den Rücken. Im ſelben Augenblick ſprang das Pferd auf, und unter ihm hervor wälzte ſich ein rieſiger Lindwurm, und wollte den Jüngling verſchlingen. Der aber hatte ſchon

*) Musca di chiesa.

die Zügel ergriffen, und das Zauberſchwert gezogen, und begann mit dem Lindwurm zu kämpfen. Der Lindwurm war wohl ſtark und mächtig, dem Zauberſchwert konnte er aber doch nicht widerſtehen, nach einigen Streichen hieb ihm der Jüngling den Kopf ab, und der Lindwurm fiel todt hin. Nun ſprengte der Jüngling den Weg hinan, den die Alte ihm gezeigt hatte. Er kam aber nicht weit, denn ein großmächtiger Rieſe ritt ihm entgegen, und rief mit lauter Stimme: „O, Kirchenfliege, was unterſtehſt du dich, in meinem Garten ſpazieren zu reiten.“ Der Jüngling antwortete: „Ich bin gekommen, dich zu bekämpfen.“ „Was! du willſt mich bekämpfen?“ rief der Rieſe mit höhniſchem Lachen. „Du winzige Kirchenfliege!“ „Ich bin ſo klein, und du ſo groß,“ ſprach der Jüngling, „aber im Namen Gottes will ich dich beſiegen.“ „Nun gut denn!“ ſagte der Rieſe, „ſo kämpfen wir.“ Da fingen ſie an und kämpften eine lange Zeit, aber Keiner von ihnen konnte den andern beſiegen. Der Rieſe aber, da er merkte, daß der Jüngling das Zauberſchwert hatte, erkannte er wohl, daß er ihn durch Gewalt nicht würde beſiegen können, und griff zu einer Liſt. Wie die Alte es vorhergeſagt hatte, ließ er ſeinen eiſernen Handſchuh fallen, und ſprach: „Ich bin ſo groß, daß es mir ſchwer wird, vom Pferde zu ſteigen. So ſteige nun du ab und hole mir den Handſchuh.“ „Habt ihr den Handſchuh fallen laſſen, ſo könnt ihr ihn auch ſelbſt wieder holen,“ antwortete der Jüngling. „Ach, thu mir doch den Gefallen, und ſteige vom Pferde,“ bat der Rieſe. Der Jüngling aber gedachte der Worte der Alten und antwortete: „Wenn mir mein Handſchuh gefallen wäre, ſo hätte ich ihn mir ſelbſt geholt; nun ſteiget ihr auch ſelbſt vom Pferde.“ Da mußte der Rieſe ſich bequemen und vom Pferde ſteigen, denn ohne ſeinen eiſernen Handſchuh verlor er alle Kraft. Als er ſich aber bückte, ſprang der Jüngling hinzu, und hieb ihm mit einem Streich den Kopf ab, daß er weit weg flog. Nun unterſuchte er ſchnell den Rieſen, und als er richtig einen Bund Schlüſſel und einen Bund Federn auf ihm fand, eilte er ins Haus, und machte den verſchloſſenen Schrank auf. In dem Schranke ſtanden eine Menge Fläſchchen mit Salben und Elixiren; da nahm er dasjenige

mit der Salbe, die die Todten auferweckt, und lief zur ſchönen, todten Königstochter. Aber als er eine Feder in die Salbe tauchte und ihr damit die Schläfen und die Naſenlöcher rieb, ſchlug ſie auf einmal die Augen auf und war nun ganz lebendig und geſund. Da beſtrich er auch ihre zwölf Mädchen mit der Salbe, und ſiehe da, ſie wurden Alle wieder lebendig. Und als er ſich umſah, hatten ſich auch die Bäume aufgerichtet, und die Blumen blühten im ganzen Garten, und Alles, was zerſtört geweſen, ſtand nun wieder ganz und herrlich da.

Da blieben ſie noch einige Tage in dem ſchönen Garten, und dann nahm die Königstochter Abſchied von ihren zwölf Mädchen, die in der Unterwelt zurückblieben. Der Jüngling und die Königstochter aber gingen zu dem Brunnen, um ſich hinaufziehen zu laſſen. „Höre, Peppino," ſprach die Königstochter, „laſſe dich zuerſt hinaufziehen, denn wenn ein fremder Soldat da oben ſteht, und ich komme zuerſt hinauf, ſo wird er dich verrathen und dich hier unten laſſen." Peppino wollte anfangs nicht, da ſie ihn aber ſo bat, ſo that er ihr den Willen, band ſich am Strick feſt, und gab das Zeichen mit dem Glöckchen. Oben ſtand ein Soldat und hielt Wache; da der das Läuten hörte, dachte er: „Sollte wohl Jemand unten im Brunnen ſein? Ich will einmal am Stricke ziehen." Da zog er am Strick, und der Jüngling kam glücklich oben an, band ſich los, und warf den Strick wieder hinunter. „Iſt denn noch Jemand unten?" frug der Soldat. „Jawohl," antwortete der Jüngling, „hilf mir nur ziehen." Als aber die wunderſchöne Königstochter ans Licht kam, dachte der Soldat bei ſich: „Wäre ſie zuerſt heraufgekommen, ſo hätte ich dich nimmer herausgezogen!"

Der Jüngling brachte die Königstochter nun nach Hauſe zu ſeiner alten Mutter, die ſich ſehr freute, als ſie ihren lieben Sohn wiederſah. „Was thun wir nun?" frug der Jüngling. „Soll ich dich gleich zu deinem Vater führen?" „Nein," antwortete ſie, „thu was ich dir ſage. Geh heute Abend zu meinem Vater, um zu ſpielen. Wenn ihr nun eine Weile geſpielt habt, ſo ſprich zu ihm: „„Königliche Majeſtät, wir ſpielen hier jeden Abend, wie wäre es, wenn Jeder zur Abwechſelung eine

Geſchichte erzählte?"" Gewiß wird dann mein Vater die Geſchichte erzählen, wie ich geraubt worden bin. Dann frage ihn: „„Königliche Majeſtät, wenn euch Einer eure Tochter wiederbrächte, welchen Lohn würdet ihr ihm geben?"" Seine Antwort aber überbringe mir."

Am Abend ging der Jüngling zu Hofe, und ſpielte mit dem König. Nach einer Weile aber ſprach er: „Königliche Majeſtät, wir ſpielen nun ſchon den ganzen Abend; wie wäre es, wenn wir zur Abwechſelung einmal eine Geſchichte erzählten?" „Ach," antwortete der König, „ihr andern könnt wohl Geſchichten erzählen; ich aber könnte euch nur ein trauriges Ereigniß aus meinem Leben erzählen." „Was iſt denn das, königliche Majeſtät? Erzählt es uns doch." Da erzählte der König, wie vor ſo vielen Jahren ſeine einzige Tochter verſchwunden ſei, und wie er ſeitdem nichts wieder von ihr gehört habe. „Aber, ſaget mir, königliche Majeſtät," ſprach darauf der Jüngling, „wenn euch nun Einer eure Tochter wiederbrächte, welchen Lohn würdet ihr ihm wohl geben?" „Ach," antwortete der König, „wenn mir Einer meine liebe Tochter wiederbrächte, ſo ſollte er ſie zur Gemahlin erhalten und ſollte nach mir König ſein." Der Jüngling ſagte nun nichts mehr, aber am andern Morgen erzählte er Alles der Königstochter; die ſprach: „Gut, heute Abend erzähle dem König, du habeſt eine Schweſter, und frage, ob du ſie wohl einmal an den Hof bringen dürfteſt."

Als nun der Jüngling am Abend wieder beim König war, ſagte er ſo im Geſpräch: „Königliche Majeſtät, ich habe zu Hauſe eine Schweſter, die wirklich ein ſchönes Mädchen iſt. Wenn ihr es erlaubt, ſo möchte ich ſie wohl einmal mitbringen." „Thu das," antwortete der König, „ich werde mich ſehr freuen, ſie zu ſehen." Der Jüngling überbrachte der Jungfrau die Antwort des Königs, und ſie ſprach: „Heute Abend werde ich dich begleiten."

Als ſie nun am Abend zu Hofe ging und in den Saal trat, war ſie ſo ſchön, daß Alle ſie verwundert betrachteten. Der König aber ließ ſie ſich gegenüber ſitzen, und während er ſpielte, ſchaute er immer zu ihr hinüber, und es war ihm, als müſſe er ſie kennen. „Seht dies ſchöne

Digitized by Google

Mädchen an," ſprach er zu ſeinen Miniſtern, „gleicht ſie nicht meiner verlorenen Tochter?" „Ach, was denkt ihr, königliche Majeſtät," antworteten die Miniſter, „eure Tochter iſt ja ſeit ſo vielen Jahren verſchollen." Der König aber rief die Königin herbei und ſprach: „Ach, ſehet doch das Mädchen an; gleicht es nicht unſerer armen Tochter?" „Ja," ſprach die Königin, „es ſind wohl dieſelben Züge." Als aber die Königstochter ſah, daß ihre Eltern ſie ſo anſchauten, konnte ſie nicht länger an ſich halten, und rief aus: „Lieber Vater und liebe Mutter, ich bin ja eure verloren gegangene Tochter!"

Denkt euch nun, wie Alles in Aufruhr kam. Die Königin wurde vor Schrecken und Freude ohnmächtig, und man mußte ihr zu Hilfe eilen, und auch der König wußte ſich nicht zu faſſen. Endlich aber ſprach er: „Wenn du unſere Tochter biſt, ſo erzähle uns, wie es dir ergangen iſt." Da antwortete ſie: „So und ſo iſt es mir ergangen, und dieſer Jüngling iſt mein Retter, der mich aus der Gewalt des böſen Zauberers befreit hat."

Als der König und die Königin das hörten, wurden ſie ſehr froh, und umarmten ihre Tochter und den Jüngling mit großer Freude, und der König ſprach: „Du haſt meine Tochter erlöſt, und ſollſt ſie nun zur Gemahlin haben, und nach mir König ſein."

Da wurde eine glänzende Hochzeit gehalten, mit vielen Feſtlichkeiten; und ſie lebten glücklich und zufrieden, wir aber ſind hier ſitzen geblieben.

---

64. Die Geſchichte von der Fata Morgana.

Es war einmal ein mächtiger König, der hatte drei ſchöne Söhne, von denen war der Jüngſte auch der ſchönſte und klügſte. Der König wohnte in einem herrlichen Schloß mit einem prächtigen Garten, in dem wuchſen viele Bäume mit ſeltenen Früchten und ſchönen Blumen, die gar lieblich dufteten.

Nun begab es ſich eines Morgens, daß der König in den Garten

ging, um ſeine Früchte zu beſehen, und fand, daß an einem Baume das Obſt fehlte. „Das iſt doch merkwürdig," dachte er, „der Garten hat ja eine hohe Mauer; wie kann denn Jemand hineindringen?" Da rief er ſeine Söhne zuſammen, und erzählte es ihnen, und der Aelteſte ſprach: „Lieber Vater, bekümmert euch nicht darum; dieſe Nacht will ich Wache halten, und den Dieb entdecken."

Am Abend nahm der Königsſohn ſein Schwert, und ſetzte ſich in den Garten. Gegen Mitternacht aber wurde er von einem tiefen Schlaf befallen, und als er aufwachte, war es heller Tag, und von einem andern Baume war wieder das Obſt geſtohlen. Der König und ſeine zwei jüngeren Söhne liefen herbei, der Aelteſte aber ſprach: „Was wollt ihr? Als es ſpät wurde, konnte ich mich des Schlafes nicht mehr erwehren, und unterdeſſen iſt wieder Jemand gekommen, und hat noch mehr Früchte geſtohlen."

„Heute Abend will ich wachen," rief der zweite Sohn, „vielleicht geht es mir beſſer." Es ging ihm aber nicht beſſer; denn gegen Mitternacht überfiel ihn ein tiefer Schlaf, und als er aufwachte, war es heller Tag, und auf einem dritten Baum war wieder das Obſt geſtohlen worden. „Lieber Vater," ſprach der zweite Sohn zum König, „es iſt nicht meine Schuld. Ich konnte mich des Schlafs nicht erwehren, und unterdeſſen iſt der Dieb wiedergekommen, und hat noch einen Baum geplündert."

„Heute Abend iſt an mir die Reihe," rief der Jüngſte, „ich will doch ſehen, ob ich mich des Schlafes nicht erwehren kann." Am Abend nahm er ſein Schwert, und ging in den Garten; er ſetzte ſich aber nicht, ſondern ging immer auf und ab. Um Mitternacht ſah er auf einmal einen Rieſenarm über die Mauer hereinreichen, und Obſt pflücken. Da zog er behende ſein Schwert, und hieb den Arm ab. Der Rieſe ſtieß einen Schrei aus, und lief fort; der Königsſohn aber kletterte ſchnell über die Mauer, und verfolgte die Blutſpuren, denn der Rieſe war ſchon längſt verſchwunden. Endlich, an einem tiefen Brunnen, hörten die Blutſpuren auf. „Gut," dachte der Königsſohn, „morgen will ich dich ſchon wiederfinden," kehrte in den Garten zurück, und legte ſich ruhig

ſchlafen. Am Morgen kamen der König und die beiden Brüder in den Garten, um zu ſehen, was der Jüngſte gemacht hatte. Da zeigte er ihnen den Rieſenarm, und ſprach zu ſeinen Brüdern: „Nun, liebe Brüder, wollen wir uns aufmachen, und den Rieſen noch weiter verfolgen.“ Alſo nahmen ſie einen langen Strick mit, und ein Glöckchen, und machten ſich auf den Weg.

Als ſie nun zum Brunnen kamen, ſprach der älteſte Bruder: „Hu! was iſt der tief, da will ich nicht hineinſteigen!“ Der zweite ſchaute auch in den Brunnen, und ſagte daſſelbe; der jüngſte aber ſprach: „Ihr ſeid Helden! Bindet mir den Strick um den Leib, ſo will ich mich ſchon hinunter wagen.“ Da banden ſie ihn feſt, und er nahm das Glöckchen mit, und ließ ſich in den Brunnen hinab. Der Brunnen war ſehr tief; endlich aber kam er doch auf den Grund, und fand ſich in einem ſchönen Garten. Auf einmal ſtanden drei wunderſchöne Mädchen vor ihm, die frugen ihn: „Was willſt du hier thun, du ſchöner Jüngling? Flieh, ſo lange es noch Zeit iſt; wenn der böſe Zauberer dich findet, ſo wird er dich freſſen, denn weil ihm dieſe Nacht der Arm abgehauen worden iſt, ſo iſt er noch viel böſer als ſonſt.“ Bekümmert euch nicht, ſchöne Mädchen,“ antwortete der Königsſohn, „ich bin ja eben deßhalb gekommen, um den Zauberer zu ermorden.“ „Wenn du ihn ermorden willſt, ſo mußt du dich eilen,“ ſprachen die Mädchen, „denn jetzt, ſo lange er ſchläft, kannſt du ihn vielleicht bezwingen.“ Da führten ſie ihn in einen großen Saal, wo der Rieſe am Boden lag und ſchlief; der Königsſohn ſchlich ſich leiſe hinzu, und hieb ihm mit einem Streich den Kopf ab, daß er weit weg in die Ecke flog. Die ſchönen Mädchen aber dankten ihm voller Freude und ſprachen: „Wir ſind drei Königstöchter, und der böſe Zauberer hielt uns hier gefangen. Du aber haſt uns erlöſt, und darum ſoll Eine von uns deine Gemahlin ſein.“ Da antwortete er und ſprach: „Für jetzt wollen wir aus dieſer Unterwelt wieder in die Oberwelt zurückkehren. Dann wollen wir weiter darüber ſprechen.“ Da band er zuerſt die älteſte Schweſter am Stricke feſt, gab das Zeichen mit dem Glöckchen, und die beiden älteſten Brüder zogen ſie hinauf. Als nun der Aelteſte

das ſchöne Mädchen erblickte, rief er: „Ei, welch ein ſchönes Geſicht! Die ſoll meine Frau werden!“ Sie aber antwortete: „Zieht erſt meine Schweſter hinauf, dann wollen wir das Uebrige beſprechen.“ Als ſie nun die zweite Königstochter herauszogen, war ſie noch ſchöner als die erſte, und der älteſte Königsſohn rief wieder: „Ei, welch ein ſchönes Geſicht! Dieſes Mädchen ſoll meine Gemahlin werden!“ Nun war noch die jüngſte Königstochter unten. Als der Königsſohn ſie nun auch am Stricke feſtband, ſprach er zu ihr: „Du mußt auf mich warten ein Jahr, einen Monat und einen Tag; wenn ich bis dahin nicht wiederkomme, darfſt du dich verheirathen.“ Dann gab er das Zeichen mit dem Glöckchen, und die Brüder zogen auch die jüngſte Königstochter heraus. Als ſie aber über den Rand des Brunnens erſchien, war ſie ſchöner als die Sonne und der Mond, und der älteſte Königsſohn rief: „Ei, welch ſchönes Geſicht! Dies Mädchen ſoll meine Gemahlin ſein,“ und böſe Gedanken kamen in ſeine Seele. „Ach,“ ſagte die Königstochter, „werft doch eurem Bruder den Strick hinab; denn er wartet ja unten darauf.“ Da warfen ſie den Strick hinab; der Königsſohn aber war klug, und weil er ſeinen beiden Brüdern nicht traute, ſo nahm er einen großen, ſchweren Stein, und band ihn an den Strick. Die Königsſöhne aber meinten, ſie zögen ihren Bruder heraus, und als ſie dachten, jetzt ſei er wohl halbwegs, ſchnitten ſie den Strick ab, und der Stein fiel hinunter und zerſprang in tauſend Stücke.

Da ſah der Königsſohn, wie ſchlimm ſeine Brüder es mit ihm gemeint hatten, und mußte nun unten bleiben. „Ach,“ dachte er, „wer wird mir wohl hier heraushelfen!“ Da wanderte er durch das ganze Schloß und kam zuletzt auch an einen Stall, darin ſtand auch ein ſchönes Pferd. Wie er es nun ſo ſtreichelte, that das Pferd ſeinen Mund auf, und ſprach: „Du haſt den Rieſen ermordet, der mein Herr und Gebieter war, und nun ſollſt du mein Gebieter ſein. Wenn du aber meinen Rath folgen willſt, ſo bleibe hier bis ich es dir ſage.“ Alſo blieb der Königsſohn in der Unterwelt, und fand in dem ſchönen Palaſte Alles, was er brauchte.

Digitized by Google

Unterdeſſen waren ſeine Brüder mit den drei ſchönen Mädchen zu ihrem Vater zurückgekehrt, hatten ihm Alles erzählt und geſagt, der Strick wäre geriſſen, während ſie ihren jüngſten Bruder hätten heraufziehen wollen, und der Unglückliche wäre in den Brunnen zurückgefallen, und todt geblieben. Da fing der alte König an laut zu weinen und zu jammern, und konnte ſich gar nicht tröſten.

Als nun einige Zeit vergangen war, heirathete der älteſte Königsſohn die älteſte Königstochter, und der Zweite nahm die Mittlere zur Frau; die Jüngſte wollte ſich aber nicht verheirathen. So lebten die beiden Brüder in Frieden und Ruhe, und dachten nicht an ihren jüngſten Bruder, den ſie doch ermordet hatten. Der König aber konnte ſeinen armen Sohn nicht vergeſſen, und weinte Tag und Nacht um ihn, ſo daß er endlich über dem vielen Weinen das Geſicht verlor. Da wurden alle Aerzte des ganzen Landes berufen, aber Keiner konnte ihm helfen, und Alle ſagten: „Hier gibt es nur ein Mittel, das iſt das Waſſer der Fata Morgana. Wer damit ſeine Augen wäſcht, wird wieder ſehend. Wer aber kann das Mittel finden!“ Da ſprach der König zu ſeinen Söhnen: „Hört ihr, was die Aerzte ſagen, meine Söhne! Ziehet aus, und verſchaffet mir das Waſſer der Fata Morgana, daß ich wieder ſehend werde.“ Die beiden Brüder machten ſich alſo auf und zogen durch die ganze Welt, aber umſonſt; ſie konnten die Fata Morgana nicht finden.

Nun laſſen wir ſie, und ſehen wir, was aus dem jüngſten Bruder in der Unterwelt geworden iſt.

Der lebte alſo ruhig in ſeinem unterirdiſchen Schloß und es mangelte ihm nichts. Da ſprach eines Tages das Pferd zu ihm: „Soll ich dir etwas ſagen? Dein Vater iſt vom vielen Weinen um dich blind geworden, und die Aerzte haben ihm geſagt, ihm könne nichts helfen, als das Waſſer der Fata Morgana. Darum ſind deine Brüder ausgezogen es zu ſuchen, doch werden ſie es nicht finden, denn wie könnten ſie zur Fata Morgana gelangen! Ich aber weiß, wo die Fata Morgana wohnt, denn ſie iſt meine Schweſter. So ſetze dich nun auf meinen Rücken, dann wollen wir ausziehen und das Waſſer holen.“ Da beſtieg der

Königsſohn das Pferd und ſie zogen fort. Das Pferd aber ſprach: „Um das Waſſer zu holen, braucht es ſehr viel, denn meine Schweſter iſt ſtark und mächtig, und wir können es nur durch Liſt bekommen. Darum höre auf meine Worte und merke dir Alles genau. Zuerſt wirſt du an ein großes Thor kommen, das immer auf und zu ſchlägt, alſo daß man nicht hindurch kann. Nimm aber eine ſtarke Eiſenſtange mit, und ſtecke ſie zwiſchen die beiden Thorflügel, ſo wird ein Spalt bleiben, durch den wir uns hindurch zwängen können. Dann wirſt du eine rieſige Scheere ſehen, die immer auf und zu geht, und Alles zerſchneidet, was hindurch will. Nimm eine Rolle Papier mit, netze ſie, und ſtecke ſie zwiſchen die Scheere, ſo wird eine Oeffnung bleiben, durch die wir hindurch können. Sind wir aber der Scheere entkommen, ſo werden ſich zwei Löwen auf uns ſtürzen um uns zu verſchlingen, darum mußt du eine Ziege mitnehmen, und die eine Hälfte davon nach rechts, die andre nach links werfen, ſo werden ſie ſich damit beſchäftigen und uns ziehen laſſen. Dann kommen wir in einen ſchönen Garten, in dem iſt ein Brunnen, daraus tropft eine Flüſſigkeit, das iſt der Schweiß meiner Schweſter, den zu holen du gekommen biſt. Stelle ein Fläſchchen darunter, daß jeder Tropfen aufgefangen wird. Neben dem Brunnen ſteht ein Granatbaum, mit ſchönen Granatäpfeln; pflücke drei davon, ſie werden dir nützen.“

Der Königsſohn verſprach Alles getreulich zu befolgen, und ſo ritt er auf ſeinem Pferdchen davon und kam endlich an das große Thor, das mit vielem Lärm auf und zu ſchlug, ſo daß Niemand hindurch konnte. Doch der Königsſohn ſteckte eine ſtarke Eiſenſtange zwiſchen die beiden Thorflügel, da beruhigte ſich das Thor, und es blieb eine Spalte, durch die er ſich mit ſeinem Pferde hindurch zwängen konnte. Dann kam er an eine rieſige Scheere, die ging immer auf und zu, und war ſo ſcharf und groß, daß ſie einen Menſchen mitten durchſchneiden konnte. Der Königsſohn aber ſteckte die naſſe Rolle Papier dazwiſchen, und während die Scheere ſich damit beſchäftigte, kam er glücklich hindurch. Kaum aber war er der Scheere glücklich entronnen, als zwei grimmige Löwen ſich auf ihn ſtürzten, um ihn zu verſchlingen. Da zerriß er die Ziege, und

warf die Hälfte nach rechts und die Hälfte nach links, und die Löwen ſtürzten ſich auf das Fleiſch, und ließen ihn mit ſeinem Pferde durch. So kam er denn endlich in den ſchönen Garten, in dem der Brunnen ſtand. Da ſtieg er ab, zog ſein Fläſchchen hervor, und ſtellte es unter den Brunnen, um die Tropfen des koſtbaren Waſſers aufzufangen. Dann pflückte er die drei Granatäpfel und verwahrte ſie. Nun hätte er den Worten des Pferdes folgen ſollen, und geduldig warten, bis das Fläſchchen voll war. Weil aber das Waſſer nur tropfenweiſe kam, ward ihm die Zeit zu lang, und er dachte: „Während das Fläſchchen ſich füllt, könnte ich wohl ein wenig das Schloß betrachten, und ſehen, wie es darinnen ausſieht. Da ging er die Treppe hinauf, und trat in das Schloß, und ſah ſo viele Schätze und Koſtbarkeiten, daß kein Menſch es glauben kann, und je weiter er ging, deſto herrlichere Sachen fand er. Endlich kam er auch in einen prächtigen Saal, in dem lag auf einem Ruhebette die Fata Morgana, und ſie war ſo ſchön, daß ſie mit ſieben Schleiern bedeckt war, und ihre Schönheit doch durch alle ſieben Schleier hindurch leuchtete. Da beugte ſich der Königsſohn über ſie, und nahm ihr die ſieben Schleier weg, und als er ſah, wie ſchön ſie war, entbrannte er in heftiger Liebe zu ihr, neigte ſich und küßte ſie. Kaum hatte er ihr aber den Kuß gegeben, ſo ergriff ihn eine furchtbare Angſt, daß er mit den Schleiern in der Hand entfloh und aus dem Schloſſe lief. Am Brunnen war unterdeſſen das Fläſchchen voll geworden, er ergriff es, warf ſich aufs Pferd und ſprengte davon.

Die Fata Morgana aber war von dem Kuſſe aufgewacht, und als ſie ſich entblößt ſah, ſprang ſie auf, um den Königsſohn zu verfolgen. „O, Löwen," rief ſie, „warum habt ihr dieſen Jüngling durchgelaſſen? Kommet und helfet mir, ihn zu verfolgen!" Da ſprangen die Löwen auf, und ſetzten dem Königsſohne nach. „Schau dich um," ſprach das Pferd, „und ſieh, was es gibt." „Ach, liebes Pferdchen, die ſchöne verfolgt uns mit zwei grimmigen Löwen!" „Sei nicht bang, und wirf einen Granatapfel hinter dich." Da warf der Königsſohn einen Granatapfel hinter ſich, und alſobald entſtand ein breiter Strom, der

floß von lauter Blut. Die Fata Morgana und die beiden Löwen wurden dadurch aufgehalten, und als sie endlich hinüber kamen, hatte der Königssohn einen tüchtigen Vorsprung. Die Fata Morgana war aber doch noch schneller, und holte ihn bald wieder ein. „Schau dich um," sprach das Pferdchen, „und sieh, was es gibt." „Ach, liebes Pferdchen, die Fata Morgana ist dicht hinter uns." „Sei nicht bang, und wirf den zweiten Granatapfel hinter dich." Da warf der Königssohn den zweiten Granatapfel hinter sich, und alsobald entstand ein Berg von lauter Dornen. Als nun die Fata Morgana und die Löwen über den Berg hinüber wollten, zerstachen sie sich jämmerlich an den Dornen. Mit vieler Mühe kamen sie aber endlich doch hinüber, und verfolgten den Flüchtling. „Schau dich um," sprach das Pferd, „und sieh, was es gibt." „Ach, liebes Pferdchen, die Fata Morgana ist dicht hinter uns." „Sei nicht bang, und wirf auch den letzten Granatapfel hinter dich." Da warf der Königssohn auch noch den letzten Granatapfel hinter sich, und alsobald entstand ein Feuerberg, und als die Löwen hinüber wollten, fielen sie in die Flammen und verbrannten. Die Fata Morgana aber gab die Verfolgung auf und kehrte in ihr Schloß zurück.

Nachdem der Königssohn nun noch ein Weilchen geritten war, sprach das Pferdchen zu ihm: „Sieh, dort kommen deine Brüder, die suchen noch nach dem Wasser der Fata Morgana. Erzähle ihnen, daß du es hast, und wenn sie dich darum bitten, so überlasse ihnen das Fläschchen." Da that der Königssohn, wie das Pferd ihn geheißen hatte, ging auf seine Brüder zu, und sprach: „Willkommen, liebe Brüder, wo zieht ihr hin?" „Wir sind ausgezogen, für unsern blinden Vater das Wasser der Fata Morgana zu suchen, damit er wieder sehend werde." „Ach, liebe Brüder," sprach der Königssohn, „das werdet ihr nimmer erlangen! Ich habe soeben mit Lebensgefahr ein Fläschchen voll geholt, und weiß, wie schwer es ist, hinzukommen." Als die beiden Brüder das hörten, drohten sie, ihn zu ermorden, wenn er ihnen das Fläschchen nicht überließe. Da gab er ihnen das Wasser, und sie brachten es ihrem alten Vater, und als er sich die Augen damit gewaschen hatte, wurde er wieder

Digitized by Google

ſehend. Da freute er ſich über die Maßen, und gab jedem ſeiner Söhne die Hälfte von ſeinem Reiche.

Unterdeſſen hatte das Pferd den jüngſten Königsſohn in die Unterwelt zurückgetragen, und da blieb er noch lange Zeit. Eines Tages ſprach das Pferd zu ihm: „Deine Brüder ſind bei deinem Vater angekommen, und haben ihn von ſeiner Blindheit geheilt. Nun iſt es auch Zeit, daß du an die Oberwelt zurückkehrſt.“ Da legte der Königsſohn königliche Kleider an und wünſchte ſich ein königliches Gefolge; dann beſtieg er das Pferd und ritt, bis er in das Reich ſeines Vaters kam. Als er ſich nun der Stadt näherte, war er ſo prächtig anzuſchauen, daß man ſeinen Brüdern die Kunde brachte, ein mächtiger König komme mit großem Gefolge. Da gingen ſeine Brüder ihm entgegen, und als das Pferdchen ſie kommen ſah, ſprach es: „Dort kommen deine Brüder; wenn ſie dich gefangen nehmen wollen, ſo wehre dich nicht.“ Als nun die Königsſöhne ihren jüngſten Bruder erkannten, ſprachen ſie untereinander: „Iſt das unſer jüngſter Bruder, der mit einem ſo großen Gefolge kommt? Wehe uns, jetzt wird er unſerm Vater Alles erzählen, was wir ihm gethan haben. Darum wollen wir ihn lieber gleich gefangen nehmen, und unſerm Vater ſagen, ein fremder König habe uns den Krieg erklärt, und wir hätten ihn beſiegt.“ Und ſo thaten ſie denn auch und ſtürzten ſich auf ihren Bruder. Der ließ ſich willig gefangen nehmen und ſprach: „Erlaubet mir nur die Gnade, daß ich mein Pferdchen ins Gefängniß mitnehmen darf.“ Da erlaubten ſie es, und der Königsſohn wurde mit ſeinem Pferdchen ins Gefängniß geführt; ſein Gefolge aber verſchwand, denn es war ja nur durch Zauberkunſt*) entſtanden.

Als nun der Königsſohn mit ſeinem Pferdchen im Gefängniß war, ſprach das Pferd: „Nun merke wohl auf meine Rede und thu, was ich dir ſage. Nimm dieſen ſchweren Stock, und prügle mich damit ſo lange, bis ich todt hinfalle. Dann nimm ein Meſſer und ſchneide mir den Leib auf, ſo wird es dein und mein Glück ſein.“ „Ach, liebes Pferdchen, ich

*) Fatasciume.

habe nicht das Herz dazu! du haſt mir ſo viel Gutes gethan, wie kann ich dir nun auf dieſe Weiſe lohnen? Nein, nein, das thu ich nicht." „Du mußt es aber doch thun," ſagte das Pferd, „denn nur ſo kannſt du mich erlöſen." Da nahm der Königsſohn einen ſchweren Prügel, und ſchlug das Pferd, und bei jedem Schlage rief er: „Ach! liebes Pferdchen! verzeih, daß ich dir weh thu! ich befolge ja nur dein Gebot." Das Pferd aber ſprach: „Mache dich ſtark, und ſchlage nur zu; ſonſt kann ich nicht ſterben, und dann iſt es mein und dein Unglück." Da ſchlug der Königsſohn immer ſtärker zu, bis das Pferd todt umfiel. Dann nahm er ein Meſſer und ſchnitt ihm den Leib ganz vorſichtig auf. Auf einmal ſprang ein ſchöner Jüngling heraus, der ſprach: „Ich bin der Bruder der Fata Morgana, und war in den Leib des Pferdes verzaubert, du aber haſt mich erlöſt, und nun will ich dir auch helfen." Da wünſchte er ſich und den Königsſohn aus dem Gefängniß heraus, und alſobald ſprangen die Thüren auf, und die Beiden gingen hinaus vor die Stadt. Als ſie aber vor dem Thore waren, wünſchten ſie ſich königliche Kleider und ein mächtiges Heer, und alsbald ſtand hinter ihnen ein Heer, wie es nicht einmal der König hatte; das fing an zu ſchießen, daß die ganze Stadt davor erſchrak. Der Königsſohn aber ſchickte zu ſeinen Brüdern, und ließ ihnen ſagen: „Ich bin euer jüngſter Bruder, und bin mit einem großen Heere gekommen euch zu beſtrafen für alles das, was ihr mir gethan habt." Als ſeine Brüder das hörten, erſchraken ſie ſehr, und ihr Herz wurde ſo dünn wie ein Haar.*) Da ſprachen ſie: „Wir wollen unſerm jüngſten Bruder entgegen gehen, und uns ihm zu Füßen werfen, damit er uns verzeihe." Da gingen ſie hinaus, fielen auf die Knie und baten ihn um Verzeihung; er aber ſprach: „Was ihr mir Böſes gethan habt, will ich euch verzeihen; aber Könige könnt ihr nicht mehr ſein, ſondern das Reich meines Vaters muß mir allein gehören. Nun führet mich aber auch zu meinem lieben Vater."

Da führten ſie ihn zum alten König, und der Königsſohn erzählte

*) U soi cori si fici quantu un filu di capiddu.

Alles, wie es ihm ergangen war; und der alte König freute ſich ſehr, als er ſeinen lieben Sohn wiederſah, und umarmte und küßte ihn.

Während ſie nun ſo voller Freude bei einander waren, ging auf einmal die Thür auf, und eine wunderſchöne große Frau in prächtigen Gewändern und mit einem großen Gefolge trat herein, und das war die Fata Morgana, die ſprach: „Ich bin die Fata Morgana. Dieſer Jüngling aber hat mir meine Schleier geraubt, und hat mich geküßt, als ich ſchlief. Darum muß er mein Gemahl werden, und ich will ihn zu einem mächtigen König machen. Die jüngſte Königstochter aber, die noch ledig iſt, ſoll meinem Bruder angehören.“

Und ſo geſchah es; ſie hielten drei Tage lang Feſtlichkeiten, und der Königsſohn heirathete die ſchöne Fata Morgana, und zog mit ihr in ihr Land. Das Reich ſeines Vaters aber ſchenkte er ſeinem Schwager, der die jüngſte Königstochter heirathete. Und ſo blieben ſie glücklich und zufrieden, wir aber ſind leer ausgegangen.

---

65. Vom Conte Piro.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte einen einzigen Sohn. Dieſer Sohn aber war dumm und unwiſſend. Als nun der Vater zum Sterben kam, ſprach er zum Jüngling: „Mein Sohn, ich muß nun ſterben, und habe Nichts dir zu hinterlaſſen als dieſes Häuschen und den Birnbaum, der daneben ſteht.“ Der Vater ſtarb, und der Sohn blieb allein im Häuschen zurück. Weil er ſich aber ſein Brot nicht ſelbſt verdienen konnte, ſo ließ der liebe Gott in ſeiner Barmherzigkeit den Birnbaum das ganze Jahr hindurch Früchte tragen, und davon nährte ſich der Burſche.

Nun begab es ſich eines Tages, als er eben vor ſeiner Hausthür ſaß, daß ein Fuchs vorbeikam. Es war zwar mitten im Winter, der Birnbaum war aber dennoch mit den ſchönſten, größten Früchten bedeckt. „O!“ ſprach der Fuchs, „friſche Birnen in dieſer Jahreszeit! Gib mir

ein Körbchen voll davon, so soll es dein Glück sein." „Ach, Füchslein, wenn ich dir ein Körbchen voll gebe, was soll ich dann essen?" sprach der Bursche. „Sei still, und thu was ich dir sage," antwortete der Fuchs, „du wirst sehen, es ist dein Glück." Da gab der Bursche dem Füchslein einen Korb der schönsten Birnen, und der Fuchs ging damit zum König. „Königliche Majestät, mein Gebieter schickt euch dieses Körbchen mit Birnen, und bittet euch, sie in Gnaden anzunehmen," sprach er zum König. „Birnen! in dieser Jahreszeit!" rief der König, „das ist mir noch nicht vorgekommen. Wer ist denn dein Gebieter?" „Der Conte Piro!" *) antwortete der Fuchs. „Wie kommt er denn dazu, in dieser Jahreszeit Birnen zu haben?" frug der König. „O, der hat alles, was er will," antwortete der Fuchs, „der ist viel reicher als ihr selbst, königliche Majestät." „Was könnte ich ihm denn für seine Birnen schenken?" frug der König. „Nichts, königliche Majestät," sprach der schlaue Fuchs, „denkt nur, jedes Gegengeschenk würde ihn beleidigen." „Nun denn, sage dem Grafen, ich ließe ihm danken für seine wunderschönen Birnen."

Als nun der Fuchs wieder zum Burschen kam, rief dieser: „Aber, Füchslein, du hast mir ja nichts mitgebracht für meine Birnen, und ich bin so hungrig!" „Sei still," antwortete der Fuchs, „und laß mich machen; ich sage dir, es wird dein Glück sein."

Nach einigen Tagen sprach der Fuchs: „Du mußt mir jetzt wieder einen Korb voll Birnen geben." „Ach, Füchslein, was soll ich denn essen, wenn du mir meine Birnen fortträgst?" „Sei still und laß mich machen," sagte der Fuchs, und ließ sich einen großen Korb voll der schönsten Birnen geben. Damit ging er zum König, und sprach: „Königliche Majestät, da ihr den ersten Korb so gnädig angenommen habt, so erlaubt sich mein Gebieter, der Conte Piro, euch wieder ein Körbchen voll anzubieten." „Nein, wie ist denn das nur möglich!" rief der König, „frische Birnen zu dieser Jahreszeit!" „Ach, das ist ja gar nichts," sprach der Fuchs, „die beachtet der Graf kaum, so viele andre Reichthümer hat er.

*) Graf Birnbaum.

Er läßt euch aber bitten, ihm eure Tochter zur Gemahlin zu gewähren." „Wenn der Graf so reich ist," antwortete der König, „so kann ich diese Ehre ja gar nicht annehmen, denn er ist viel reicher als ich." „O, königliche Majestät, laßt das," sprach der Fuchs. „Mein Herr wünscht eben eure Tochter zu seiner Gemahlin, etwas mehr oder weniger Mitgift ist ihm bei seinem Reichthum ganz gleichgültig." „Ist er denn wirklich so reich?" frug der König. „O, königliche Majestät, wenn ich es euch sage! der ist viel reicher als ihr!" „Nun denn, so bitte ihn einmal herzukommen, und hier zu essen."

Da ging der Fuchs zum Burschen und sprach: „Ich habe dem König gesagt, du seiest der Conte Piro und begehrtest seine Tochter zur Gemahlin." „O, Füchslein, was hast du gethan!" schrie der arme Bursche. „Wenn der König mich nun sieht, so reißt er mir den Kopf ab." „Laß mich doch machen, und sei still," sprach der Fuchs; und ging in die Stadt zu einem Schneider, und sprach: „Mein Gebieter, der Conte Piro, wünscht den schönsten Anzug zu haben, den ihr fertig habt; das Geld bringe ich euch dann ein anderesmal." Da gab ihm der Schneider einen prächtigen Anzug, und der Fuchs ging zu einem Pferdehändler, und verschaffte sich auf dieselbe Weise das schönste Pferd, das zu finden war. Dann mußte der Bursche die feine Kleidung anlegen, das Pferd besteigen, und auf das Schloß reiten; und der Fuchs lief vor ihm her. „Ach, Füchslein, was soll ich denn dem König sagen?" rief der Bursche. „Ich kann ja nicht sprechen, wie es sich einem so vornehmen Herrn gegenüber geziemt." „Laß mich nur sprechen und verhalte dich ruhig," sprach der Fuchs, „und wenn du nur „„Guten Tag"" sagst, und „„Königliche Majestät"", das Uebrige will ich schon sagen."

Als sie nun auf das Schloß kamen, eilte der König dem Conte Piro entgegen, und begrüßte ihn mit allen Ehren, und führte ihn an den Tisch, wo auch die schöne Königstochter saß. Er war aber wie stumm, und sagte fast gar nichts. „Füchslein, der Conte Piro spricht ja gar nicht," sagte der König leise zum Fuchs. Der aber antwortete: „Er hat eben so viel zu denken bei all seinen Reichthümern und

Schätzen." Als ſie gegeſſen hatten, nahm der Conte Piro Abſchied und ritt wieder nach Hauſe.

Am andern Morgen aber ſprach der Fuchs: „Gib mir noch einen Korb voll Birnen, daß ich ſie zum König hintrage." „Mache was du willſt, Füchslein," antwortete der Burſche, „aber du wirſt ſehen, daß es mir das Leben koſtet." „Sei doch ſtill," rief der Fuchs, „wenn ich dir ſage, es wird dein Glück ſein." Alſo pflückte er die Birnen, und der Fuchs brachte ſie zum König, und ſprach: „Mein Gebieter, der Conte Piro, ſchickt euch dieſes Körbchen voll Birnen, und möchte gern eine Antwort auf ſeine Anfrage haben." „Sage dem Grafen, die Hochzeit könne ſtattfinden, ſobald es ihm beliebt," antwortete der König, und der Fuchs brachte dem Conto Piro ganz vergnügt dieſen Beſcheid. „Aber, Füchslein, wo ſoll ich denn meine Braut hinbringen?" frug der Burſche, „ich kann ſie doch nicht in dieſes alte ſchlechte Häuschen führen?" „Laß mich nur machen. Was geht dich das an? Habe ich bisher nicht alles gut gemacht?" ſagte der Fuchs. Alſo wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert, und der Conte Piro heirathete die ſchöne Königstochter.

Nach einigen Tagen ſprach der Fuchs: „Mein Gebieter wünſcht nun ſeine junge Frau in ſein Schloß zu führen." „Gut, und ich werde ſie begleiten," antwortete der König. Da beſtiegen ſie alle ihre Pferde, und der König nahm ein großes Gefolge von Reitern zu Pferde mit, und ſo ritten ſie in die Piana*) hinein. Der ſchlaue Fuchs aber lief vor ihnen her. Als er nun an einer großen Schafherde, von vielen tauſend Schafen, vorbeikam, frug er die Hirten: „Wem gehört dieſe Schafheerde?" „Dem Menſchenfreſſer," antworteten ſie. „Still doch, ſtill," flüſterte der Fuchs, „ſeht ihr alle die bewaffneten Reiter die mir folgen? Wenn ihr ſagt, die Schafe gehören dem Menſchenfreſſer, ſo ermorden ſie euch. Sagt lieber, ſie gehören dem Conte Piro " Als der König herangeritten kam, frug er: „Wem gehört denn dieſe wunderſchöne Schafheerde?" „Dem Conte Piro," riefen die Hirten. „Nein,

*) Die Ebene von Catania.

der muß reich ſein," rief der König und freute ſich. Etwas weiter fand der Fuchs eine eben ſo große Schweineheerde, und frug die Hirten: „Wem gehört die Heerde?" „Dem Menſchenfreſſer." „Still doch, ſtill; ſeht doch, was für eine große Anzahl von Reitern mir folgt. Wenn ihr ihnen ſagt, die Schweine gehören dem Menſchenfreſſer, ſo ermorden ſie euch. Ihr müßt ſagen, ſie gehören dem Conte Piro." Als nun der König zu den Schweinehirten kam, frug er, wem die große Schweineheerde gehöre; ſie aber antworteten: „Dem Conte Piro," und der König freute ſich über den reichen Schwiegerſohn.

Ein Stückchen weiter kam der Fuchs an eine große Pferdeheerde, und frug, wem ſie gehöre. „Dem Menſchenfreſſer." „Still doch, ſtill; ſeht ihr alle die Reiter, die mir folgen? Wenn ihr ihnen das ſagt, ſo ermorden ſie euch. Ihr müßt ſagen, ſie gehören dem Conte Piro." Als nun der König kam, und frug, wem die Pferde gehörten, antworteten die Hirten: „Dem Conte Piro," und der König freute ſich, daß ſeine Tochter einen ſo reichen Mann geheirathet habe.

Der Fuchs aber lief immer weiter, und kam an eine große Rinderheerde. „Wem gehört dieſe Rinderheerde?" „Dem Menſchenfreſſer." „Still doch, ſtill; ſeht ihr nicht die Reiter, die mir folgen? Wenn ihr ihnen das ſagt, ſo ermorden ſie euch. Ihr müßt ſagen, ſie gehören dem Conte Piro." Bald darauf kam der König vorbeigeritten, und frug, wem die Rinderheerde gehöre. „Dem Conte Piro," hieß es, und der König freute ſich über ſeinen reichen Schwiegerſohn.

Endlich kam der Fuchs an den Palaſt des Menſchenfreſſers, der ganz allein mit ſeiner Frau wohnte. Da eilte er hinauf und rief: „Ach, ihr Armen, welches Schickſal ſteht euch bevor!" „Was iſt denn geſchehen!" frug der Menſchenfreſſer ganz erſchrocken. „Seht ihr die vielen Reiter, die mir folgen?" ſprach der Fuchs, „die hat der König ausgeſandt, euch zu ermorden." „Ach, Füchslein, liebes Füchslein, hilf uns doch," jammerten die Beiden. „Wißt ihr was?" ſprach der Fuchs. „Kriechet in den großen Backofen hinein; wenn ſie dann wieder fort ſind, will ich euch rufen." Das thaten ſie, und krochen in den Ofen hinein, und baten

ihn: „Liebes Füchslein, verſtopfe die Oeffnung mit Reiſern, daß ſie uns nicht ſehen.“ Das war gerade, was der Fuchs wollte, und er füllte die ganze Oeffnung mit Reiſern aus. Dann ſtellte er ſich vor der Hausthür auf, und als der König herangeritten kam, ſprach er: „Königliche Majeſtät, geruhet hier abzuſteigen; hier iſt der Palaſt des Conte Piro.“ Da ſtiegen ſie ab und gingen die Treppe hinauf, und fanden da eine Pracht und einen Reichthum, daß der König ganz verwundert war, und dachte: „So ſchön iſt ja ſelbſt mein Schloß nicht. — Warum ſind denn gar keine Diener da?“ frug er den Fuchs. Der antwortete: „Mein Gebieter wollte nichts einrichten, ohne die Wünſche ſeiner ſchönen Gemahlin zu kennen; die kann nun ſchalten und walten, wie es ihr beliebt.“ Als ſie alles betrachtet hatten, kehrte der König auf ſein Schloß zurück, und der Conte Piro mit der Königstochter blieben in dem ſchönen Palaſt. In der Nacht aber ſchlich der Fuchs zum Ofen, zündete die Reiſer an, und machte ein großes Feuer, daß der Menſchenfreſſer und ſeine Frau verbrannten. Am andern Morgen ſprach der Fuchs zum Conte Piro und zu ſeiner Gemahlin: „Ihr ſeid nun glücklich und reich, nun müſſet ihr mir aber Eines verſprechen; wenn ich ſterbe, ſo müſſet ihr mich in einen ſchönen Sarg legen, und mit allen Ehren begraben.“ „Ach, Füchslein, ſprich nicht vom Sterben,“ ſagte die Königstochter, denn ſie hatte den Fuchs lieb gewonnen.

Nach einiger Zeit wollte der Fuchs den Conte Piro auf die Probe ſtellen, und ſtellte ſich todt. Als die Königstochter ihn ſo erblickte, rief ſie: „Ach, das Füchslein iſt todt, das arme liebe Thierchen! Jetzt müſſen wir ſchnell einen recht ſchönen Sarg machen laſſen.“ „Einen Sarg für das Thier?“ rief der Conte Piro, „nehmet ihn an den Beinen und werft ihn zum Fenſter hinaus.“ Da ſprang aber der Fuchs auf und ſchrie: O, du undankbarer, ſchmutziger Bettler, du Hungerleider, haſt du denn vergeſſen, wie dein Glück mein Werk iſt? wie ich dir zu allem verholfen habe? du ſchlechter, undankbarer Menſch!“ „Ach, Füchslein, beruhige dich nur,“ bat der Conte Piro, „es war nicht ſo ſchlimm gemeint; ich habe geſprochen, ohne zu denken, was ich ſagte.“ Da ließ

ſich der Fuchs beruhigen, und lebte noch eine lange Zeit im Palaſte des Conte Piro, und als er wirklich ſtarb, machte ihm ſein Herr einen ſchönen Sarg, und begrub ihn mit allen Ehren. Der Conte Piro aber und ſeine ſchöne Frau lebten glücklich und zufrieden, und wir ſind leer ausgegangen.

---

66. Von dem Hahn, der Pabſt werden wollte.

Es fiel einmal dem Hahn ein, er wolle nach Rom gehen, und ſich zum Pabſte wählen laſſen. Da machte er ſich auf den Weg. Auf ſeiner Reiſe fand er einen Brief, den nahm er mit. Da begegnete ihm die Henne, und frug: „Herr Hahn, wohin geht ihr?“ „Ich gehe nach Rom und will Pabſt werden.“ „Wollt ihr mich mitnehmen?“ frug ſie. „Zuerſt muß ich in meinem Briefe nachſehen,“ ſprach der Hahn und ſchaute in den Brief hinein. „Nun, komm nur mit; wenn ich Pabſt werde, ſo kannſt du Frau Päbſtin ſein.“ Da gingen Herr Hahn und Frau Henne zuſammen weiter, und es begegnete ihnen eine Katze, die ſprach: „Herr Hahn und Frau Henne, wohin geht ihr?“ „Wir gehen nach Rom, und wollen Pabſt und Päbſtin werden.“ „Wollt ihr mich mitnehmen?“ „Warte bis ich in meinem Briefe nachgeſehen habe,“ ſprach der Hahn, und ſchaute in den Brief. „Nun, komm nur mit, du kannſt unſere Kammerfrau ſein.“ Ueber ein Weilchen begegnete ihnen ein Marder *), der frug ſie: „Wohin geht ihr, Herr Hahn, Frau Henne und Frau Katze?“ „Wir gehen nach Rom, dort will ich Pabſt werden,“ antwortete der Hahn. „Wollt ihr mich mitnehmen?“ „Warte bis ich in meinem Briefe nachgeſehen habe.“ Als der Hahn nun in den Brief geſchaut hatte, ſprach er: „Nun, komm nur mit.“

So wanderten denn die vier Thiere zuſammen weiter auf dem Wege nach Rom. Als es dunkel wurde, kamen ſie an ein Häuschen, darin wohnte eine alte Hexe, ſie war aber eben ausgegangen. Alſo

---

*) Luca, padottola, Wieſel?

ſuchte ſich jedes Thier nach ſeinem Behagen einen Platz aus. Der Marder ſetzte ſich in einen Schrank, die Katze auf den Herd in die warme Aſche, und der Hahn und die Henne flogen auf den Thürbalken hinauf.

Als nun die alte Hexe nach Hauſe kam, wollte ſie aus dem Schrank ein Licht holen, da fuhr ihr der Marder mit ſeinem Schwanz ins Geſicht. Da wollte ſie das Licht anzünden, und ging an den Herd. Weil ſie aber die leuchtenden Augen der Katze für glühende Kohlen anſah, ſo wollte ſie ihr Schwefelhölzchen daran anzünden, und fuhr der Katze in die Augen. Die Katze aber fuhr ihr ins Geſicht und zerkratzte ſie jämmerlich. Als der Hahn all den Lärm hörte, fing er laut an zu krähen. Da merkte die Hexe, daß es keine Geiſter ſeien, ſondern unſchuldige Hausthiere, nahm einen Stock und jagte ſie alle vier zum Hauſe hinaus.

Die Katze und der Marder hatten nun keine Luſt mehr, weiter zu wandern, der Hahn und die Henne aber ſetzten ihren Weg fort.

Da ſie nun nach Rom kamen, gingen ſie in eine offene Kirche hinein, und der Hahn ſprach zum Sakriſtan: „Laſſet alle Glocken läuten, denn ich will jetzt Pabſt werden.“ „Gut,“ antwortete der Sakriſtan, „das kann geſchehen; kommt nur hier herein.“ Da führte er den Hahn und die Henne in die Sakriſtei, machte die Thüre zu und fing ſie Beide. Als er ſie aber gefangen hatte, drehte er ihnen den Hals um und ſteckte ſie in den Kochtopf. Dann lud er ſeine Freunde ein, und ſie verzehrten voll Freuden den Herrn Hahn und die Frau Henne.

---

67. Von Paperarello.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten einen einzigen Sohn. Die Königin war aber eine böſe Frau und konnte ihren Sohn gar nicht leiden. Als nun der Knabe zwölf Jahr alt war, ſtarb der König, und ſein Sohn wurde König. Darüber erzürnte die böſe Königin, denn ſie hätte gern ſelbſt geherrſcht, und trachtete dem jungen König nach dem Leben.

Digitized by Google

Eines Tages nun wollte er auf die Jagd reiten. Da sprach sie zu ihm: „Mein Sohn, ich will dich auf die Jagd begleiten." „Ach, Mutter," antwortete der junge König, „das geht ja nicht, ihr könnt nicht mit mir auf die Jagd gehen." Sie aber bestand darauf, und begleitete ihn. Während dem Jagen wurden die Beiden von ihrem Gefolge getrennt. Auf einmal überfiel sie ein Menschenfresser *), und führte sie Beide in sein Haus. Nun war die falsche Königin eine sehr schöne Frau, und da sie den Menschenfresser um ihr Leben bat, ward er von ihrer Schönheit so gerührt, daß er sie nicht tödtete. Sie mußte aber bei ihm bleiben, und durfte nicht in ihr Reich zurück. Den jungen König schlug der Menschenfresser todt, band ihn auf ein Pferd, und ließ es in den Wald hineinlaufen.

Dieses Pferd aber war ein Zauberpferd, und eilte schnell vor ein Schloß, in dem sieben Feen wohnten, und klopfte an. Als nun die Feen das Klopfen hörten, sprach die Aelteste zu einer von den andern: „Geh hin, und schau zum Fenster hinaus, um zu sehen, wer es ist." „Ach, meine Schwestern," rief die Fee, „wenn ihr wüßtet! Da unten steht ein Pferd, und auf seinem Rücken ist ein todter Knabe festgebunden. Der ist so schön, daß man nichts schöneres sehen kann." Da machten die Feen das Thor auf, ließen das Pferd herein, und banden den jungen König los, und weil er so schön war, so sprachen sie: „Wir wollen ihn wieder lebendig machen, und ihn bei uns behalten als unsern lieben Bruder." Da machten sie ihn mit ihren Zauberkünsten wieder lebendig, und er blieb bei ihnen viele Jahre lang, und sie waren miteinander wie Brüder und Schwestern.

Als der junge König nun erwachsen war, sprach die älteste Fee zu ihren Schwestern: „Ich will ihn nun heirathen, und er soll mein Mann sein und euer Bruder." Also heirathete der junge König die Fee und sie lebten vergnügt auf ihrem schönen Schloß. Der junge König aber hatte keine Ruhe mehr und wollte gern die Welt sehen.

---

*) Dravu. Drakos im Neu-Griechischen.

Alſo ſprach er eines Morgens zu den Feen: „Liebe Frau und liebe Schweſtern, ich muß ausziehen, die Welt zu ſehen, und wenn ich genug geſehen habe, ſo komme ich wieder.“ Die Feen wollten ihn nicht gern ziehen laſſen, aber er beſtand darauf, und ſo mußten ſie ihm endlich ſeinen Willen laſſen. Da ſprach die älteſte Fee zu ihm: „Willſt du uns denn verlaſſen, ſo nimm wenigſtens dieſe Flechte mit und verwahre ſie wohl: ſie wird dir nützen.“ Damit ſchnitt ſie eine von ihren ſchönen Flechten ab und gab ſie ihm.

Der junge König beſtieg ſein Pferd und ritt davon, den ganzen Tag. Als es nun Abend ward, fand er ſich in einer öden Gegend, da war weit und breit kein Haus und kein Menſch zu ſehen. „Was fange ich nun an?“ dachte er. „Wenn ich mich im Freien lagere, ſo kommen die wilden Thiere und freſſen mich.“ Da gedachte er an die Flechte, holte ſie heraus und ſprach: „So wünſche ich mir ein Schloß, mit Dienern, und mit allem, was ich zum Abendeſſen und für ein Nachtlager brauche, und mit einem Stall und Futter für mein Pferd.“ Alsbald ſtand da ein feſtes Schloß wie er es ſich gewünſcht hatte, und er ging hinein, und die Diener brachten ihm zu eſſen und verſorgten ſein Pferd; dann legte er ſich ſchlafen und ſchlief ruhig die ganze Nacht. Am andern Morgen wünſchte er das Schloß wieder weg und ritt weiter.

So kam er denn durch viele Länder, und wenn er ſich Abends in einer unbewohnten Gegend befand, ſo wünſchte er ſich ein Schloß und brachte darin die Nacht zu.

Endlich kam er auch in eine Stadt, wo ein großer König herrſchte. Da ließ er ſein Pferd vor der Stadt, hüllte ſich in ärmliche Kleidung, und kam vor das königliche Schloß. Als ihn die Königin da ſtehen ſah, ſchickte die Königin einen Diener hinunter, um zu fragen, wer er ſei. „Ich bin ein armer Burſche,“ antwortete der junge König, „und bin hier fremd. Wenn ein Dienſt im Schloſſe frei wäre, ſo möchte ich ihn wohl annehmen.“ „Wozu könnten wir dich denn brauchen?“ ſprach die Königin. „Ein Sekretär iſt da, einen Thürhüter haben wir auch, kurz, alle Diener, die wir brauchen, ſind da. Es fehlt uns nur ein Gänſejunge. Willſt

du Gänſejunge ſein?“ Der junge König war es zufrieden, und wurde alſo Gänſejunge*). Er that aber mit Abſicht, als ob er ein unſauberer Menſch wäre; kleidete ſich nur in ſchmutzige Lumpen, ſchlief im Gänſeſtall, und ſah immer eklig und ſchmutzig aus. „Paperarello, ſo waſche dich doch!“ ſprach die Königin zu ihm. „So bin ich gewohnt, zu ſein,“ antwortete er.

Nun begab es ſich eines Tages, daß das Brot in der Stadt ausging, und der König kein Brot mehr hatte, um ſeine Soldaten zu ernähren. Da rief er ſeinen Koch herbei und ſprach: „Bis morgen früh mußt du mir ſieben Öfen voll Brot backen.“ Wenn es dir gelingt, ſo kriegſt du meine Tochter zur Frau, gelingt es dir aber nicht, ſo reiße ich dir den Kopf ab.“ „Ach, königliche Majeſtät, das iſt ja nicht möglich,“ jammerte der Koch, „wie ſoll ich in einer Nacht ſiebenmal den Ofen heizen und Brot backen!“ Der König aber ſprach: „Das iſt mir einerlei, da ſiehe du zu.“ Das hörte Paperarello und rief: „Königliche Majeſtät, ich will das Brot backen.“ „Schön,“ antwortete der König, „wenn es dir aber nicht gelingt, ſo reiße ich dir den Kopf ab.“ Paperarello aber legte ſich ganz ruhig ſchlafen. „Paperarello,“ ſprachen die übrigen Diener, „mache dich an die Arbeit; weißt du, mit dem König iſt nicht zu ſpaßen.“ „Erſt muß ich ſchlafen, ſagte er und ſchnarchte weiter. Nach einer Stunde riefen die Diener wieder: „Paperarello, ſteh doch auf, es koſtet dich ſonſt deinen Kopf.“ „Laßt mich noch ein wenig ſchlafen,“ antwortete Paperarello, und ſchnarchte weiter. So ging es die ganze Nacht hindurch. So oft die Diener ihn riefen, antwortete er nur: „Laßt mich noch ein wenig ſchlafen,“ und ſchnarchte weiter.

Endlich war es heller Tag geworden, und die Diener riefen voll Schrecken: „Paperarello, der König kommt; jetzt iſt es zu ſpät und du verlierſt dein Leben.“ „Nun, was ſchreit ihr denn ſo?“ ſprach Paperarello, zog ſeine Flechte heraus, und ging in die Küche. „Da liegt ja ſchon das Brot; eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs Ofenladungen, und die ſiebente

*) Paperarello.

iſt noch im Ofen, die braucht ihr nur hervor zu holen." Da blieben die Diener mit offenem Munde ſtehen, und der König ſprach: „Bravo, Paperarello, du ſollſt nun auch meine Tochter zur Frau haben." Bei ſich aber dachte er: „Dieſer Burſche muß irgend eine Zaubergabe haben."

Als nun die Königstochter hörte, daß ſie den ekligen Paperarello heirathen ſollte, fing ſie an bitterlich zu weinen und wollte ihn nicht. Es half ihr jedoch zu nichts, denn es wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert, und Paperarello heirathete die ſchöne Königstochter.

Er ließ ſich aber nicht dazu bewegen, ſich zu waſchen, oder ſeine ſchmutzigen Lumpen abzulegen, und als er zu ſeiner Braut in die Kammer gehen ſollte, ſprach er: „Ich will bei meinen Gänſen liegen, in einem ſolchen Bette kann ich nicht ſchlafen." Alſo ging er in den Stall und ſchlief bei ſeinen Gänſen und wollte nicht in das Schloß kommen. Die Söhne des Königs aber ſprachen: „Vater, ſchlagt dieſen ekligen Paperarello doch todt." „Nein," ſprach der König, „denn er hat gewiß eine Zaubergabe, und da muß ich zuerſt herausbringen, worin ſie beſteht."

Nun begab es ſich, daß ein Krieg ausbrach, und der König und ſeine Söhne mußten in den Krieg ziehen. Da zogen alle Diener des Königs mit und trugen ſchöne Rüſtungen und Waffen. Paperarello aber ſprach: „Ich will auch mit in den Krieg ziehen." Alſo ging er in den Stall, und wählte dort ein altes, lahmes Pferd, ſchnallte ein altes Säbelchen um, und huckte ſo hinter den andern Dienern her. Als ſie nun ein Weilchen geritten waren, ſprach er: „Mein Pferd kann nicht mehr weiter, geht ihr nur in den Krieg, ich will derweil hier Püppchen aus Lehm machen und damit Krieg ſpielen." Da lachten ſie ihn aus, und ließen ihn mitten auf der Straße liegen und ritten davon. Kaum waren ſie fort, ſo zog Paperarello ſeine Flechte heraus, wünſchte ſich die ſchönſte Rüſtung, das ſchärfſte Schwert und das muthigſte Pferd, und ritt nun den Andern nach. Die Schlacht hatte ſchon angefangen, und der feindliche König war nahe daran zu ſiegen; da ſtürzte ſich Paperarello in die Schlacht, und im Augenblick wandte ſich der Sieg auf die Seite des Königs. Es erkannte ihn aber Niemand. Als er nun nach der

Schlacht fortſprengen wollte, ließ ihn der König bitten, doch zu warten, und ließ ihm für ſeine Hülfe danken, und er ſolle nur ſagen, was er zum Danke begehre, der König werde ihm alles geben. Er antwortete: „Saget dem König, ich wolle nichts als ſeinen kleinen Finger.“ Da mußte ſich der König den kleinen Finger abſchneiden, und Paperarello ſteckte ihn ein, und ritt an den Ort zurück, wo die Andern ihn am Morgen verlaſſen hatten. Als ſie nun vorbeikamen, ſaß der ſchmutzige Paperarello da, und machte noch immer Püppchen aus Lehm. „Habt ihr gewonnen?“ frug er den König. „Ich habe auch meine Schlacht gewonnen.“ Damit zog er ſein Säbelchen, und ſchlug den Püppchen die Köpfe ab.

Am andern Morgen zog der König wieder mit allen Dienern in die Schlacht, und Paperarello zog auf ſeinem lahmen Pferde mit. Als er nun an dieſelbe Stelle kam, blieb er wieder liegen und machte Lehmpüppchen; die Andern lachten ihn aus und zogen weiter. Er aber wünſchte ſich eine noch ſchönere Rüſtung, ein noch ſchärferes Schwert und ein noch muthigeres Pferd und ritt den Andern nach. Der feindliche König war wieder nahe daran zu ſiegen, und der König ſprach zu ſeinen Dienern: „Ach, ſeht euch doch um, ob der unbekannte Ritter von geſtern wiederkommt.‘ „Wir ſehen einen Ritter kommen, er ſieht aber noch tapfrer aus als der von geſtern,“ antworteten die Diener. Der Ritter ſtürzte ſich in die Schlacht, und im Augenblick ſiegte der König. Da ſchickte er zum Ritter, und ließ ihm für ſeine Hülfe danken, und ließ ihm ſagen, er werde ihm zum Danke geben, was er wolle. Der Ritter aber verlangte das Ohr des Königs, und der König konnte nichts anderes thun, als es ſich abſchneiden, und ihm geben. Da ſteckte Paperarello das Ohr ein, und ritt davon. Als die Andern heim kamen, ſaß er wieder bei ſeinen Püppchen, und hieb ihnen mit ſeinem Säbelchen die Köpfe ab.

Am dritten Tage ging es ebenſo. Paperarello blieb wieder zurück, wünſchte ſich eine Rüſtung, ein Schwert und ein Pferd, die waren noch beſſer und ſchöner als die früheren, und ritt in die Schlacht. Die Diener

Digitized by Google

ſchauten voll Angſt nach ihm aus, weil ſie in großer Gefahr waren, und als er kam, meldeten ſie dem König, es ſei wieder ein unbekannter Ritter erſchienen, der ſei noch ſchöner und tapferer als die beiden Erſten. Der fremde Ritter aber beſiegte wieder den feindlichen König. Nach der Schlacht ließ der König ihm danken und ihm ſagen, er ſolle beſtimmen, was er zum Danke begehre, der König werde ihm nichts verweigern. „Ich will nichts, denn nur die Naſe des Königs“ ſprach er. Da mußte der König ſich auch die Naſe abſchneiden, und Paperarello ſteckte ſie ein. Als nun der König nach Hauſe ritt, ſaß Paperarello wieder bei ſeinen Lehmpüppchen, und ſprach: „Nein, was kommt ihr mir ſo hübſch vor, ohne Naſe.“ „Laß mich in Ruhe,“ antwortete der König. Paperarello aber ritt immer neben ihm her, und ſprach: „Nein, was ſeid ihr ſo hübſch ohne Naſe; ich bin freilich nur ein ſchmutziger Gänſejunge, aber ich habe doch meine Naſe, und meine beiden Ohren und alle meine Finger.“

Als nun der König zu Tiſche ſaß, zog Paperarello die Naſe, das Ohr und den Finger hervor, und ſprach: „Ich bin der unbekannte Ritter, der euch dreimal geholfen hat, denn ich bin eines Königs Sohn, und kein ſchmutziger Gänſejunge, wie ihr meintet.“ Da ging er in ein andres Zimmer, wuſch ſich, und legte königliche Kleider an, und als er wiederkam, war er ſo ſchön, daß die Königstochter ſich von Herzen freute, daß er ihr Gemahl war. Der junge König aber ſprach: „Für eure Tochter danke ich, denn ich habe ſchon eine liebe Frau zu Hauſe, und will nun zu ihr zurückkehren. Ehe ich aber gehe, wünſche ich euch noch eure Naſe, euer Ohr und euren Finger wieder an.“ Da wurde der König wieder geſund, und der junge König nahm von Allen Abſchied, beſtieg ſein Pferd, und ritt zu den ſieben Feen zurück. Als ſie ihn nun kommen ſahen, freuten ſie ſich ſehr, und er lebte glücklich und vergnügt mit ſeiner Frau. Da blieben ſie reich und getröſtet, und wir ſind hier ſitzen geblieben.

---

68. Vom goldnen Löwen.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der hatte drei Söhne. Da ſprach eines Tages der Aelteſte zu ihm: „Vater, ich will ausziehen, die Welt zu ſehen. Schenket mir ein ſchönes Schiff und viel Geld und laſſet mich gehen.“ Alſo ließ der Vater ihm ein ſchönes Schiff ausrüſten und der Sohn fuhr fort. Nachdem er eine Zeit lang gefahren war, landete er bei einer ſchönen Stadt. Da ſah er einen Zettel ausgehängt, darauf verkündigte der König: Wer im Stande ſei, ſeine Tochter zu finden, binnen acht Tagen, der ſolle ſie zur Frau haben; wem es aber nicht gelinge, müſſe den Kopf verlieren. „Nun,“ dachte der Jüngling, „das ſollte doch ſo ſchwer nicht ſein,“ ging hin und meldete ſich beim König, er wolle innerhalb acht Tagen die Königstochter finden. „Gut,“ antwortete der König, „du kannſt im ganzen Schloſſe ſuchen, wenn du ſie aber nicht findeſt, ſo koſtet es dich deinen Kopf.“ Da blieb der Jüngling im Schloß, hatte vollauf zu eſſen und zu trinken, und durfte im ganzen Schloſſe umhergehen, ſo viel ihm beliebte. Ob er aber gleich alle Ecken und Winkel durchſuchte, und ſich jeden Schrank aufſchließen ließ, er konnte die Königstochter nicht finden, und nach acht Tagen wurde ihm der Kopf abgeſchlagen.

Als er nun gar nicht mehr nach Hauſe kam, ſprach der zweite Sohn: „Lieber Vater, gebet mir auch ein Schiff und eine große Summe Geldes, ſo will ich ausziehen, meinen Bruder zu ſuchen.“ Da ließ der Vater ein zweites Schiff ausrüſten, und der Sohn ſchiffte ſich ein, und die Winde führten ihn an daſſelbe Ufer hin, wo ſein Bruder gelandet war. Als er nun ſeines Bruders Schiff da liegen ſah, dachte er: „Nun kann mein Bruder auch nicht weit ſein,“ und ging ans Land. Da ſah er denſelben Zettel, auf dem der König verkündigen ließ, wer im Stande ſei, ſeine Tochter binnen acht Tagen zu finden, ſolle ſie zur Frau haben; wem es aber nicht gelinge, der müſſe den Kopf verlieren. „Gewiß hat mein Bruder unternommen, die ſchöne Königstochter zu finden,“ dachte der Jüngling, „und iſt dabei umgekommen. Jetzt will ich es verſuchen,

Digitized by Google

und es wird mir gewiß gelingen." Alſo meldete er ſich beim König, und unternahm es, die Königstochter zu finden; es ging ihm aber nicht beſſer als ſeinem Bruder. Er mochte ſuchen, ſo viel er wollte, er vermochte die ſchöne Königstochter nicht zu finden, und am achten Tage wurde ihm der Kopf abgeſchlagen.

Nun war nur noch der Jüngſte zu Hauſe. Als er ſah, daß ſeine Brüder nicht wieder kamen, ließ auch er ſich von ſeinem Vater ein Schiff ausrüſten, und eine große Summe Geldes geben und zog aus, ſeine Brüder zu ſuchen. Die Winde aber trieben ihn an daſſelbe Ufer, wo die Schiffe ſeiner beiden Brüder lagen. Da landete er, und als er in die Stadt kam, ſah er den Zettel des Königs und las ihn. „So?" dachte er, „wer im Stande iſt, des Königs Tochter zu finden, ſoll ſie zu ſeiner Gemahlin haben? Das haben gewiß meine beiden Brüder unternommen, und den Kopf dabei verloren; jetzt will ich mein Glück verſuchen." Während er nun ſo in Gedanken auf das Schloß zuging, bettelte ihn eine arme Frau an: „Schöner Jüngling, gebet einer armen Alten ein Almoſen." „Laß mich in Ruhe, Alte," antwortete er. „Ach, laſſet mich nicht unbefriedigt von euch gehen," bat die Alte. „Ihr ſeid ein ſo ſchöner Jüngling, ihr werdet gewiß einer armen Alten ein Almoſen nicht verſagen." „Ich ſage dir, Alte, laß mich in Ruhe." „Ihr habt wohl einen Kummer?" frug die Alte. „Saget ihn mir, ſo will ich euch helfen." Da erzählte er ihr, wie er gedenke, die ſchöne Königstochter zu finden. „Da kann ich euch helfen," ſprach die Alte, „wenn ihr recht viel Geld habt." „O, das habe ich, und zur Genüge," ſagte der Jüngling. „So laſſet euch von einem Goldſchmied einen goldnen Löwen machen," ſprach die Alte, „mit kryſtallenen Augen, und der ein hübſches Stückchen ſpiele, und dann will ich euch weiter helfen." Alſo ließ er ſich einen goldnen Löwen machen, mit kryſtallenen Augen, der ſpielte in einem fort ein luſtiges Stücklein. Als nun die Alte kam, ließ ſie den Jüngling ſich im Löwen verſtecken, und brachte ihn zum König. Dem König aber gefiel der Löwe ſo gut, daß er die Alte frug, ob ſie ihn nicht verkaufen wolle. „Der Löwe gehört nicht mir," antwortete ſie, „und mein Herr will ihn

um keinen Preis verkaufen." „So laß ihn mir wenigſtens ein Weilchen, bis ich ihn meiner Tochter gezeigt habe," ſprach der König. „Ja, das kann geſchehen," ſprach die Alte, „aber morgen will ihn mein Herr wieder haben."

Als nun die Alte fort war, nahm der König den goldnen Löwen mit in ſeine Kammer, und ließ an einer Stelle den Boden aufreißen. Dann ſtieg er eine Treppe hinab, ſchloß eine Thür auf, und dann noch eine, und noch eine, im ganzen ſieben, und jede mit einem beſonderen Schlüſſel. Der Jüngling aber, der im Löwen verſteckt war, merkte ſich alles gar wohl. Endlich kamen ſie in einen ſchönen Saal, darin ſaß die Königstochter mit elf Geſpielinnen. Die ſahen aber alle der Königstochter ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern, und trugen auch alle die gleiche Kleidung. „Ich Unglücklicher," dachte der Jüngling, „wenn ich auch bis hierher dringe, wie kann ich die Königstochter unter ihren Geſpielinnen unterſcheiden, da ſie ſich alle gleich ſehen?" Die Königstochter aber freute ſich an dem goldnen Löwen, und bat: „Lieber Vater, laßt uns das niedliche Thier für dieſe Nacht, daß wir uns daran ergötzen." Als der König ſie nun wieder eingeſchloſſen hatte, erfreuten ſich die Mädchen noch ein Weilchen an dem hübſchen, goldnen Löwen, und legten ſich dann zur Ruhe nieder; die Königstochter aber nahm den goldnen Löwen in ihre Kammer und ſtellte ihn neben ihr Bett. Nach einer Weile fing der Jüngling an: „O, ſchöne Königstochter, ſieh, wie viel ich für dich gelitten habe, um dich zu finden." Da fing ſie an zu ſchreien: „der Löwe! der Löwe!" die andern aber meinten, ſie ſchreie im Schlaf, und rührten ſich nicht. „O, ſchöne Königstochter," ſprach wieder der Jüngling, „erſchrick nicht. Ich bin der Sohn eines reichen Kaufmanns, und begehre dich zu meiner Gemahlin; um aber den Weg zu dir zu finden, habe ich mich in dieſen goldnen Löwen geſteckt." „Was hilft dir das?" antwortete ſie. „Wenn du auch bis zu mir dringſt, und mich dann nicht aus meinen Geſpielinnen heraus erkennſt, ſo verlierſt du dennoch den Kopf." „Da ſorge du dafür," erwiederte er; „ich habe ſo viel für dich gethan, nun kannſt du auch etwas für mich thun." „So höre denn," ſprach die Königstochter;

„am achten Tage will ich um meine Hüften ein weißes Tuch ſchlingen, daran mußt du mich erkennen.“

Am andern Morgen kam der König und nahm den goldnen Löwen wieder fort, und übergab ihn der Alten, die ſchon da war, um ihn abzuholen. Da trug die Alte den Löwen aus dem Schloß, und ließ den Jüngling heraus; der ging alsbald und meldete ſich beim König, er wolle die ſchöne Königstochter finden. „Gut,“ antwortete der König, „wenn du ſie aber nicht findeſt, ſo koſtet es dich deinen Kopf.“ Da blieb der Jüngling im Schloß, aß und trank und that auch hin und wieder, als ob er ſuche. Am achten Tage aber trat er in die Kammer des Königs, und befahl den Dienern: „Reißet an dieſer Stelle das Pflaſter auf!“ Der König erſchrak und ſprach: „Was willſt du das Pflaſter aufreißen laſſen, ſie wird doch nicht darunter ſtecken.“ Er ließ ſich aber nicht irre machen, ſondern befahl noch einmal, man ſolle das Pflaſter aufreißen. Dann ſtieg er die Treppe hinunter, und als er an die Thüre kam, rief er: „Wo iſt der Schlüſſel zu dieſer Thür?“ Da mußte der König die Thüre aufſchließen, und dann auch alle die andern Thüren, und als ſie in den Saal traten, ſtanden da die zwölf Mädchen in einer Reihe, und ſahen ſich ſo ähnlich, daß man ſie nicht zu unterſcheiden vermochte. Die Königstochter aber ſchlang ſchnell ein weißes Tuch um ihre Hüften. Da ſprang der Jüngling auf ſie zu und rief: „Dieſe da iſt die Königstochter, die ich zu meiner lieben Gemahlin begehre.“ Weil er es nun richtig errathen hatte, ſo konnte der König nicht mehr nein ſagen, und veranſtaltete eine glänzende Hochzeit.

Nach der Hochzeit ſchiffte ſich der Jüngling mit ſeiner ſchönen Gemahlin ein, und der König überhäufte ſie mit Schätzen, und ſo fuhren ſie nach Hauſe zu dem alten Kaufmann. Der Alten aber machten ſie ein ſchönes Geſchenk. Da blieben ſie Mann und Frau, wir aber ſitzen hier und ſchauen einander an.

Digitized by Google

69. Vom Löwen, Pferd und Fuchs.

Der Löwe war einmal in einen Engpaß*) gerathen, und konnte nicht wieder heraus. Da kam eben ein Pferd vorbei, und der Löwe rief ihm zu: „Hilf mir aus diesem Engpaß heraus." „Das will ich schon thun," antwortete das Pferd, „versprich mir aber, daß du mich nicht fressen willst." Der Löwe versprach es, und das Pferd arbeitete so lange mit seinen Hufen, bis es den Löwen frei gemacht hatte. Als der sich aber frei sah, sprach er: „Jetzt fresse ich dich." „Wie waren die Bedingungen?" sagte das Pferd, „hatten wir nicht ausgemacht, ihr wolltet mich nicht fressen?" „Das ist jetzt einerlei," rief der Löwe, „wenn du aber willst, so gehen wir vor einen Schiedsrichter." „Gut," erwiderte das Pferd, „wen wählen wir aber dazu?" „Den Fuchs," sprach der Löwe.

Das Pferd war es zufrieden, und sie gingen zum Fuchs, und der Löwe legte ihm die Frage vor. „Ja," antwortete der Fuchs, „es kommt mir vor, als wenn ihr recht haben müßtet, Herr Löwe; ich kann aber kein Urtheil fällen, wenn ich nicht vorher gesehen habe, wie ihr Beide standet."

Also gingen sie alle drei zum Engpaß, und das Pferd stellte sich auf denselben Platz, wo es vorher gestanden hatte. Den Löwen aber hieß der Fuchs sich wieder in den Engpaß drücken. „Standet ihr gerade so?" frug er. „Dieses Bein war noch ein wenig mehr gedrückt," antwortete der Löwe. „Nun, so preßt euch nur noch ein wenig; ihr müßt euch genau so hinstellen, wie ihr in dem Augenblicke waret, als ihr das Pferd um Hülfe batet." Der Löwe drückte sich noch ein wenig, und der Fuchs frug wieder: „Standet ihr gerade so?" „Dieses Vorderbein war noch ein wenig weiter drin." „Nun, so preßt euch noch ein wenig weiter hinein." Endlich hatte sich der Löwe so fest hineingepreßt, daß er nicht wieder heraus konnte. „So," sagte der Fuchs, „jetzt seid ihr gerade

*) Strittu.

ſo weit, wie vorher; nun kann das Pferd zuſehen, ob es euch noch einmal helfen will." Das Pferd aber wollte nicht, ſondern warf ſo lange Steine herunter, bis es den Löwen erſchlug.

„Ja, ja, der Fuchs iſt ſchlau!"

---

70. Von dem liſtigen Schuſter.

Es war einmal ein Schuſter, der war ſehr arm, und konnte keine Arbeit finden, alſo daß er mit ſeiner Frau faſt Hungers ſtarb. Da ſprach er eines Tages: „Liebe Frau, ich finde hier keine Arbeit, ich will mich auf den Weg machen, und in die Ebene von Mascalucia gehen; vielleicht finde ich dort mein Glück." Alſo machte er ſich auf und wanderte nach Mascalucia. Kaum hatte er angefangen zu rufen: „Wer wünſcht einen Schuſter," ſo öffnete ſich auch ſchon ein Fenſter, und eine Frau rief ihn, er ſolle ihr ein Paar Schuhe flicken. Als er fertig war, frug ſie: „Wie viel bin ich euch ſchuldig?" „Einen Tari." „Hier habt ihr achtzehn Grani, und der Herr begleite euch." Der Schuſter fing wieder an zu rufen, und bald öffnete ſich wieder ein Fenſter und er bekam neue Arbeit. „Wie viel ſind wir euch ſchuldig?" „Drei Carlini." „Hier ſind fünfundzwanzig Grani und der Herr begleite euch." „Nun," dachte Meiſter Giuſeppe, „hier geht es ja ganz ordentlich. Nun will ich aber noch nicht zu meiner Frau zurückkehren, ſondern erſt ein hübſches Sümmchen verdienen, und dann zu Eſel heimreiten." Alſo blieb er viele Tage da, hatte immer Arbeit vollauf, und hatte endlich vier Unzen verdient. Da ging er auf den Jahrmarkt, kaufte ſich um zwei Unzen einen guten Eſel, und machte ſich auf, nach Catania zurück. Als er nun durch den Wald kam, ſah er von Weitem vier Räuber auf ſich zu kommen. „Ach, nun bin ich verloren," dachte er, „die werden mir gewiß alles nehmen, was ich mir mit ſo vieler Mühe verdient habe." Er war aber ſchlau, und verlor den Muth nicht; nahm die fünf Thaler, die ihm geblieben waren, und ſteckte ſie dem Eſel unter den Schwanz. Die Räuber fielen ihn an, und forder-

Digitized by Google

ten ihm ſein Geld ab. „Ach, liebe Freunde," rief er, „ich bin ein armer Schuſter und habe kein Geld; ich beſitze nichts als dieſen Eſel." In dem Augenblick hob der Eſel den Schwanz auf, und die fünf Thaler fielen auf den Boden. „Was iſt denn das?" frugen die Räuber. „Ja, meine Freunde," antwortete der Schuſter, „dieſer Eſel iſt eben ein Goldeſel, und bringt mir viel Geld ein." „Verkaufe ihn uns," baten die Räuber, „wir wollen dir geben, ſo viel du willſt." Der Schuſter weigerte ſich anfangs, dann that er eben, als ob er ſich bereden ließe, und verkaufte ihnen den Eſel für funfzig Unzen. „Hört aber, was ich euch ſage," rief er ihnen noch zu, „jeder von euch muß ihn der Reihe nach einen Tag und eine Nacht lang haben, ſonſt zankt ihr euch um das Gold, das er euch gibt." Die Räuber trieben ihren Eſel vergnügt in den Wald hinein, und Meiſter Giuſeppe wanderte lachend nach Haus, und freute ſich über das gute Geſchäft, das er gemacht hatte Er kaufte ein gutes Mittagsmahl ein, ſchmauſte vergnügt mit ſeiner Frau, und kaufte ſich gleich den nächſten Tag einen hübſchen Weinberg.

Unterdeſſen waren die Räuber mit dem Eſel in ihren Wohnort gekommen, und der Räuberhauptmann ſprach: „Mir gebührt das Recht, den Eſel die erſte Nacht hindurch zu behalten." Seine Gefährten waren es zufrieden, und ſo nahm der Hauptmann den Eſel nach Haus, rief ſeine Frau herbei, und befahl ihr, im Stall ein Betttuch auszubreiten, damit der Eſel die Nacht darauf zubringen könne. Sie wunderte ſich über den närriſchen Einfall ihres Mannes, er aber ſprach: „Was geht dich das an? Thu, was ich dir ſage, und morgen früh werden wir hier Schätze finden." Am frühen Morgen ſchon eilte der Räuberhauptmann in den Stall, was er aber fand, waren keine Schätze und merkte, daß Meiſter Giuſeppe ſie alle angeführt habe. „Nun gut," dachte er, „der Schuſter hat mich angeführt, die Andern ſollen aber dieſelbe Erfahrung machen wie ich."

Als nun ſein erſter Gefährte kam, und ihn frug, ob er viele harte Thaler erhalten habe, antwortete er: „O, Gevatter, wenn ihr wüßtet, was für Schätze ich gefunden habe! Aber ich will ſie euch vorerſt nicht

zeigen; erst wenn jeder sein Theil vorzeigen kann." Der Räuber nahm den Esel mit, aber es ging ihm nicht besser als dem Hauptmann, und um es kurz zu sagen, jeder der vier Räuber machte die gleiche Erfahrung. Als nun die vierte Nacht verflossen war, und die Räuber zusammenkamen, beschlossen sie, den Schuster, der sie gefoppt hatte, in seinem Hause anzufallen und zu erwürgen. Da machten sie sich auf den Weg, und kamen bald an das Haus des armen Meister Giuseppe. Der aber sah sie schon von Weitem kommen, und dachte sich gleich etwas Neues aus. Er rief seine Frau, nahm einen Darm, füllte ihn mit Blut, und band ihn ihr um den Hals. Dann sprach er: „Wenn die Räuber kommen, so werde ich ihnen sagen, ich wolle ihnen das Geld für den Esel wiedergeben, und werde dich dann rufen, du solleſt es schnell holen. Zögere ein wenig, mir zu gehorchen, und wenn ich dann mit meinem Messer in den Darm hineinsteche, so falle wie todt auf den Boden. Wenn du mich aber Guitarre spielen hörst, so erhebe dich und fange an zu tanzen."

Nicht lange, so kamen die Räuber herein, und überhäuften den Schuster mit Vorwürfen, weil er sie angeführt habe. „Habt ihr kein Geld bekommen?" frug er ganz erstaunt. „Das arme Thier hat wahrscheinlich durch den Wechsel der Wohnung seine Tugend verloren. Seid aber nur ruhig, darum wollen wir uns nicht zanken. Ich will euch sogleich die funfzig Unzen wiedergeben. Aite*) laufe schnell in die Kammer, und bringe diesen Herren die funfzig Unzen." „Gleich," antwortete sie, „ich muß nur eben noch die Fische fertig backen, ich kann jetzt nicht gehen." „Willst du nicht augenblicklich gehen, wenn ich es dir sage?" rief der Schuster, und stellte sich, als ob er im höchsten Zorn wäre. „Hier hast du was!" Damit zog er sein Messer und stach sie in den Hals, daß sie wie todt hinfiel, und das Blut aus dem Darm herausströmte. „Ach, Meister Giuseppe, was habt ihr gemacht!" riefen die Räuber; „die Arme hatte euch ja nichts gethan." „O, das hat gar nichts zu sagen," erwiederte der Schuster, holte seine Guitarre hervor und fing

*) Agatha.

an zu ſpielen. Sogleich richtete ſeine Frau ſich auf, und fing an zu tanzen. Die Räuber ſtanden mit offenem Munde da, und ſagten endlich: „Meiſter Giuſeppe, behaltet nur die funfzig Unzen, und ſaget uns, wie viel ihr noch für die Guitarre wollt, denn die müßt ihr uns verkaufen.“ „Ach, nein, meine Herren, das kann ich nicht,“ ſagte der Schuſter; „bei jedem Streit, den wir mit einander haben, ermorde ich meine Frau und kühle ſo meinen Zorn. Ich habe jetzt dieſe Gewohnheit angenommen, und wenn ich es wieder einmal thue, und habe die Guitarre nicht mehr, ſo kann ich ſie ja nicht mehr erwecken.“ Die Räuber aber baten ihn ſo lange, bis er ihnen endlich die Guitarre für vierzig Unzen verkaufte. Die Räuber gingen mit ihrer Guitarre vergnügt nach Hauſe, und der Hauptmann ſprach: „Mir gebührt es, die Guitarre die erſte Nacht zu verſuchen.“ Als er nun nach Hauſe kam rief er ſeine Frau und frug: „Was gibt es heute Abend zu eſſen?“ „Paſta,“ *) ſprach ſie. „Warum haſt du keine Fiſche gebacken?“ ſchrie er, und ſtach ſie in den Hals, daß ſie todt hinfiel. Dann nahm er die Guitarre zur Hand, aber er mochte ſpielen, ſo viel er wollte, die Todte erwachte nicht wieder. „O, der nichtswürdige Schuſter! Dieſer verwünſchte Schurke! Hat er mich zum zweitenmal angeführt! Dafür will ich ihn erwürgen!“ Aber all ſein Geſchrei half ihm nichts; die Frau war und blieb todt. Am nächſten Morgen kam der eine Räuber, um ſich die Guitarre zu holen, und frug: „Nun, Gevatter, wie iſt es euch ergangen?“ „O, herrlich, ich hatte meine Frau umgebracht, kaum aber fing ich an zu ſpielen, ſo erwachte ſie und ſtand wieder auf.“ „Sprecht ihr im Ernſt? Dieſen Abend will ich es auch verſuchen.“ Um es kurz zu ſagen, die vier Räuber tödteten alle vier ihre Frauen, und als ſie am fünften Morgen zuſammenkamen, und ſich gegenſeitig ihre Geſchichte erzählten, ſchwuren ſie den ſchlauen Schuſter zu ermorden. Alſo machten ſie ſich auf und kamen in ſein Haus. Meiſter Giuſeppe aber ſah ſie von Weitem kommen, und ſprach zu ſeiner Frau: „Höre, Aita, wenn die Räuber kommen, und nach mir fragen,

*) Mehlſpeiſe.

so sage ihnen, ich wäre in den Weinberg gegangen. Dann befiehl dem Hunde mich zu rufen, und jage ihn zum Haus hinaus." Dann ging Meister Giuseppe durch eine Hinterthür ins Freie und versteckte sich in der Nähe. Nicht lange, so kamen die Räuber und frugen nach ihm. „Ach, meine Herren, er ist so eben in den Weinberg gegangen," antwortete die Frau, „ich will ihn aber sogleich rufen lassen. „Geh schnell in den Weinberg, und rufe deinen Herrn, und sage ihm, es wären vier Herren da, die ihn sprechen wollten." Damit machte sie dem Hund die Thüre auf, und jagte ihn hinaus. „Ihr werdet doch nicht den Hund zu eurem Manne schicken?" frugen die Räuber. „Ja freilich; er versteht Alles, und wird meinem Manne Alles wiedersagen, was ich ihm aufgetragen habe." Nach einer Weile kam richtig der Schuster herein und sagte: „Willkommen, meine Herren, der Hund hat mir gesagt, ihr wolltet mich sprechen." „Ja wohl," antwortete der Räuberhauptmann, „wir sind gekommen, euch wegen der Guitarre zur Rede zu stellen. Denn ihr seid schuld, daß wir alle vier unsere Frauen umgebracht haben, und keinem ist es gelungen, die Seinige zu erwecken." „Ihr habt es wohl nicht richtig angefangen," meinte der Schuster. „Nun, es soll alles vergessen sein," sagte der Räuber, „ihr müßt uns aber euren Hund verkaufen." Ach, nein, das kann ich nicht; denkt nur, wie viel er mir werth ist." Die Räuber aber baten so lange, bis ihnen Meister Giuseppe den Hund für vierzig Unzen verkaufte.

Die Räuber nahmen ihn mit, und der Räuberhauptmann meinte, ihm komme das Recht zu, den Hund zuerst zu benutzen. Er nahm ihn also mit nach Hause, und sprach zu seiner Tochter: „Ich gehe ins Wirthshaus; wenn Jemand kommt und mit mir sprechen will, so binde den Hund los, und schicke ihn, mich zu rufen." Als nun wirklich Jemand kam, der mit ihm sprechen wollte, band die Tochter den Hund los und sprach: „Geh hin ins Wirthshaus und rufe den Vater." Der Hund aber lief statt dessen zum Schuster zurück.

Als nun später der Räuber heimkam, und den Hund nicht mehr fand, dachte er: „Er ist gewiß zu seinem frühern Herrn zurückgekehrt,"

Digitized by Google

machte ſich alſo in der Nacht noch auf, und kam zum Schuſter. „Meiſter Giuſeppe, iſt der Hund hier?“ „Ach, ja, das arme Thier iſt mir ſo anhänglich. Es iſt nur, bis er die Gewohnheit annimmt.“ Alſo nahm der Räuber den Hund wieder mit und gab ihn am nächſten Morgen dem zweiten Räuber, ſagte ihm aber, es ſei wirklich ſo, wie der Schuſter geſagt habe. Kurz, jeder Räuber wollte von dem Hunde einen Auftrag ausrichten laſſen, und jedesmal lief der Hund zum Schuſter zurück, und die Räuber mußten erſt noch gehen, und ihn wieder holen. Als ſie nun am fünften Morgen zuſammenkamen, wurde es ihnen klar, daß Meiſter Giuſeppe ſie nur zum Beſten habe, und ſie beſchloſſen ihn zu erwürgen, und nichts mehr von ihm anzunehmen. Alſo kamen ſie zu ihm, und machten ihm heftige Vorwürfe, und ſteckten ihn endlich in einen Sack, um ihn ins Meer zu werfen. Meiſter Giuſeppe ließ alles ruhig mit ſich geſchehen.

Als ſie nun an einer Kirche vorbeikamen, in der eben die Meſſe geleſen wurde, beſchloſſen die Räuber erſt noch eine Meſſe zu hören, denn ſie waren fromme Leute*). Da ließen ſie den Sack draußen ſtehen und gingen in die Kirche. In der Nähe aber hütete ein Burſche eine große Heerde Schweine, der pfiff ein luſtiges Lied. Als Meiſter Giuſeppe das hörte, fing er laut an zu ſchreien: „Ich will ja aber nicht! ich will ja aber nicht!“ „Was willſt du nicht?“ frug der Burſche. „Ach,“ antwortete der Schuſter, „da ſoll ich durchaus die Königstochter heirathen, und will nicht.“ „Ach,“ ſeufzte der Andere, „wenn ich ſie nur heirathen dürfte!“ „O, es iſt nichts leichter als das,“ antwortete der ſchlaue Schuſter, „ſtecke dich nur in dieſen Sack und laß mich hinaus.“ Da band der Schweinehirt den Sack auf und ließ den Schuſter hinaus; dann kroch er ſelbſt hinein, und der Schuſter trieb vergnügt die Schweine fort. Als die Räuber aus der Kirche kamen, nahmen ſie den Sack auf den Rücken, und warfen ihn ins Meer, wo es recht tief war. Auf dem Rückwege aber kam ihnen Meiſter Giuſeppe mit ſeiner Heerde entgegen, und da ſie

*) Divozionati.

ihn mit offenem Munde anſtarrten, rief er: „Ach, wenn ihr wüßtet, wie viele Schweine im Meere ſind! Je tiefer man kommt, deſto mehr findet man. Da habe ich mir dieſe Heerde geholt, und bin wieder heraufgekommen.“ „Sind denn noch mehr da?“ „O, mehr als ihr holen könnt,“ rief der ſchlaue Schuſter. „Führe uns hin,“ baten ſie. Da führte er die Räuber an den Strand und ſprach: „Ihr müßt euch aber jeder einen Stein um den Hals binden, ſonſt kommt ihr nicht tief genug; denn die Schweine, die zu oberſt waren, habe ich ſchon alle gefangen.“ Da banden ſich die Räuber jeder einen Stein um den Hals und ſprangen ins Meer hinein und ſanken gleich unter und ertranken. Meiſter Giuſeppe aber trieb ſeine Schweine vergnügt nach Hauſe, und hatte für ſein Lebtag genug.

Das Märchen aus der Muſchel tönt,
Das Märchen aus dem Becken fließt!
Wie ſchön iſt doch die Dame,
Die mich's erzählen hieß.*)

---

71. Vom Sciauranciovi.**)

Jetzt hört auch noch die Geſchichte von Sciauranciovi, der war eben ſo klug als Ferrazzano. Es begab ſich einmal, daß dem Sciauranciovi all ſein Geld ausgegangen war und er nur noch einige Thaler hatte. Er kannte aber einen Edelmann, der war ſein Gönner, und kam jeden Tag, um ihn zu beſuchen. Als es nun bald um die Zeit war, wo er zu kommen pflegte, ging Sciauranciovi in den Stall, und klemmte ſeinem Eſel die wenigen Thaler, die er noch hatte, unter den Schwanz. Bald darauf kam auch der Edelmann, und da er ihn im Stalle ſah, trat er zu ihm, und frug ihn, was er da mache. „Ach, Excellenz,“ erwiderte Sciauranciovi, „wenn ihr wüßtet, was mein Eſel für eine herrliche Kunſt

---

*) Faula ntra conca, e faula ntra bacili,
Ch'è bedda sta Signura, chi mi l'ha fattu diri!

**) D. i.: der Sardellen wittert. Auch Sciauranciove.

beſitzt! Es iſt ein Goldeſel und gibt mir lauter harte Thaler." Dabei kitzelte er den Eſel ein wenig, daß dieſer den Schwanz aufhob und die Thaler fallen ließ. Als der Edelmann das hörte, rief er ſogleich: „Höre einmal, Sciauranciovi, das Thier mußt du mir verkaufen. Wie viel willſt du dafür?" „Ich? gar nichts," antwortete Sciauranciovi, „das Thier iſt mir nicht feil, denn wie könnte ich ſonſt mich und meine Frau ernähren?" Der Edelmann aber bat ihn: „Ich gebe dir was du willſt, aber den Eſel mußt du mir verkaufen." „Gut denn," ſagte endlich Sciauranciovi, „weil ihr es ſeid, ſo will ich euch den Eſel für vierhundert Unzen laſſen." „Biſt du toll! vierhundert Unzen für den alten Eſel?" rief der Edelmann. Sciauranciovi aber beſtand darauf, alſo daß der Edelmann endlich einwilligte, und ihm den Eſel für vierhundert Unzen abkaufte. Nun war Sciauranciovi hocherfreut, und aß und trank was ſein Herz begehrte. „Was wird aber der Edelmann dazu ſagen, wenn er ſieht, daß du ihn gefoppt haſt," ſagte ſeine Frau. „Dafür laß du mich ſorgen," antwortete Sciauranciovi.

Als es nun am andern Tage um die Zeit war, wo der Edelmann zu kommen pflegte, befahl er ſeiner Frau, in der Küche einige Steine aus dem Boden auszubrechen. In dieſes Loch mußte ſie die brennenden Kohlen ſchütten, es mit Steinen verdecken, und endlich den Keſſel mit dem kochenden Gemüſe darauf ſtellen, welches alſo luſtig weiter brodelte.

Nicht lange, ſo kam der Edelmann, voll Zornes, daß er einen ſchlechten Eſel für vierhundert Unzen gekauft hatte, und fuhr den Sciauranciovi an: „So betrügſt du mich alſo, nachdem ich ſo viel für dich gethan habe!" „Ich? euch betrügen?" entgegnete Sciauranciovi, „wie ſollte mir ſo etwas einfallen?" „Ja, haſt du mir nicht einen Eſel verkauft, den du für einen Goldeſel ausgabſt, und der nur ein ganz gewöhnlicher Eſel iſt, der mir noch keinen Thaler gegeben hat." „Nun ſoll ich noch gar ſchuld daran ſein," klagte Sciauranciovi, „ihr habt doch geſtern mit euern eignen Augen geſehen, wie der Eſel mir die harten Thaler gab, und wenn er es nun bei euch nicht mehr thut, ſo iſt es ein Zeichen, daß er durch den Wohnungswechſel ſeine Tugend eingebüßt hat." Der

Edelmann ließ ſich beruhigen, und als er am Boden das kochende Gemüſe ſah, frug er ganz erſtaunt, wie das zugehe. „Ja," erwiderte Sciauranciovi, „der Keſſel hat eben eine beſondere Tugend. Wenn meine Frau nur Waſſer und Gemüſe oder Fleiſch hineinthut, ſo kocht der Keſſel es ganz von ſelbſt gar, und ſie kann ihn ſtehen laſſen, wo ſie will." Der Edelmann ließ ſich wieder durch den klugen Sciauranciovi bethören, und rief: „Du mußt mir den Keſſel verkaufen, ich gebe dir dafür, was du willſt." „Nein," antwortete Sciauranciovi, „das thu ich nicht, denn meinen Eſel habt ihr mir ſchon verdorben, und ich habe ja nichts, womit ich mich und meine Frau ernähren kann." Der Edelmann aber bat ſo lange, bis Sciauranciovi endlich ſagte: „Nun denn, weil ihr es ſeid, ſo will ich euch den Keſſel für dreihundert Unzen laſſen." „Was! den alten Keſſel für dreihundert Unzen!" rief der Edelmann, Sciauranciovi aber meinte: „Es iſt eben auch kein gewöhnlicher Keſſel, und für weniger kann ich ihn nicht geben."

Alſo gab ihm der Edelmann die dreihundert Unzen, und nahm den Keſſel nach Haus. „Was willſt du heute zum Abendeſſen machen?" frug er ſeine Frau. „Gemüſe!" *) antwortete ſie. Da ließ ſich der Edelmann das Gemüſe geben, that es mit Waſſer und Salz in den Keſſel, und ſetzte dieſen auf den Boden. „So," ſagte er, „nun können wir ſpazieren gehen." „Biſt du toll?" rief die Frau, „was ſoll denn das für ein Gericht geben?" „Dafür laß du mich nur ſorgen," ſagte der Edelmann, und führte ſeine Frau ſpazieren, bis es zum Abendeſſen Zeit war. „Jetzt wollen wir nach Hauſe gehen," ſagte er dann, „da werden wir unſer Gemüſe gekocht und gut finden." Als ſie aber nach Hauſe kamen, ſtand der Keſſel noch gerade ſo, wie ſie ihn verlaſſen hatten, und ſie hatten nun nichts zum Abendeſſen.

Da ward der Edelmann ſehr zornig, und ging am andern Morgen wieder zu Sciauranciovi. Der aber war ſchlau, und wußte wohl, daß der Edelmann ſehr zornig ſein würde. Alſo kam er zu ſeiner Frau,

*) Minestra.

zeigte ihr zwei kleine graue Kaninchen, und ſprach: „Ich laſſe dir ein Kaninchen hier. Wenn nun der Patron kommt, ſo ſage ihm, ich ſei nicht zu Hauſe, du würdeſt mich aber rufen laſſen. Dann ſprich zum Kaninchen: „„Geh flugs, und rufe deinen Herrn,““ und laß es laufen.“ Alſo gab er der Frau das eine Kaninchen, und verſteckte ſich mit dem andern in der Nähe des Hauſes.

Nicht lange, ſo kam der Edelmann und frug nach Sciauranciovi. „Mein Mann iſt nicht zu Hauſe,“ ſagte die Frau, „ich will ihn aber gleich rufen laſſen. Schnell, mein Thierchen, geh hin zu deinem Herrn und rufe ihn.“ Mit dieſen Worten öffnete ſie die Thüre und ließ das Kaninchen laufen. Bald darauf kam Sciauranciovi ins Haus herein, und hielt in ſeinen Armen das andre Kaninchen, das er ſtreichelte und herzte. Darüber war der Edelmann ſo erſtaunt, daß er ſeinen ganzen Zorn vergaß und ausrief: „Wie? Sciauranciovi! iſt das Kaninchen wirklich gegangen dich zu rufen?“ „Gewiß, Excellenz,“ antwortete Sciauranciovi, „ich kann gehen wohin ich will, ſo findet mich das Thierchen doch immer, und deßhalb ſchickt meine Frau es mir nach, wenn Jemand nach mir fragt.“ „Sciauranciovi,“ ſprach der Edelmann, „du mußt mir das Kaninchen verkaufen, ich gebe dir dafür ſo viel du willſt.“ Sciauranciovi that als wolle er nicht, endlich aber ließ er ſich überreden, und ſprach: „Weil ihr es ſeid, ſo will ich euch das Kaninchen für zweihundert Unzen verkaufen.“ Da gab ihm der Edelmann zweihundert Unzen, und trug das Kaninchen nach Hauſe. Dort ſprach er zu ſeiner Frau: „Ich gehe jetzt aus, wenn Jemand kommt und nach mir verlangt, ſo ſprich du nur zum Kaninchen: „„Flugs, mein Thierchen, geh hin, und rufe deinen Herrn,““ und laß es zur Thür hinaus laufen.“

Als der Edelmann eine Weile fort war, kam Einer, der mit ihm zu ſprechen hatte. „Mein Mann iſt nicht zu Hauſe,“ antwortete die Frau, „ich will ihn aber rufen laſſen.“ Da ſprach ſie zum Kaninchen: „Flugs, mein Thierchen, geh hin und rufe deinen Herrn,“ öffnete die Thür und ließ es hinaus laufen. Das Kaninchen aber ſprang mit ſchnellen Sätzen ins Feld hinein und war nicht mehr zu ſehen. Die Frau

wartete und wartete auf ihren Mann, der erſchien aber nicht, alſo daß der Andre ungeduldig wurde und wieder fortging.

Als nun der Edelmann Abends ſpät nach Hauſe kam, erzählte ihm die Frau, was vorgefallen war. Da merkte er, daß Sciauranciovi ihn zum drittenmale betrogen hatte und ſchwur, ſich zu rächen. Am andern Morgen rief er vier ſtarke Männer und gab ihnen einen großen Sack, dahinein ſollten ſie den Sciauranciovi ſtecken, und ihn ins Meer werfen. Er ſelbſt ging mit, um zu ſehen, daß Sciauranciovi auch wirklich umgebracht würde. Die vier Männer kamen zu Sciauranciovi, ſteckten ihn mit Gewalt in den Sack, und trugen ihn fort. Als ſie vor der Stadt draußen waren, wurde eben in einer kleinen Kirche zur Meſſe geläutet, und da der Edelmann ein frommer Mann war, ſo ſprach er zu den vier Männern: „Wir wollen noch eben eine Meſſe hören, ſtellt den Sack ſo lange an die Mauer.“ Das thaten ſie, und traten in die Kirche.

In der Nähe aber weidete ein Hirt ſeine Schafe und pfiff dabei ein Liedlein. Als das der kluge Sciauranciovi hörte, fing er in ſeinem Sack auf einmal an, zu ſchreien: „Aber ich will ja nicht, aber ich will ja nicht!“ Der Schäfer hörte auf zu pfeifen, und ſchaute ſich ganz verwundert um, wer denn da geſprochen habe. Als er nun den Sack bemerkte, in welchem Sciauranciovi eben wieder ſchrie: „Aber ich will ja nicht!“ näherte er ſich ihm und frug: „Was willſt du denn nicht? Warum ſchreiſt du ſo?“ „Ach,“ antwortete Sciauranciovi, „da wollen ſie mich mit aller Gewalt zum König hintragen, damit ich die ſchöne Königstochter heirathen ſoll; ich will aber nicht.“ „Wäre ich doch an deiner Stelle!“ rief der Hirte, „ich wollte die ſchöne Königstochter gleich heirathen!“ „Weißt du was?“ ſprach Sciauranciovi. „Laß mich heraus, und nimm du meine Stelle ein, ſo iſt uns Beiden geholfen.“ Der Hirte willigte mit großer Freude ein, band den Sack los und ließ den Sciauranciovi heraus. Dann kroch er ſelbſt in den Sack, den Sciauranciovi feſt zuband, und dann vergnügt mit der ganzen Schafheerde fortging.

Als die Meſſe zu Ende war, kamen der Edelmann und die vier

Männer wieder aus der Kirche, luden den Sack auf, trugen ihn ans Meer und warfen ihn ins Waſſer. „So!“ dachte der Edelmann, „jetzt habe ich mich an dem unverſchämten Menſchen gerächt.“ Als er aber zur Stadt zurückging, ſiehe, da begegnete ihm Sciauranciovi, der vergnügt eine große Heerde Schafe vor ſich her trieb. „Sciauranciovi? Wo kommſt du denn her?“ rief der Edelmann. „Ach, Excellenz, wenn ihr wüßtet, wie es mir ergangen iſt,“ erwiderte der kluge Sciauranciovi. „Als ihr mich ins Waſſer werfen ließet, ſank ich ganz ſanft unter, und auf dem Boden des Meeres fand ich eine Menge Schafe; da trieb ich ſo viele zuſammen, als ich nur konnte, und kam wieder herauf.“ „Sind noch mehr Schafe da unten?“ frug gleich der Edelmann. „Mehr als ihr euch denken könnt,“ antwortete Sciauranciovi. „So führe mich gleich hin,“ ſprach der Edelmann, „damit ich mir meinen Theil hole.“

Alſo gingen ſie ans Ufer, und der Edelmann kroch in den Sack hinein; den mußte Sciauranciovi zubinden und dann ins Meer werfen. Da ſank der Edelmann unter und ertrank. Sciauranciovi aber trieb ſeine Heerde nach Hauſe, und blieb von nun an vergnügt und zufrieden, wir aber ſind leer ausgegangen.

---

72. Don Giovanni di la Fortuna.

Es war einmal ein Mann, der war ſehr reich, und hieß Don Giovanni di la Fortuna. Er war aber ein Verſchwender, wußte mit ſeinem Geld nicht hauszuhalten, und brachte alles durch. Als er nun nichts mehr hatte, mußte er betteln gehen, kleidete ſich als armer Pilgrim, und wanderte ſo durch das ganze Land. Da begegnete ihm eines Tages ein vornehmer Herr, das war der Teufel, und ſprach zu ihm: „Willſt du reich werden, und ein herrliches Leben führen?“ „Ja, warum nicht?“ antwortete Don Giovanni. „Hier haſt du eine Börſe,“ fuhr der Teufel fort; „wenn du zu ihr ſprichſt: Liebe Börſe, gib Geld heraus*), ſo

*) Vizzottu miu, nesci danaru.

wird ſie dir ſo viel Geld geben, als du willſt. Du mußt dich aber dafür drei Jahre, drei Monate und drei Tage lang nicht waſchen, nicht kämmen, den Bart nicht ſcheeren und die Kleidung nicht wechſeln. Wenn du das alles genau thuſt, ſo bleibt die Börſe dein, und wenn die Zeit verfloſſen iſt, laſſe ich deine Seele und nehme zwei andere dafür." Don Giovanni war es zufrieden, nahm die Börſe und zog fort. Wenn er nun kein Geld mehr hatte, ſo brauchte er nur die Börſe zu ziehen, und zu ſagen: „Liebe Börſe, gib Geld heraus," ſo hatte er ſo viel Geld als er wollte. Er durfte ſich aber nicht waſchen, und bald war er ſo ſchmutzig, daß man ihn gar nicht mehr anſehen konnte, und der Bart und das Haar hingen ihm wirr um den Kopf herum; ſeine Pilgrimskutte zerfiel in Lumpen und er war voll von Ungeziefer. Da kam er eines Tages in eine Stadt, und ſah da ein ſehr ſchönes Haus, und weil die Sonne ſo ſchön ſchien, ſo ſetzte er ſich auf die Stufen des Palaſtes und fing an, das Ungeziefer von ſeinem Leibe zu ſuchen. Das ſah die Magd, und ſprach zu ihrem Gebieter: „Padrone, da unten ſitzt ein Menſch, der iſt ſo ſchmutzig, wie ich noch nie etwas geſehen habe. Jaget ihn doch weg, damit er uns das Haus nicht mit Ungeziefer erfülle."

Da ging der Hausherr hinaus und fuhr den Don Giovanni an: „Du ſchmutziger Bettler, willſt du gleich fort von meinem Haus!" „Seid nur nicht ſo grob," ſprach Don Giovanni, „ich bin kein Bettler, und wenn es mir gefällt, ſo kann ich euch und eure Frau zwingen, Hand in Hand das Haus zu verlaſſen." „Wie wollteſt du denn das anfangen?" lachte der Herr des Hauſes. „Wollt ihr mir euer Haus verkaufen?" frug Don Giovanni. „Ich kaufe es euch gleich ab." Der Andre meinte, der ſchmutzige Bettler ſei verrückt, und um ſich einen Spaß zu machen, nahm er das Anerbieten an, und rief: „Gut, komm nur mit; wir wollen gleich zum Notar gehn und den Contrakt aufſetzen." Alſo gingen ſie zum Notar, und der Herr verkaufte dem Don Giovanni das ganze Haus für ſehr viel Geld, das ſollte er innerhalb acht Tagen herbeiſchaffen. Don Giovanni ging und miethete zwei Zimmer in einem Wirthshaus, und ſprach nun fortwährend: „Liebe Börſe, gib Geld heraus," und die

Digitized by Google

Börſe gab ihm immer mehr Geld, bis endlich nach acht Tagen das ganze Zimmer voll Gold war.

Als nun der Beſitzer des Hauſes kam, um ſein Geld in Empfang zu nehmen, führte ihn Don Giovanni in das Zimmer voll Geld und ſprach: „So, jetzt nehmt ſo viel ihr wollt.“ Der Andre ſchaute das Geld mit offenem Munde an, weil er aber ſein Wort gegeben hatte, ſo konnte er nichts anderes thun, als ſein Geld zu nehmen, und dem ſchmutzigen Bettler ſein Haus zu überlaſſen. Da nahm er ſeine Frau an der Hand, und verließ mit ihr das Haus, wie Don Giovanni ihm vorhergeſagt hatte. Der aber zog vergnügt in das Haus ein, und ließ ſich nichts abgehen. Nur wurde er mit jedem Tage ſchmutziger und häßlicher. Nun begab es ſich, daß der König einmal viel Geld brauchte, und da er von dieſem ſteinreichen Don Giovanni hörte, ſo ſchickte er zu ihm, und ließ ihn bitten, ihm eine große Summe Geldes zu leihen. Don Giovanni war gleich bereit, ließ einen großen Wagen hoch mit Geldſäcken beladen und ſchickte ſie ihm. Der König war ſehr erſtaunt und dachte: „Wer iſt dieſer? der iſt ja viel reicher als ich.“ Als er nun wieder Geld eingenommen hatte, ließ er dem Don Giovanni ſeine Säcke füllen und ſchickte ſie ihm zurück, der aber ſprach zu den Dienern: „Saget dem König, er beleidige mich auf dieſe Weiſe. Ich ſoll doch das bischen Geld nicht zurücknehmen? Und wenn er es nicht will, ſo behaltet ihr es.“ Die Diener gingen zum König zurück, und ſagten ihm Alles, und der König verwunderte ſich immer mehr über den reichen Mann. Da ſprach er eines Tages zur Königin: „Liebe Frau, dieſer Mann hat mir einen großen Dienſt erwieſen, und hat erſt noch das Geld nicht zurücknehmen wollen. Da er nun ein ſo reicher Herr iſt, ſo will ich ihm meine älteſte Tochter zur Frau geben.“ Die Königin war es zufrieden, und der König ſchickte einen Geſandten zu Don Giovanni, und ließ ihn fragen, ob er ihm die Ehre erweiſen wolle, ſeine älteſte Tochter zu ſeiner Gemahlin zu nehmen. „Nun,“ dachte Don Giovanni, „jetzt geht ja alles gut, wenn ich die Tochter des Königs zu meiner Frau bekomme,“ und ſagte ja. Da ſchickte der König wieder zu ihm und ließ ihn bitten, er möge

ihm doch ſein Bildniß ſchicken, ſeine älteſte Tochter wünſche es zu ſehen. Das that Don Giovanni, als aber die Königstochter den ſchmutzigen, ſtruppigen Pilgrim erblickte, fing ſie laut an zu ſchreien: „Dieſen ſchmutzigen Bettler ſoll ich heirathen? Nein, ich will ihn nicht! ich will ihn nicht!“ „Ach, Kind,“ bat der König, „wie konnte ich wiſſen, daß dieſer reiche Don Giovanni ein ſo häßlicher Menſch iſt? Aber nun habe ich mein königliches Wort gegeben, und nun hilft nichts, du mußt ihn heirathen.“ „Nein, Vater, das thue ich nicht. Ihr könnt mir den Kopf abhauen, aber dieſen ſchmutzigen, nichtswürdigen Bettler heirathe ich nicht.“ Auch die Königin ſprach wie ihre Tochter, und machte dem König viele Vorwürfe, daß er ſeiner Tochter einen ſo ekelhaften Menſchen zum Mann geben wolle. Die jüngſte Tochter aber ſprach: „Lieber Vater, ſeid nicht ſo traurig. Wenn meine Schweſter den Don Giovanni nicht will, ſo nehme ich ihn, denn euer königliches Wort dürfet ihr nicht brechen.“ Da war der König ſehr erfreut und umarmte ſein liebes Kind; die Königin aber und ihre älteſte Tochter lachten die Jüngere aus.

Nun ſchickte der König wieder einen Geſandten zu Don Giovanni, und ließ ihm ſagen, er möge den Tag der Hochzeit feſtſtellen, denn die Königstochter ſei bereit. „Gebet mir zwei Monate Zeit,“ antwortete Don Giovanni. Nach einem Monat aber waren die drei Jahre, drei Monate und drei Tage ſeines Bundes mit dem Teufel um. Da ließ ſich Don Giovanni ſeinen langen Bart abnehmen, ſich ſaubere Kleider geben, badete einen ganzen Monat in wohlriechendem Waſſer und nach dieſer Zeit war er ein ſo ſchöner Jüngling, wie man nirgends einen ſchöneren ſehen konnte. Dann legte er königliche Kleider an, ſetzte ſich in ein wunderſchönes Schiff und fuhr in die Stadt, wo der König wohnte. Da er nun in den Hafen einfuhr, kamen der König und die Königin mit ihren beiden Töchtern aufs Schiff, um ihn zu begrüßen, und die ältere Königstochter nebſt ihrer Mutter lachten immer die Jüngſte aus, daß ſie nun einen ſo ſchmutzigen Mann kriegen werde. Als ſie aber den wunderſchönen Jüngling erblickten, wurden ſie ſo von Zorn und Neid erfüllt, daß ſie ſich Beide ins Meer ſtürzten und ertranken; und der Teufel nahm ihre beiden Seelen. Die

jüngſte Königstochter aber war hoch erfreut über ihren ſchönen Gemahl, und ſie fuhren ans Land und feierten eine glänzende Hochzeit; und als der alte König ſtarb, wurde Don Giovanni König, und weil er die Börſe hatte, ging ihm auch das Geld nie aus. Da blieben ſie zufrieden und glücklich, und wir wie ein Bündel Wurzeln *).

---

73. Von dem König, der eine ſchöne Frau wollte.

Es war einmal ein König, der wollte ſich gern verheirathen; ſeine Frau ſollte aber ſchöner als die Sonne ſein, und ſo viele Mädchen er auch ſah, es war ihm keine ſchön genug. Da rief er ſeinen vertrauten Diener, und befahl ihm, überall nachzuforſchen, ob er wohl irgendwo ein hübſches Mädchen fände. Der Diener machte ſich auf, und wanderte durch das ganze Land, fand aber keine, die ihm ſchön genug dünkte. Eines Tages aber, da er wieder viel gelaufen war und großen Durſt ſpürte, kam er an ein Häuschen. Da klopfte er an, und verlangte einen Trunk Waſſer. In dem Häuschen aber wohnten zwei ganz alte Weiber, davon war die eine achtzig Jahr alt und die andere neunzig, und die ernährten ſich mit Spinnen. Da nun der Diener um etwas Waſſer bat, ſtand die achtzigjährige auf, öffnete ein kleines Thürchen im Laden und reichte ihm ſo das Waſſer hinaus. Vom vielen Spinnen werden aber die Hände ſehr weiß und fein, und als der Diener die weiße Hand ſah, dachte er: es muß ein ſchönes Mädchen ſein, wenn es eine ſo weiße, feine Hand hat." Alſo machte er ſich eilends auf, kam zum König und ſprach: „Königliche Majeſtät, ich habe gefunden, was ihr ſucht; dies und das iſt mir paſſirt." „Gut," antwortete der König, „geh noch einmal hin und ſchaue zu, ob du ſie ſehen kannſt."

Der Diener kam zum Häuschen, klopfte an und verlangte wieder etwas Waſſer. Die Alte aber machte die Fenſter nicht auf, ſondern reichte

---

*) D. h. wir haben nichts davon.

ihm den Krug durch die kleine Oeffnung im Laden. „Wohnt ihr ganz allein da drinnen?“ frug der Diener. „Nein,“ antwortete ſie, „ich wohne mit meiner Schweſter hier; wir ſind arme Mädchen, und ernähren uns von unſerer Hände Arbeit.“ „Wie alt ſeid ihr denn?“ „Ich bin fünfzehn Jahre alt und meine Schweſter zwanzig.“ Da ging der Diener zum König und berichtete ihm alles, und der König ſprach: „Ich will die fünfzehnjährige. Gehe hin und bringe ſie mir hierher.“ Als nun der Diener zu den beiden Alten kam und ihnen ſagte, der König wolle die Jüngere zu ſeiner Gemahlin erheben, antwortete ſie: „Saget dem König, ich ſei bereit, ſeinen Willen zu thun. Seit meiner Geburt bin ich von keinem Sonnenſtrahl getroffen worden, und wenn mich jetzt ein Sonnenſtrahl oder Lichtſtrahl trifft, ſo muß ich ganz ſchwarz werden. Bittet alſo den König daß er mir Abends einen geſchloſſenen Wagen ſchicke, ſo will ich zu ihm aufs Schloß fahren.“

Als der König das hörte, ſchickte er ihr königliche Kleider und einen geſchloſſenen Wagen, und als es Nacht geworden war, verhüllte die Alte ihr Geſicht mit einem dichten Schleier und fuhr aufs Schloß. Der König empfing ſie voll Freuden und bat ſie, den Schleier doch abzunehmen. Sie aber antwortete: „Hier brennen zu viele Kerzen, und ihr Licht würde mich ſchwarz machen.“ Alſo ließ ſich der König mit ihr trauen, ohne ihr Geſicht geſehn zu haben. Als ſie aber in die Kammer des Königs kam und den Schleier abnahm, ſah der König erſt, was für eine häßliche Alte er zu ſeiner Frau genommen hatte, und in ſeinem Zorn riß er das Fenſter auf und warf ſie hinaus. Glücklicherweiſe war ein Nagel in der Mauer, an dem blieb ſie mit ihrem Kleide hängen, und hing nun ſo zwiſchen Himmel und Erde. Zufällig kamen vier Feen vorbei, und als ſie die Alte da hängen ſahen, rief die Eine: „Seht, Schweſtern, das iſt die Alte, die den König angeführt hat, wollen wir ihr wünſchen, daß ihr Kleid zerreiße und ſie herunterfalle?“ „Ach, nein, thun wir das nicht,“ rief die jüngſte und ſchönſte Fee, „wir wollen ihr lieber jede etwas Gutes wünſchen. Ich wünſche ihr Jugend.“ „Und ich Schönheit.“ „Und ich Weisheit.“ „Und ich ein gutes Herz.“ So riefen die Feen, und während ſie

noch ſprachen, wurde die Alte zu einem wunderſchönen jungen Mädchen, wie man es nirgends ſchöner ſehen konnte.

Als der König am andern Morgen zum Fenſter hinausſchaute und das ſchöne Mädchen da hängen ſah, erſchrak er und dachte: „Ich Unglücklicher, was habe ich gethan! Hatte ich denn dieſe Nacht keine Augen?“ Da ließ er ſie vorſichtig mit langen Leitern herunterholen und bat ſie um Verzeihung und ſprach: „Nun wollen wir aber auch ein großes Feſt feiern und recht vergnügt ſein.“ Da feierten ſie ein glänzendes Feſt, und die junge Königin war die Schönſte in der ganzen Stadt.

Eines Tages nun kam die alte neunzigjährige Schweſter auf das Schloß, und wollte ihre Schweſter, die Königin beſuchen. „Wer iſt dieſes häßliche Weſen?“ frug der König. „Eine alte Nachbarin, die halb närriſch iſt,“ antwortete ſchnell die Königin. Die Alte aber ſchaute immer nur ihre verjüngte Schweſter an und ſagte: „Wie haſt du es nur angefangen, ſo jung und ſchön zu werden? Ich will auch wieder jung und ſchön ſein.“ Da ſie nun den ganzen Tag daſſelbe frug, ſo verlor die Königin endlich die Geduld und ſagte: „Ich habe mir meine alte Haut abziehen laſſen, und da iſt dieſe neue glatte Haut zum Vorſchein gekommen.“ Da ging die Alte zu einem Barbier und ſprach zu ihm: „Ich gebe euch, was ihr wollt, ihr müßt mir aber meine alte Haut abziehen, daß ich wieder jung und ſchön werde.“ Aber gute Alte, ihr müßt ja ſterben, wenn ich euch die Haut abziehe. Die Alte wollte aber nichts hören, und ſo that der Barbier ihr endlich den Willen, nahm ſein Meſſer und machte ihr einen Schnitt in die Stirn. „Ai!“ ſchrie die Alte.

„Wer ſchön will ausſehen,
Muß Schmerz und Leid ausſtehen,“*)

antwortete der Barbier. „So häutet nur, Meiſter!“ ſprach die Alte. Als der Barbier aber immer weiter ſchnitt, fiel die Alte auf einmal um und war todt.

---

*) »Cu bedda voli pariri,
Peni e guai hav'a suffriri.«

74. Von Einem, der mit Hülfe des heiligen Joseph die Königstochter gewann.

Es war einmal ein Mann, der war sehr reich und hatte drei Söhne. Als er nun zu sterben kam, vertheilte er sein Hab und Gut unter die drei Brüder, und gab Jedem gleich viel. Nun begab es sich, daß der König in seinem ganzen Reiche verkündigen ließ, wer ein Schiff bauen würde, welches zu Lande und zu Wasser fahren kann, der solle seine Tochter zur Frau bekommen. Da dachte der älteste Bruder: „Ich habe so großen Reichthum, so will ich denn versuchen, das Schiff zu bauen.“ Also berief er alle Schiffsbaumeister aus dem ganzen Land, und ließ das Schiff bauen. Als nun aber auch alte Leute kamen und ihn frugen: „Meister, dürfen wir auch arbeiten, daß wir unser Brot verdienen?“ so wies er sie mit harten Worten ab und sprach: „Euch kann ich nicht brauchen, ihr habt ja keine Kräfte mehr.“ Dann kamen auch ganz junge Gesellen, und baten ihn um Arbeit, er aber antwortete: „Ich kann euch nicht gebrauchen, ihr seid ja noch so schwach.“ Und wenn Arbeiter kamen, die nicht ganz geschickt waren, so jagte er sie mit harten Worten fort.

Endlich kam noch ein ganz altes Männchen mit einem langen, weißen Bart, das sprach zu ihm: „Willst du mich nicht auch arbeiten lassen, daß ich mein Brot verdiene?“ Der Jüngling aber wies ihn fort, wie die andern.

Als nun das Schiff vollendet war, und abfahren sollte, that es auf einmal einen Knall, und das ganze Schiff fiel zusammen. Der Jüngling aber hatte nun gar nichts mehr, und war zum armen Manne geworden. Da kehrte er zu seinen Brüdern zurück, die nahmen ihn auf und behielten ihn bei sich. Der zweite Bruder aber dachte: „Mein Bruder hat es gewiß ungeschickt angefangen, daß ihm das Schiff zusammengefallen ist, nun will ich mein Glück versuchen, und wenn es mir gelingt, so ist die schöne Königstochter mein.“ Also berief er wieder alle Schiffsbaumeister, und ließ sich ein neues Schiff bauen. Er war aber eben so hartherzig wie sein Bruder, und wenn Greise kamen, oder junge Gesellen, oder

Digitized by Google

ungeschickte Arbeiter, so jagte er sie mit harten Worten fort. Zuletzt kam auch das alte Männchen mit dem langen weißen Bart und bat um Arbeit. Er aber wies es ab.

Als nun das Schiff vollendet war, that es wieder einen Knall, und das ganze Schiff fiel zusammen; der Zweite blieb eben so arm als sein älterer Bruder, und Beide mußten sich von dem Jüngsten ernähren lassen. Da dachte dieser: „Soll ich allein meine beiden Brüder ernähren? Ich will auch mein Glück versuchen; gelingt es mir, die schöne Königstochter zu erlangen, so habe ich genug für mich und meine Brüder; gelingt es mir nicht, so sind wir doch wenigstens alle drei gleich arm." Also berief er wieder alle Schiffsbaumeister, die mußten ihm ein neues Schiff bauen. Da nun ganz alte Leute kamen, und ihn um Arbeit baten, antwortete er ihnen: „Gewiß, es ist Arbeit genug für Alle da, verdient euch nur euer Brot." Und als Knaben kamen und ihn baten: „Meister, lasset uns arbeiten, daß wir unser Brot verdienen," gab er ihnen auch Arbeit. Und selbst die ungeschickten Arbeiter wies er nicht zurück, sondern ließ sie arbeiten, und ihr Brot verdienen. Zuletzt kam noch das alte Männchen und bat: „Laß mich auch arbeiten, daß ich mein Brot verdiene." Er aber antwortete: „Nein, alter Vater*), ihr sollt nicht arbeiten, sondern ihr sollt Aufseher sein über die andern Arbeiter und sollt den ganzen Bau leiten." Das alte Männchen aber war der heilige Joseph, der war gekommen, um dem Jüngling zu helfen, weil er so fromm war, und dem heiligen Joseph so ergeben **), und Tag und Nacht ihm zu Ehren eine Lampe vor seinem Bette brennen ließ.

Als nun das Schiff vollendet war, sprach der heilige Joseph zum Jüngling: „Nun kannst du abreisen, und die schöne Königstochter holen, denn das Schiff kann zu Land und zu Wasser fahren." „Ach, alter Vater," bat der Jüngling, „verlaßt mich nicht und begleitet mich hin zum König." „Gut," sprach der heilige Joseph, „das will ich thun. Weißt du aber, was die Bedingung ist? Von Allem, was du erlangst,

*) Patri granni. **) Era divotu di S. Giuseppe.

mußt du mir die Hälfte abgeben, es möge sein, was es wolle." Das gelobte der Jüngling, und somit begaben sie sich auf die Reise. Und das Schiff fuhr sowohl auf dem Lande als auf dem Wasser. Der Jüngling aber fuhr fort, Tag und Nacht eine Lampe vor dem Bilde des heiligen Joseph zu brennen.

Als sie eine Strecke gefahren waren, sahen sie einen Mann, der stand im dichten Nebel und hatte einen großen Sack, den füllte er mit dem Nebel an. „O, alter Vater," rief der Jüngling, was thut denn der?" „Frage ihn," antwortete der heilige Joseph. Da rief er ihm zu: „Was thust du da, schöner Bursche?" „Ich sammle Nebel in einen Sack, das ist meine Kunst." „Frage ihn, ob er mitkommen will," sprach der heilige Joseph. Da frug ihn der Jüngling, und der Mann antwortete: „Ja, wenn ihr mir zu essen und zu trinken gebt, so will ich mitkommen." Also nahmen sie ihn mit auf das Schiff, und der Jüngling sagte: „Alter Vater, wir waren zwei, nun sind wir drei?" Nach einer Weile sahen sie einen Mann daher kommen, der hatte den halben Wald ausgerissen, und trug alle die Bäume auf seiner Schulter. „Alter Vater," rief der Jüngling, „seht doch einmal den Mann an, der alle die Bäume trägt." „Frage ihn, warum er alle die Bäume ausgerissen hat." Da frug der Jüngling den Mann, der antwortete: „Ich habe mir eine kleine Hand voll Reisig gesammelt*). „Frage ihn, ob er mit uns kommen will," sprach der heilige Joseph. Das that der Jüngling, und der Starke antwortete: „Ja, wenn ihr mir zu essen und zu trinken gebt, so will ich mitgehn." Da nahmen sie ihn auf, und der Jüngling sagte: „Alter Vater, wir waren drei, nun sind wir vier."

Als sie noch eine Strecke gefahren waren, sahen sie einen Mann, der trank aus einem Strome, und hatte schon fast den halben Strom ausgetrunken. „Alter Vater," rief der Jüngling, „seht doch, wie der Mann trinken kann?" „Frage ihn, was er thut. Da frug ihn der Jüngling, und der Mann antwortete: „Ich habe eben ein Tröpfchen Wasser

*) Ua manulidda di vampugghi.

getrunken." „Frage ihn, ob er mitkommen will." Das that der Jüngling, und der Mann antwortete: „Ja, wenn ihr mir zu essen und zu trinken gebt, so will ich mit euch gehn." Also nahmen sie ihn auf und der Jüngling sagte: „Alter Vater, wir waren vier, nun sind wir fünf." Wieder nach einem Weilchen sahen sie einen Mann, der stand an einem Bach, und zielte in das Wasser hinein. „Alter Vater," sprach der Jüngling, „wonach zielt denn der Mann?" „Frage ihn selbst," sprach der heilige Joseph. Da rief der Jüngling dem Manne zu: „Schöner Bursche, wonach zielst du?" Pst! Pst!" sagte der Mann, und machte ihnen ein Zeichen, zu schweigen. Der Jüngling aber frug ihn noch einmal: „Wonach zielst du denn?" „Nun habt ihr sie verscheucht," rief der Mann unwillig. In der Unterwelt*) saß eine Wachtel auf dem Baum, die wollte ich schießen; denn das ist meine Kunst: ich treffe Alles, wonach ich ziele." Frage ihn, ob er mit uns kommen will." Das that der Jüngling, und der Mann sagte: „Ja, wenn ihr mir zu essen und zu trinken gebt, so will ich mitkommen. Da nahmen sie ihn ins Schiff, und der Jüngling sprach: „Alter Vater, wir waren fünf, nun sind wir sechs."

Als sie nun wieder eine Strecke gefahren waren, sahen sie einen Mann, der kam des Weges daher und machte so lange Schritte, daß er mit dem einen Fuß bei Catania stand, und mit dem andern bei Messina. „Alter Vater, seht doch, wie lange Schritte der Mann macht!" Frage ihn, was er thut." Da frug der Jüngling den Mann, der antwortete: „Ich gehe ein wenig spazieren." „Frage ihn, ob er mitkommen will." Das that der Jüngling, und der Mann antwortete: „Wenn ihr mir zu essen und zu trinken gebt, so will ich mit euch gehen." Da nahmen sie ihn auch noch auf, und der Jüngling sprach: „Alter Vater, wir waren sechs, nun sind wir sieben." Der heilige Joseph aber wußte wohl warum er die Alle mitnahm, und durch seine Macht fuhr das Schiff weiter, über Land und über Wasser. Selig der, den es trug!**)

*) A munnu suttanu.
**) Miatu chiddu, a cu portava.

Endlich kamen sie in der Stadt an, wo der König mit seiner schönen Tochter wohnte. Da fuhr der Jüngling vor den Palast, und trat vor den König und sprach: Königliche Majestät, ich habe euren Wunsch erfüllt, und ein Schiff erbaut, das zu Land und zu Wasser fahren kann. Nun gebt mir auch den Lohn, der mir gebührt, nämlich eure Tochter." Der König aber dachte: „Soll ich diesem Unbekannten meine Tochter geben? Ich weiß ja nicht ob er reich ist oder arm, ob ein Cavalier oder ein Bettler." Also sann er darüber nach, wie er dem Jüngling seine Tochter vorenthalten könne, und sprach: „Es ist nicht genug, daß du das Schiff gebaut hast; du mußt noch eine Bedingung erfüllen, und mir einen Läufer schaffen, der im Stande sei, diesen Brief dem Grafen der Unterwelt zu überbringen und in Einer Stunde mit der Antwort zurück zu sein." Diese Bedingung war ja aber nicht dabei," erwiderte der arme Jüngling. Der König antwortete: „Willst du die Bedingung nicht erfüllen, so gebe ich dir auch meine Tochter nicht." Da ging der Jüngling ganz betrübt zum heiligen Joseph und sprach: „Alter Vater, der König will mir seine Tochter nicht geben, wenn ich ihm nicht einen Läufer schaffe, der im Stande sei, einen Brief zu dem Grafen der Unterwelt zu bringen, und in Einer Stunde mit der Antwort wieder da zu sein." „Du Narr," sprach der heilige Joseph, „nimm doch die Bedingung an; du kannst ja den Mann hinschicken, der mit einem Fuße bei Catania stand, und mit dem andern bei Messina." Da ward der Jüngling froh und rief den Mann, und ging mit ihm zum König und sprach: „Ich will die Bedingung erfüllen, und hier ist der Läufer." Also gab ihm der König einen Brief mit für den Grafen der Unterwelt, und der Mann ging mit großen Schritten fort. Als er nun an der Unterwelt angekommen war, sprach der Graf zu ihm: „Warte ein wenig, derweil ich die Antwort schreibe." Er war aber so müde vom schnellen Laufen, daß er über dem Warten einschlief und das Heimgehn ganz vergaß.

Unterdessen wartete der Jüngling voll Angst und Sorge auf den Läufer, und schon war die Stunde beinahe verstrichen, und er kam immer nicht. Da sprach der heilige Joseph zu dem der Alles traf, wonach er

zielte: „Sieh einmal nach, wo der Läufer so lange bleibt." Der Mann schaute aus, und sagte dann: „Er ist noch in der Unterwelt, im Palast des Grafen, und schläft. Ich will ihn aber gleich wecken." Da zielte er und schoß dem Läufer einen Pfeil ins Knie. Der erwachte sogleich, und da er sah, daß die Stunde schon beinah verronnen war, so sprang er auf, ließ sich die Antwort geben und lief so schnell zurück, daß er an den Hof kam, noch ehe die Stunde um war.

Nun war der Jüngling sehr froh; der König trachtete aber dennoch, wie er ihm die Tochter vorenthalten könnte, und sprach: „du hast die eine Bedingung erfüllt, es ist aber nicht genug. Nun mußt du mir auch einen Mann herbeischaffen, der im Stande ist meinen halben Keller in einem Tag auszutrinken." „Diese Bedingung war aber nicht dabei," klagte der arme Jüngling. „Willst du die Bedingung nicht erfüllen, so gebe ich dir meine Tochter nicht," erwiderte der König. Da ging der Jüngling voll Trauer zum heiligen Joseph, und klagte ihm seine Noth. Der aber antwortete: „Du Narr, du kannst ja den Mann mitnehmen, der den halben Strom austrank." Da rief der Jüngling den Mann herbei, und sprach zu ihm: „Getraust du dich wohl, den halben Keller auszutrinken?" „Gewiß, und wenn es noch einmal so viel wäre, ich bin so durstig," antwortete der Mann. Nun gingen sie zum König, der führte sie in seinen Keller, und der Mann trank alle die Fässer leer, und trank Wein und Essig und Oel, — Alles, was sich im Keller befand. Da erschrak der König und sprach: „Ich kann dir meine Tochter nun nicht länger verweigern. Du mußt aber wissen, daß ich ihr nicht mehr Aussteuer gebe, als ein Mann tragen kann." „Aber, Königliche Majestät," sprach der Jüngling, „wenn ein Mann noch so stark ist, mehr als einen Centner kann er doch nicht tragen, und was ist das für eine Königstochter?" Der König aber bestand darauf: „Ich gebe ihr nur so viel mit, als ein Mann tragen kann; wenn du diese Bedingung nicht eingehen willst, so gebe ich dir auch meine Tochter nicht."

Nun ging der Jüngling wieder ganz betrübt zum heiligen Joseph und sprach: „Der König will seiner Tochter nur so viel zur Aussteuer

mitgeben, als ein Mann tragen kann. Nun habe ich mein ganzes Vermögen ausgegeben, um das Schiff zu bauen, und soll nun zu meinen Brüdern zurückkehren?" Du Narr!" sprach der heilige Joseph, „rufe doch den Mann, der den halben Wald auf seinen Schultern trug." Da ward der Jüngling sehr froh, und nahm den Mann mit, und sprach zu ihm: „Lade auf, so viel du nur kannst, den ganzen Palast mußt du mir ausräumen." Das versprach der Mann, und lud auf seine Schultern, was er nur mitnehmen konnte: Schränke, Tische, Stühle, Gold und Silber, ja sogar des Königs goldne Krone, und als er den ganzen Palast ausgeräumt hatte, riß er auch noch das Thor aus den Angeln und packte es oben drauf. Das Alles trug er aufs Schiff und der Jüngling brachte die schöne Königstochter auch hin, und so fuhren sie fröhlich fort. Der König aber ergrimmte sehr, als er sich in seinem leeren Palast sah, und rief alle seine Kriegsschiffe zusammen und befahl seinen Soldaten, das Schiff zu verfolgen, und dem Jüngling alle die Schätze wieder abzunehmen.

Da nun die Kriegsschiffe das Schiff beinah eingeholt hatten, sprach der heilige Joseph zum Jüngling: „Sieh dich einmal um, und sage mir, was du siehst." Als nun der Jüngling alle die Schiffe sah, erschrak er und rief: „Ach, alter Vater, ich sehe eine Menge Kriegsschiffe, die verfolgen uns, und haben uns schon beinahe eingeholt." Da befahl der heilige Joseph dem Manne, der den Nebel gesammelt hatte, er solle seinen Sack öffnen, und alsbald erhob sich ein dichter Nebel, der das Schiff so einhüllte, daß die Soldaten es nicht mehr sahen und unverrichteter Sache zum König heimkehren mußten. Der heilige Joseph aber ließ durch seine Macht das Schiff weiter fahren, bis sie endlich glücklich zu Hause ankamen.

„So," sprach der heilige Joseph, „jetzt bist du wieder zu Hause; nun erfülle aber auch dein Versprechen, und gieb mir die Hälfte von allen deinen Schätzen." „Das will ich thun, alter Vater," sagte der Jüngling, und theilte alle die Schätze in zwei ganz gleiche Theile. Zuletzt war nur noch die goldne Krone da; da zog er sein Schwert und hieb sie

Digitized by Google

durch und gab die Hälfte auch noch dem heiligen Joseph. „Alter Vater,„ sprach er, „nun habe ich Alles getheilt, und ist nichts mehr übrig.“ „Wie so ist nichts mehr übrig?“ frug der heilige Joseph, „du hast ja das Beste vergessen!“ „Das Beste?“ sprach der Jüngling; „alter Vater, ich sehe nichts mehr, was wir nicht getheilt hätten.“ „Und die Königstochter?“ frug der heilige Joseph; „lautete die Bedingung nicht also, daß wir Alles theilen müßten, was du erlangen würdest?“ Da wurde der Jüngling tief betrübt, denn er hatte die schöne Königstochter von Herzen lieb gewonnen. Er dachte aber: „Ich habe es gelobt, und will mein Versprechen halten,“*) zückte sein Schwert, und wollte die schöne Königstochter auch in zwei Stücke hauen. Als aber der heilige Joseph sein frommes, einfältiges Herz**) sah, rief er: „Halt ein! die schöne Königstochter ist dein, und alle die Schätze auch, denn ich bin der heilige Joseph und bedarf ihrer nicht. Ich habe dir geholfen, weil ich dein frommes, demüthiges Herz erkannt habe. Wenn du in der Noth sein wirst, so wende dich nur immer an mich, ich will dir helfen.“ Darauf segnete er sie Beide, und verschwand. Der Jüngling aber heirathete die schöne Königstochter, und nahm auch seine Brüder zu sich, und blieb immer ein Ergebener***) des heiligen Joseph, dem zu Ehren er Tag und Nacht eine Lampe brennen ließ.

75. Von Ferrazzanu.

Jetzt will ich euch die Geschichte von Ferrazzanu erzählen, der war des Königs Kammerdiener, und ein gar loser Schalk, der immer dumme Streiche trieb. Eines Tages sprach die Königin zu ihm: „Ferrazzanu, ich habe gehört, du habest eine so hübsche Frau, bringe sie doch einmal her, ich möchte sie gerne sehn.“ „Ja, königliche Majestät,“ antwortete Ferrazzanu, „das wollte ich schon thun; aber meine Frau ist so taub, daß sie nicht hört, wenn man nicht ganz laut schreit.“ „O, das thut nichts,“

*) Non c'è faccia. **) Cori simplici. ***) Divotu.

ſagte die Königin, „ich will ſchon laut genug ſprechen; bringe ſie nur her.“ Da ging Ferrazzanu zu ſeiner Frau und ſprach: „Höre einmal, die Königin möchte dich gerne ſehen. Zieh dich an und komme mit; du mußt aber ſehr laut ſprechen, denn die Königin iſt ſo taub, daß ſie faſt gar nichts hört.

Als nun die Frau zur Königin kam, verneigte ſie ſich tief vor ihr, und ſchrie mit lauter Stimme: „Bene diceti, wie geht es euerer königlichen Majeſtät?“ Die Königin war nicht wenig erſtaunt, als die Frau ſo ſchrie, ſie dachte aber: „Arme Frau, ſie ſpricht ſo laut, weil ſie ſelber taub iſt,“ und antwortete ebenfalls mit lauter Stimme: „Ich grüße euch, ihr ſeid wohl die Frau des Ferrazzanu?“ Die Frau aber dachte auch, als ſie die Königin ſo ſchreien hörte, ſie ſpräche ſo laut, weil ſie ſelber taub ſei, und ſo unterhielten ſich die Beiden mit ſchrecklichem Geſchrei, daß man es durch das ganze Schloß ſchallen hörte. Ferrazzanu aber ſtand hinter der Thüre, und lachte nach Herzensluſt über ſeinen Streich.

Als nun der König den Lärm und das Geſchrei hörte, lief er herbei und frug die Königin, was denn das ſei. „Ach,“ antwortete ſie mit ihrer natürlichen Stimme, „die Frau des Ferrazzanu hat mich heut beſucht, und die arme Frau iſt ſo taub, daß man ſo laut mit ihr ſprechen muß.“ Nun aber fuhr die Frau auf und ſprach: „Wer ſagt es, daß ich taub ſei? Ihr ſeid ja ſelbſt taub, Frau Königin, denn mein Mann hat es mir geſagt.“

Als nun die Königin merkte, daß Ferrazzanu ſie zum Beſten gehabt habe, ward ſie ſehr zornig, und der König ließ ſeinen Kammerdiener rufen, und machte ihm viele Vorwürfe. Strafen aber wollte er ihn nicht, weil er ihn ſo lieb hatte. Die Königin jedoch drang immer in ihren Gemahl, er ſolle doch den nichtsnutzigen Ferrazzanu beſtrafen laſſen, der ſein Spiel mit ihr getrieben. Weil ſie denn nun immer das Eine ſagte, ſo gedachte der König, endlich ſie zufrieden zu ſtellen, und ſchrieb dem Hauptmann der Feſtung einen Brief, darin ſtand, er ſolle dem Ueberbringer hundert Stockſtreiche geben laſſen. Den Brief aber ſollte Ferrazzanu ſelbſt hintragen.

Digitized by Google

Als nun Ferrazzanu den Brief in die Hand nahm, beſah er ihn zuerſt von allen Seiten, roch auch daran und trieb das ſo lange, bis der König ihn frug, warum er das thue?" „Königliche Majeſtät," antwortete er, „dieſen Brief kann ich nicht beſorgen, denn er ſtinkt." „Was, du Hallunke," ſchrie der König, „wie kannſt du ſagen, daß etwas ſtinkt, was aus meiner Hand kommt?" „Ja, königliche Majeſtät," antwortete der kluge Ferrazzanu, für euch ſtinkt er auch nicht, ſondern nur für mich. Der König freute ſich über ſeinen klugen Kammerdiener, und wollte ihm gern die Strafe erlaſſen. Weil aber die Königin nur zorniger wurde gebot er dem Ferrazzanu, den Brief ſogleich zu beſorgen, ſonſt werde er ihn wegjagen. Alſo nahm Ferrazzanu den Brief, und machte ſich betrübt auf den Weg zum Hauptmann der Feſtung. Unterwegs begegnete ihm ein kräftiger Bauernburſche, den rief er an und ſagte: „Höre einmal, ſchöner Burſche, willſt du wohl einen Carlino*) verdienen?" „Jawohl, wenn ihr mir ſagt, auf welche Weiſe," antwortete der Burſche. „Beſorge dieſen Brief für mich," ſprach der kluge Ferrazzanu, gab ihm den Brief und einen Carlino und ſchlich ihm dann leiſe nach.

Als der Hauptmann den Brief geleſen hatte, ließ er flugs den Burſchen binden und ihm hundert Stockſtreiche geben. Ferrazzanu aber kehrte vergnügt in das Schloß zurück. Da ihn nun der König ganz wohlbehalten ankommen ſah, ward er ſehr erſtaunt und dachte bei ſich: „Hat er etwa meinen Brief nicht beſorgt?" Da hörte er den klugen Kammerdiener draußen laut ſingen: „Ich habe ein gutes Geſchäft gemacht; hundert Stockſtreiche habe ich für einen Carlino verkauft. Als der König und die Königin das hörten, mußten ſie ſo über den klugen Ferrazzanu lachen, daß ſie ihm nicht mehr böſe ſein konnten.

76. Die Geſchichte von Giuſeppinu.

Es waren ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und hätten doch ſo gern ein Söhnchen oder Töchterchen gehabt. Die

*) Zwei Groſchen.

Königin war dem heiligen Joſeph ſehr ergeben, und wandte ſich zu ihm und ſprach: „O, heiliger Joſeph! Wenn ihr mir ein Kind beſcheert, ſo will ich es Giuſeppe oder Giuſeppina nennen.“

Nicht lange, ſo hatte die Königin Ausſicht auf ein Kind, und als ihre Stunde kam, gebar ſie einen Sohn, und nannte ihn Giuſeppinu. Der Knabe wuchs heran und wurde mit jedem Tage ſchöner und ſtärker.

Als er nun im Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren war, bekam er eine große Sehnſucht, die Welt zu ſehen und ſprach zu ſeinen Eltern: „Lieber Vater und liebe Mutter, laſſet mich ziehen, denn ich muß in die weite Welt hinaus.“ „Ach, mein lieber Sohn, wo willſt du hin?“ antworteten ſie. „Bleibe doch bei uns, hier mangelt es dir ja an nichts.“ Weil ihn nun ſeine Eltern nicht ziehen laſſen wollten, machte er ſich eines Morgens heimlich auf den Weg, und entfloh.

Nachdem er eine lange Zeit gewandert war, kam er endlich in eine Stadt, wo ein andrer großer König herrſchte, der eine wunderſchöne Tochter hatte. Da ging Giuſeppinu vor den königlichen Palaſt, und ſpazierte immer auf und ab. Die Königstochter aber ſtand am Balkon, und da ſie den ſchönen Knaben ſah, gefiel er ihr ſo gut, daß ſie zu ihrem Vater ging und ſprach: „Lieber Vater, unten iſt ein Knabe, wenn ihr nur wüßtet wie ſchön er iſt! Nehmet ihn doch in euren Dienſt.“ Der König aber hatte ſeine Tochter ſo lieb, daß er ihr nie eine Bitte abſchlagen konnte. Alſo ließ er gleich den Giuſeppinu rufen, und ſprach zu ihm: „Willſt du in meinen Dienſt treten, ſo will ich dich zu meinem Stalljungen machen.“ Giuſeppinu war es zufrieden, und der König nahm ihn als Stalljunge in ſeine Dienſte.

Nun blieb er lange Zeit da, und die Königstochter gewann ihn immer lieber, und eines Tages ſprach ſie zu ihrem Vater: „Lieber Vater, Giuſeppinu iſt für einen Stalljungen viel zu gut, machet ihn doch zum Lakaien, daß er im Palaſte ſelbſt diene.“ Der König erfüllte wieder den Wunſch ſeiner Tochter, und Giuſeppinu wurde Lakai. Es war aber unter den Pferden des Königs ein kleines Pferdchen, das hatte er ſo gern, daß er oft in den Stall ging, und es ſtreichelte. Die Königstochter

Digitized by Google

gewann den ſchönen Jüngling immer lieber, ja endlich faßte ſie eine ſo heftige Liebe zu ihm, daß ſie zum König ging und ſprach: „Lieber Vater, gebet mir den Giuſeppinu zum Mann.“ Nun wurde aber der König zornig und ſprach: „Das iſt nicht möglich, dir gebührt ein Herrſcher zum Mann und nicht ein ſo elender Diener.“ Weil aber die Königstochter nicht nachließ mit Bitten und Thränen, ſo ſprach er endlich: „Ich will mit meinen Räthen darüber ſprechen, was die mir rathen, will ich thun.“ Da berief er alle ſeine Räthe und ſprach: „Meine Tochter will durchaus ihren Lakaien, den Giuſeppinu, heirathen, und weint nun Tag und Nacht, weil ich ihn ihr verweigert habe. Rathet mir, was ſoll ich thun?“ Da antworteten ſie: „Königliche Majeſtät, ſaget dem Giuſeppinu, er ſolle die Königstochter heirathen, vorher aber müſſe er eine Reiſe machen und große Reichthümer mitbringen. Dazu geben wir ihn ein ſchlechtes Schiff, ſo wird er untergehen und ertrinken. Die Königstochter aber wird ihn vergeſſen.“ Dieſer Rath gefiel dem König ſehr gut, und er rief den Giuſeppinu zu ſich und ſprach: „Giuſeppinu, ich will dir meine Tochter zur Frau geben, du mußt aber vorher eine Reiſe machen, und große Reichthümer mitbringen, ſonſt ſchneide ich dir den Kopf ab.“

Da ging der arme Giuſeppinu zu ſeinem Pferdchen in den Stall, ſtreichelte es und ſprach: „Ach, mein liebes Pferdchen, nun muß ich von dir ſcheiden, denn der König will mich auf die Reiſe ſchicken. Ach! wo ſoll ich armer Junge denn hingehen!“ Wie er ſo klagte, erſchien auf einmal ein altes Männlein in einer Mönchskutte, das war der heilige Joſeph; Giuſeppinu wußte es aber nicht. „Was weinſt du?“ frug ihn das Mönchlein. Da klagte ihm Giuſeppinu ſein Leid, der heilige Joſeph aber antwortete: „Sage dem König nur: ja, du wolleſt die Reiſe machen; er ſolle dir nur ein Schiff voll Salz mitgeben. Ich aber will mit dir reiſen, und du ſollſt ſehen, es iſt dein Glück.“ Da ging Giuſeppinu zum König und ſprach: „Königliche Majeſtät, ich will die Reiſe machen; gebet mir nur ein Schiff voll Salz mit, ſo will ich gehen.“ Nun war der König ſehr froh, und gab ihm ein Schiff voll Salz. Das

Schiff war aber ſo ſchlecht und alt, daß von allen Seiten das Waſſer hereinfloß, denn der König wünſchte, Giuſeppinu möchte untergehen. Da ſchiffte Giuſeppinu ſich ein, und ſogleich erſchien auch der heilige Joſeph an Bord. Kaum aber betrat der Heilige das Schiff, ſo wurde ein großes, ſtarkes Fahrzeng daraus, das fuhr gar ſchnell über das Meer.

Nun ſegelten ſie eine lange Zeit, und kamen endlich in ein fremdes Land, wo die Leute kein Salz hatten, um ihre Speiſen zu würzen. „Höre, Giuſeppinu," ſprach der Heilige, „bleibe du hier, ich will ans Land gehen." Da füllte er ſich die Aermel ſeiner Mönchskutte mit Salz, und fuhr ans Land. Er ging ſogleich in ein Wirthshaus, wo viele Leute bei einander ſaßen, ſetzte ſich zu ihnen und aß auch. Weil aber die Speiſen ohne Salz gekocht waren, ſo nahm er ein wenig Salz aus dem Aermel, ſtreute es über ſeinen Teller und aß. Da frugen ihn die Leute: „Was habt ihr auf euer Eſſen geſtreut?" „Es fehlte das Salz drin," ſagte er, „darum habe ich ein wenig dazu gethan." „Was iſt denn das, Salz?" frugen die Leute. Da ſagte der Heilige: „Ihr wißt nicht, was Salz iſt?" griff in ſeinen Aermel, und ſtreute Jedem etwas auf den Teller. Als die Leute nun koſteten, ſchmeckten ihnen die Speiſen viel beſſer, und ſie ſprachen: „Guter Alter, habt ihr noch mehr von dieſem köſtlichen Salz?" „O ja, ein ganzes Schiff voll." „Könnt ihr es uns nicht geben?" „O ja, wenn ihr mir ein ganzes Schiff voll Gold gebt." Da brachten ihm die Leute ſo viel Gold, bis das ganze Schiff voll war, und der heilige Joſeph gab ihnen das Salz dafür. „Jetzt wollen wir wieder nach Hauſe fahren," ſprach er zu Giuſeppinu, und Giuſeppinu war ſehr froh, daß er dieſe Menge Gold erworben hatte. So fuhren ſie nach Hauſe, als ſie aber in den Hafen einfuhren, verſchwand der Heilige.

Unterdeſſen ſaß die Königstochter immer oben auf der Terraſſe, und ſchaute aus, ob Giuſeppinu bald käme. Als ſie nun ſein Schiff erblickte, lief ſie voller Freude zum König und ſprach: „Lieber Vater, Giuſeppinu kommt mit einem wunderſchönen großen Schiff." Da erſchrak der König und rief ſchnell ſeine Räthe, erzählte es ihnen und ſprach: „Rathet mir, was ſoll ich nun thun?" Die Räthe antworteten: „Saget dem

Giuſeppinu, was er mitgebracht habe, ſei noch nicht genug; wenn er nicht noch einmal eine Reiſe mache, ſo könne er die Königstochter nicht heirathen." Als nun Giuſeppinu kam, und dem König das viele Gold brachte, ſprach dieſer: „Das iſt wohl eine hübſche Menge Gold, aber es iſt noch lange nicht genug, und wenn du die Königstochter heirathen willſt, ſo mußt du eine zweite Reiſe machen, und noch mehr Geld mitbringen, ſonſt ſchneide ich dir den Kopf ab." Da ging der arme Giuſeppinu in den Stall zu ſeinem Pferdchen, und fing an zu jammern und zu weinen. Wie er aber ſo jammerte, erſchien der heilige Joſeph wieder, und frug ihn, warum er weine. Da klagte er ihm ſeine Noth, und der heilige Joſeph ſprach: „Iſt dir die erſte Reiſe nicht gelungen? Geh nur hin und ſage dem König, du wolleſt die Reiſe machen, er ſolle dir ein Schiff voll Katzen mitgeben." Das that Giuſeppinu, und der König gab ihm ein Schiff, das war noch viel ſchlechter als das erſte. Als aber Giuſeppinu ſich eingeſchifft hatte, ſo erſchien auch der Heilige, und kaum hatte er das Schiff betreten, ſo wurde es ſtark und neu, alſo daß ſie fröhlich abfahren konnten.

Sie fuhren eine lange Zeit, und kamen endlich in ein fremdes Land, da gab es keine Katzen und die Mäuſe tanzten auf den Tiſchen herum. „Giuſeppinu," ſprach der heilige Joſeph, „ich gehe ein wenig ans Land, bleibe du ſo lange hier." Da nahm er einige Katzen, und ſteckte ſie in die weiten Aermel ſeiner Kutte und fuhr ans Land. Er ging in ein Wirthshaus, wo viele Leute zum Eſſen waren, und die Mäuſe tanzten auf den Tiſchen herum und ſprangen ſogar in die Teller. Da zog der Heilige die Katzen aus dem Aermel, und ſetzte ſie auf den Boden, und die Katzen machten ſogleich Jagd auf die Mäuſe und tödteten eine ganze Menge. Die Leute aber ſchauten ganz erſtaunt zu, und frugen den Heiligen: „Habt ihr noch mehr ſolcher wunderbaren Thiere?" „O ja, ein ganzes Schiff voll." „Könnet ihr ſie uns nicht da laſſen?" „Warum nicht? wenn ihr mir ein ganzes Schiff voll Gold dafür gebt." Da beluden ihm die Leute ſein Schiff mit Gold, und der Heilige ließ ihnen die Katzen da, und Giuſeppinu konnte wieder mit großen Reichthümern nach Hauſe

fahren. Als ſie aber in den Hafen einfuhren, verſchwand der heilige Joſeph.

Die Königstochter ſaß auf der Terraſſe, und ſchaute aus, ob Giuſeppinu bald käme. Da ſie nun ſein Schiff erblickte, lief ſie zum König und ſprach: „Lieber Vater, Giuſeppinu kommt, und bringt ein Schiff mit, das iſt noch viel größer und ſchöner als das erſte.“ „Was iſt denn das?“ ſagte der König, „das geht ja nicht mit rechten Dingen zu,“ und berief wieder ſeine Räthe und ſagte ihnen Alles. „Königliche Majeſtät,“ antworteten ſie, „ihr müßt den Giuſeppinu eben zum drittenmal auf die Reiſe ſchicken, und ihm ein ſo ſchlechtes Schiff geben, daß er mit demſelben nicht einmal zum Hafen herauskommt.“ Als nun Giuſeppinu kam, und dem König all das Gold zu Füßen legte, ſprach der König: „Du haſt wohl viel Gold erworben, aber es iſt noch lange nicht genug, und wenn du die Königstochter heirathen willſt, ſo mußt du eine dritte Reiſe machen, ſonſt ſchneide ich dir den Kopf ab.“ Da ging Giuſeppinu wieder voll Trauern in den Stall, und ſtreichelte ſein Pferdchen mit vielen Thränen.

Sogleich erſchien wieder der heilige Joſeph, und da er ihm ſein Leid klagte, ſprach der Heilige: „Was weinſt du denn? Es iſt dir ja zweimal gelungen, es wird dir auch diesmal gut gehen. Geh zum König und ſage ihm, du wolleſt ſeinen Willen thun, er möge dir nur ein Schiff voller Soldatenanzüge mitgeben.“ Das that Giuſeppinu, und der König gab ihm ein Schiff, das war ſo alt und ſchlecht, daß Giuſeppinu nicht einmal hätte zum Hafen heraus kommen können, wenn nicht der Heilige erſchienen wäre und ein großes und ſtarkes Schiff daraus gemacht hätte. Wie ſie nun ſo einher fuhren, begegnete ihnen eine feindliche Flotte mit vielen Soldaten, und der feindliche Heerführer ſprach zu Giuſeppinu: „Wir wollen mit einander kämpfen.“ Da ſprach der Heilige zu Giuſeppinu: „Nimm den Kampf an, und ſage dem feindlichen Heerführer: wer verliere, müſſe dem andern ſein Schiff geben.“ Alſo kämpften ſie auf dieſe Bedingung, und Giuſeppinu verlor ſein Schiff. Der Heilige aber ſprach zu ihm: „Verliere den Muth nicht, ſondern ſage dem feindlichen

Feldherrn: das Schiff habeſt du verloren, aber nicht die Soldatenanzüge darin. Um dieſe wolleſt du jetzt noch einmal kämpfen, und er müſſe ſeine Soldaten dagegen ſetzen." Alſo kämpften ſie noch einmal, und Giuſeppinu gewann die Schlacht. Da mußte ihm der feindliche Feldherr ſeine Soldaten geben, und Giuſeppinu befahl, ſie ſollten ihre Kleider ausziehen, und ließ ſie die Uniformen anziehen, die er in ſeinem Schiffe hatte. Dann ſtellte er ſich an die Spitze ſeines Heeres, und marſchirte mit ihnen gegen die Stadt, wo der König wohnte. Die Königstochter ſaß wieder auf der Terraſſe, und wartete auf Giuſeppinu, und da ſie die vielen Soldaten erblickte, lief ſie zum König und ſprach: „Lieber Vater, Giuſeppinu kommt, und hat ein ganzes Heer Soldaten bei ſich." Da erſchrak der König und dachte: „Wenn ich ihm meine Tochter jetzt noch verweigere, ſo raubt er mir gewiß meine Krone." Alſo ging er dem Giuſeppinu entgegen, und empfing ihn mit vielen Ehren und ſprach: „Du haſt alle Bedingungen erfüllt, nun ſollſt du auch meine Tochter zur Frau bekommen." Da wurden drei Tage Feſtlichkeiten gehalten, und Giuſeppinu heirathete die ſchöne Königstochter, und der heilige Joſeph traute ſie. Nach der Trauung aber ſegnete er ſie, und ſprach: „Ich bin der heilige Joſeph, wenn ihr mich nöthig habt, ſo ruft mich nur, und ich will euch immer helfen." Darauf verſchwand er, und kehrte in den Himmel zurück. Giuſeppinu aber ſchickte einen Boten zu ſeinen Eltern, und ließ ihnen ſagen: „Euer Sohn lebt noch, und iſt der Gemahl einer ſchönen Königstochter." Da freuten ſich die Eltern über die Maßen und reiſten hin und umarmten ihren lieben Sohn voller Freuden. Und ſo lebten ſie alle glücklich und zufrieden, wir aber ſind leer ausgegangen.

---

77. Die Geſchichte von Pezze e fogghi.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter und einen Sohn. Nun wurde der König einmal ſo krank, daß er ſterben mußte, und als er fühlte, daß er dem Tode nahe war, ließ er ſeinen Sohn vor ſich

kommen, und ſprach zu ihm: „Lieber Sohn, ich muß nun ſterben, und du wirſt nach mir König ſein. Ich empfehle dir deine drei Schweſtern; ſorge für ſie, bis ſie ſich verheirathen. Du mußt ſie aber nicht nach deinem oder ihrem Gutdünken verheirathen, ſondern wenn Eine von ihnen Luſt dazu zeigt, ſo pflücke von dem ſchönen Roſenſtrauch auf der Terraſſe eine Roſe, und wirf ſie auf die Straße. Derjenige, der die Roſe aufhebt, ſoll dann ihr Gemahl ſein.“ Als der König dieſe Worte geſprochen hatte, ſtarb er, und ſein Sohn wurde König.

Nach einiger Zeit kam nun ſeine älteſte Schweſter zu ihm, und ſprach: „Lieber Bruder, ich wünſche mich zu verheirathen, ſuche einen Mann für mich aus.“ „Weißt du auch, was mir unſer Vater auf ſeinem Sterbebette befohlen hat?“ ſprach der König, und erzählte ſeiner Schweſter, was der Vater geſagt hatte. Da wurde ſie zornig und ſprach: „War denn unſer Vater närriſch? Wie? Ich ſollte jeden Beliebigen heirathen müſſen, dem es einfällt, die Roſe aufzuheben? Lieber heirathe ich gar nicht.“ „Thu, wie du willſt,“ ſprach er, „ich kann dir nicht helfen, denn dies iſt unſeres Vaters letzter Wille geweſen.“

Als aber noch einige Monate verfloſſen waren, wurde der Königstochter die Zeit lang, und ſie trat wieder vor ihren Bruder, und ſprach: „Wenn es denn nicht anders ſein kann, ſo will ich nach dem Willen unſeres Vaters thun.“

Alſo pflückte der König eine Roſe von dem Roſenſtrauch auf der Terraſſe, warf ſie auf die Straße, und befahl einem Soldaten, Wache zu halten, und den Erſten, der die Roſe aufheben würde, in den Palaſt zu ſchicken.

Als der Soldat eine Weile neben der Roſe geſtanden hatte, kam ein Fürſt vorbei, und da er die ſchöne Roſe am Boden liegen ſah, hob er ſie auf und ſprach: „Ach, die ſchöne Roſe!“ „Edler Herr,“ ſprach die Schildwache, „der König wünſcht euch zu ſprechen.“ Da kam der Fürſt vor den König, der frug ihn: „Habt ihr die Roſe aufgehoben, die auf der Straße lag?“ „Jawohl, königliche Majeſtät!“ „So müſſet ihr auch meine älteſte Schweſter heirathen.“ „Königliche Majeſtät!“ ſagte

der Fürſt ganz erſchrocken, „das kann ja nicht ſein! Der Königstochter gebührt es, einen Königsſohn zu heirathen, und ich bin nur ein Fürſt. Wie kann mir dieſe Ehre werden.“ „Hier iſt von keiner Ehre die Rede,“ antwortete der König, „ſondern es iſt nun einmal nothwendig, daß meine Schweſter eure Gemahlin werde.“ Alſo heirathete die Königstochter den Fürſten, und dachte: „Iſt es auch kein Prinz, ſo bin ich doch froh, daß es nicht ſchlimmer geworden iſt.“

Nach einiger Zeit trat auch die zweite Königstochter vor ihren Bruder und ſprach: „Lieber Bruder, ich bin nun im Alter, mich zu verheirathen, ſuche mir einen Mann aus.“ Da antwortete der König: „Weißt du aber auch, was mir mein Vater auf ſeinem Todtenbette befohlen hat? Wenn du dich verheirathen willſt, ſo mußt du dich in dieſe Bedingung ergeben.“ „Wenn es nicht anders ſein kann, ſo will ich den Willen unſeres Vaters thun,“ ſprach die Königstochter. Da pflückte der König eine Roſe und warf ſie auf die Straße, und ein Soldat mußte daneben Wache ſtehen.

Eine lange Zeit ging Niemand vorbei. Endlich kam ein Herr die Straße entlang, und da er die ſchöne Roſe am Boden liegen ſah, hob er ſie auf und roch daran. Da trat der Soldat auf ihn zu, und ſagte ihm, der König wünſche ihn zu ſprechen: „Habt ihr die Roſe aufgenommen?“ frug ihn der König, als der Herr vor ihn trat. „Jawohl, königliche Majeſtät!“ „Nun denn, ſo müßt ihr meine Schweſter zu eurer Gemahlin nehmen.“ „Ach, königliche Majeſtät!“ rief der Herr, „das kann ja nicht ſein. Der Königstochter gebührt ein Herrſcher zum Gemahl, und ich bin nur ein ſchlechter Unterthan.“ „Ich kann euch nicht helfen,“ ſprach der König, „meine Schweſter muß eben eure Gemahlin werden.“ Alſo wurde die Hochzeit gefeiert, und nun war nur noch die Jüngſte übrig; die aber ſprach: „Meine älteſte Schweſter hat einen Fürſten zum Mann bekommen, meine zweite Schweſter aber nur einen reichen Herrn. Wer weiß, was mir beſchieden iſt! darum will ich lieber gar nicht heirathen.“ Alſo blieb ſie bei ihrem Bruder.

Nun begab es ſich aber, daß der König ſelbſt eine junge Frau

nahm, und das weiß man ja: kommt einmal eine Schwägerin ins Haus, so beginnt für die Schwester ein ganz anderes Leben. So ging es auch der Jüngsten. Nachdem sie Herrscherin im Hause gewesen, mußte sie sich nun ihrer Schwägerin unterordnen, und so kam es denn, daß sie endlich vor ihren Bruder trat, und ihm sagte: „Lieber Bruder, wenn es denn nicht anders sein kann, so will ich meines Vaters Willen thun.“ „Nimm du selbst die Rose,“ sprach der König, „und wirf sie auf die Straße.“ Da pflückte die Königstochter die Rose und warf sie auf die Straße, und ein Soldat mußte daneben Wache stehen.

Den ganzen Tag über ging fast Niemand vorbei, endlich, als es schon beinahe Abend war, kam ein Wasserträger des Weges daher, mit seinem Stock und seinem Wasserfaß. Der Wasserträger war schmutzig, und häßlich wie die Nacht, und seine Beine waren mit Blättern und Lappen eingebunden. Als der die schöne Rose liegen sah, hob er sie auf, und roch daran. Der Soldat erschrak und dachte: „Wie kann die Königstochter diesen schrecklichen Menschen heirathen!“ Weil aber der König ihm strengen Befehl gegeben hatte, so konnte er den Wasserträger nicht weiter gehen lassen, sondern mußte ihn vor den König führen. „Hast du die Rose aufgehoben?“ frug ihn der König. „Jawohl, königliche Majestät.“ „So mußt du jetzt auch meine Schwester heirathen.“ „O, königliche Majestät!“ rief der Wasserträger, „ihr wollet mit mir scherzen! Seht ihr denn nicht, wie schmutzig ich bin, und wie meine Beine so krank sind?“ Dem König war es wohl traurig zu Muthe, und die Königstochter weinte und jammerte über ihr Mißgeschick, aber es half Alles nichts, sie mußte den schmutzigen, garstigen Wasserträger heirathen. „Aussteuer will ich keine,“ brummte er, „was soll ich in meinen Bergen damit machen?“

Also nahm er seine Frau mit sich und führte sie in die Berge, in eine armselige kleine Strohhütte, in der wohnte ein steinaltes, häßliches Weib. „Siehst du, das ist unsre Wohnung, und das ist meine Mutter,“ sprach er zu der armen Königstochter. Da mußte sie in der kleinen Hütte wohnen, und die Mutter nahm ihr die schönen Gewänder weg und gab

Digitized by Google

ihr dafür ein wollenes Röckchen, das mußte ſie tragen, und mußte kochen und waſchen wie eine niedrige Magd, und wenn Abends ihr Mann nach Hauſe kam, mußte ſie ihm auch noch die Beine verbinden. Seine Mutter aber nannte ihn Pezze e fogghi. *)

So verging eine lange Zeit, und die arme Königstochter weinte ſich faſt die Augen aus. Pezze e fogghi aber liebte ſie wie ſeine Augen, und wenn er ſie ſo weinen ſah, that ihm das Herz weh.

Nun hatte eines Abends die Königstochter wieder ſo bitterlich geweint, und in der Nacht träumte ſie, ſie ſei in einem wunderſchönen Schloſſe, und viele ſchöngekleidete Lakaien dienten ihr, und führten ſie in einem goldnen Wagen, mit ſechs herrlichen Pferden beſpannt, zu ihrem Bruder. Als ſie nun am Morgen erwachte, erzählte ſie ihrem Manne ihren Traum, der lachte aber darüber und ſprach: „Das ſind eben Träume, wie kämeſt du in ein reiches Schloß?“ Da weinte ſie wieder den ganzen Tag, und am Abend ſchlief ſie unter Weinen ein.

Als ſie aber am Morgen erwachte, ſah ſie ſich in einem wunderſchönen Schloß, wie der Traum es ihr gezeigt hatte. Sie lag in einem reichen Bette, und viele Dienerinnen waren um ſie her, und halfen ihr, ſich mit wohlriechendem Waſſer zu waſchen, und legten ihr königliche Kleider an. Dann ging ſie in ein anderes Zimmer, darinnen ſtanden viele Lakaien, die trugen ihr Frühſtück auf und frugen: „Was befehlen eure königliche Hoheit?“ „Einen Wagen,“ antwortete ſie, „denn ich will zu meinem Bruder fahren.“ „Der Wagen iſt bereit,“ ſprachen die Diener, und als ſie die Treppe hinunterging, ſtand da ein goldner Wagen mit ſechs ſchönen Pferden beſpannt, in den ſetzte ſie ſich, und fuhr zu ihrem Bruder. Der junge König ſtand eben am Fenſter, und da er den ſchönen Wagen ſah, dachte er: „Wer kommt denn da wohl angefahren in einem ſo ſchönen, goldnen Wagen?“ Als er aber ſeine Schweſter erkannte, lief er ihr voll Freude und Verwunderung entgegen, und frug ſie: „Liebe Schweſter, biſt du es? Wie kommſt du denn zu

*) Lumpen und Blätter.

dieſer Pracht? und wo iſt dein Mann?" „Wo mein Mann iſt, weiß ich nicht," antwortete die Königstochter, und erzählte ihm nun, wie es ihr ergangen. „Nun bin ich gekommen, dich und meine Schweſtern abzuholen," fuhr ſie fort, „denn heute ſollt ihr Alle bei mir eſſen." Da ſetzte ſich der König in ſeinen Wagen, nebſt ſeiner Frau, ſeinen Schweſtern und deren Männern, und Alle zuſammen fuhren mit großem Gefolge nach dem Schloſſe der Königstochter. Dort fanden ſie einen ſchöngedeckten Tiſch, ſetzten ſich, und aßen und tranken nach Herzensluſt. Als nun die Mahlzeit ſchon zu Ende ging, hob einer der Gäſte von ungefähr ſeine Augen auf, und ſah oben in der Decke ein großes Loch, und darin ſaß Pezze e fogghi, und ſchaute lächelnd auf die Geſellſchaft herab. „Ei! da iſt ja Pezze e fogghi!" rief er. „Bardautz!" fiel das ganze Schloß zuſammen und verſchwand; der König und ſein Gefolge befanden ſich wieder zu Haus, und die jüngſte Königstochter ſaß in ihrem wollenen Röckchen auf dem Berge in ihrer Strohhütte. Als nun Pezze e fogghi nach Hauſe kam, klagte ſie ihm ihr Leid, er aber lachte und ſagte: „Ach was, du träumeſt eben ſogar am hellen Tag, das iſt nur dein Traum von voriger Nacht, der dir ſo lebhaft im Gedächtniß geblieben iſt."

Nun vergingen wieder einige Tage, da weinte eines Abends die arme Königstochter wieder ſo viel, und als ſie einſchlief, träumte ihr abermals, ſie ſei in einem wunderſchönen Schloſſe, ganz derſelbe Traum, wie das erſtemal. Als ſie aber am Morgen ihrem Mann den Traum erzählte, lachte er ſie aus und ſprach: „Was haſt du denn nur immer für Träume?" Da weinte ſie den ganzen Tag und ſchlief mit Weinen ein und am Morgen erwachte ſie wieder im ſchönen Schloſſe, und die Dienerinnen ſtanden um ſie her. Da ging es denn gerade ſo wie das erſtemal. Sie legte königliche Kleider an, fuhr zu ihrem Bruder und lud ihn mit ſeinem Gefolge auf ihr Schloß, um bei ihr zu eſſen. Gegen das Ende der Mahlzeit aber ſchaute wieder einer zufällig aufwärts, und da er oben an der Decke ein Loch erblickte, und darin den Waſſerträger, rief er ganz laut: „Ach ſeht! da iſt ja Pezze e fogghi!" „Bardautz!" fiel das Schloß zuſammen; der König und ſein Gefolge wurden in das

königliche Schloß verſetzt, die arme Königstochter aber ſaß wieder in ihrer Hütte auf dem Berge, und trug ihr ſchlechtes wollenes Röckchen. Als nun ihr Mann nach Hauſe kam, klagte ſie und ſprach: „Nun ſieh, jetzt iſt es mir zum zweitenmal ſo und ſo ergangen. Gewiß biſt du ſchuld daran.“ Er aber lachte ſie aus und ſprach: „Ach was, du träumeſt eben bei Tag und bei Nacht.“

So verging abermals ein Monat. Da weinte die Königstochter eines Abends wieder ſo bitterlich, und da ſie einſchlief, träumte ſie denſelben Traum zum drittenmal. Am Morgen erzählte ſie es ihrem Mann, der aber lachte nur darüber. Da weinte ſie den ganzen Tag und ſchlief mit Weinen ein, und ſiehe da, am Morgen erwachte ſie wieder im ſchönen Schloß. „Jetzt weiß ich aber, was ich thu,“ dachte ſie, „ehe ich meinen Bruder einlade, mache ich es ihm zur Bedingung, daß Keiner den Namen meines Mannes ausſprechen darf.“ Da fuhr ſie in ihrem goldnen Wagen zu ihrem Bruder und lud ihn ein, bei ihr zu eſſen. „Aber unter einer Bedingung,“ ſagte ſie, „im Schloſſe darf Keiner den Namen meines Mannes ausſprechen.“ „Gut,“ ſprach der Bruder, und Alle fuhren in das Schloß, wo wieder ein ſchöngedeckter Tiſch bereit ſtand. Da ſetzten ſie ſich und aßen, und gegen das Ende der Mahlzeit that ſich wieder die Decke auf, und Pezze e foggbi ſaß oben, und ſchaute auf die Geſellſchaft herab, aber Keiner rief: „Da oben ſitzt Pezze e foggbi!“ Und als Alle fertig gegeſſen hatten, kam Pezze e foggbi herab, und ſaß in der Mitte des Zimmers auf einem ſchönen Thron, und war nicht mehr ein ſchmutziger Waſſerträger, ſondern ein ſchöner Jüngling in königlichen Kleidern. Denn Pezze e foggbi war der Sohn des Königs von Spanien, und war von einem böſen Zauberer verwunſchen worden, und nun hatte ihn die ſchöne Königstochter erlöſt. Da wurden drei Tage Feſtlichkeiten gehalten, und der Königsſohn fuhr mit ſeiner ſchönen Gemahlin nach Spanien. Als ſie aber fort waren, verſchwand das Schloß und ward nicht mehr geſehen. Der Königsſohn und die Königstochter aber fuhren vergnügt nach Spanien, und wir ſind hier ſitzen geblieben.

Digitized by Google

78. Die Geſchichte von dem muthigen Mädchen.

Es waren einmal drei Schweſtern, die hatten weder Vater noch Mutter, und ernährten ſich kümmerlich durch ſpinnen. Jeden Tag ſpannen ſie zuſammen ein Rottolo*) Flachs, den brachten ſie ihrer Herrſchaft, und bekamen zwei Tari**) dafür, davon mußten ſie leben.

Nun begab es ſich eines Tages, daß ſie eine große Sehnſucht nach einem Stückchen Leber bekamen. „Wißt ihr was?“ ſprach die älteſte Schweſter zu den beiden anderen, „heute iſt an mir die Reihe, das Geſpinnſt zur Padrona zu tragen; wenn ſie mir nun das Geld gibt, ſo will ich etwas Leber, etwas Brot und Wein kaufen, daß wir uns auch einmal einen vergnügten Tag machen. „Gut,“ antworteten die Schweſtern. Am Abend ging die älteſte Schweſter mit dem Geſpinnſt zur Stadt, und als ihr die Padrona das Geld gegeben hatte, kaufte ſie ein Stück Leber, etwas Brot und Wein, legte Alles fein ſäuberlich in ihr Körbchen und machte ſich auf den Weg nach Haus.

Als ſie nun durch eine einſame Gaſſe kam, fiel ihr das Körbchen aus der Hand. Sogleich ſprang ein Hund hervor, ergriff das ganze Körbchen und lief damit davon. Sie lief ihm nach, konnte ihn aber nicht erreichen und mußte endlich ohne Körbchen und ohne Lebensmittel nach Hauſe gehn. „Bringſt du gar nichts mit?“ frugen ſie die Schweſtern. „Ach, liebe Schweſtern,“ antwortete ſie, „was kann ich dafür? So und ſo iſt es mir ergangen.“ Den nächſten Abend mußte die zweite Schweſter zur Padrona gehn, und ſagte: „Heute will ich die Leber mitbringen.“ Als ſie nun das Geld empfangen hatte, kaufte ſie etwas Leber, Brot und Wein, packte es in ihr Körbchen und ging nach Hauſe. In einer einſamen Gaſſe fiel aber auch ihr das Körbchen aus der Hand, der Hund ſprang hervor und lief mit ihrem Körbchen davon, ſo ſchnell, daß ſie ihn nicht einholen konnte.

Als ſie nun nach Hauſe kam und ihren Schweſtern Alles erzählte,

---

*) Ein und zwei drittel Pfund. **) Ungefähr acht Silbergroſchen.

Digitized by Google

ſprach die Jüngſte: „Morgen will ich einmal gehn, und mir ſoll der Hund gewiß nicht entwiſchen.“ Alſo ging ſie am nächſten Abend mit dem Geſpinnſt zur Padrona, nahm das Geld in Empfang und kaufte dafür die Leber, das Brot und den Wein. Als ſie nun in die Gaſſe kam, entfiel das Körbchen ihrer Hand. Sogleich ſtürzte der Hund hervor, ergriff es und ſprang fort. Sie aber war leichtfüßiger als ihre Schweſtern, und ſo ſchnell er auch laufen mochte, ſie lief ihm nach, und verlor ihn nicht aus dem Geſicht. Der Hund lief durch viele Straßen und ſchlüpfte endlich in ein Haus, das Mädchen aber ſchlüpfte ihm nach. Sie ging die Treppe hinauf und rief, aber Niemand antwortete ihr. Nun ging ſie durch alle Zimmer und ſah die herrlichſten Sachen; in dem einen Saal einen ſchön gedeckten Tiſch, in einem andern gute Betten, in einem dritten Schätze und Koſtbarkeiten, einen Menſchen aber ſah ſie nicht. Da kam ſie auch in ein kleines Zimmer, da ſaß der Hund am Boden und hatte die drei Körbe vor ſich, ſie dachte aber nicht mehr an die Körbe, als ſie alle die Koſtbarkeiten ſah.

Als ſie weiter ging, kam ſie endlich in einen Saal, wo Schätze ohne Zahl aufgeſpeichert waren, Schubladen und Kiſtchen voll Edelſteine und am Boden ganze Säcke mit Goldſtücken. Da nahm ſie einen kleinen Sack voll Goldſtücke, verließ das Schloß und ging damit nach Haus. „Liebe Schweſtern,“ rief ſie voll Freude, „jetzt kehrt der Ueberfluß bei uns ein, ſeht was ich euch mitbringe.“ Da die beiden Schweſtern den Sack voll Goldmünzen ſahen, freuten ſie ſich ſehr, die Jüngſte aber ſprach: „Liebe Schweſtern, unſere Habe wollen wir alle den Armen geben und unſer Häuschen leer ſtehen laſſen. Das Gold aber wollen wir hier vergraben, und dann zuſammen in das Schloß gehn und ſehn, was es damit für eine Bewandtniß hat. Wenn es uns dort ſchlecht gehen ſollte, ſo bleibt uns ja immer das Gold, das wir hier zurücklaſſen.“

So thaten ſie denn auch, ſchenkten all ihr Hab und Gut den Armen, vergruben ihr Gold in dem leeren Hauſe, und gingen dann alle drei in das geheimnißvolle Schloß. In dem erſten Saale fanden ſie noch den ſchön gedeckten Tiſch, ſetzten ſich und aßen und tranken nach Herzensluſt,

Digitized by Google

und beſchauten dann alle die Schätze und Herrlichkeiten, die in dem Hauſe aufgeſpeichert waren. Als es Abend wurde, ſprach die jüngſte Schweſter zur älteſten: „Wir können uns nicht Alle ſchlafen legen, denn es könnte uns ein Unglück begegnen. Deßhalb iſt es am beſten, wenn du dieſe erſte Nacht wacheſt, während wir beide ſchlafen. Alſo legten ſich die Jüngeren ſchlafen, die Aelteſte aber wachte.

Um Mitternacht hörte ſie auf einmal einen lauten Schrei, der durch das ganze Haus ſchallte. „Wart! ich komme herauf!“ rief es mit drohender Stimme. Da erſchrak ſie ſo, daß ſie ſchnell ins Bett ſchlüpfte und die Decke über die Ohren zog. Darauf wurde Alles ſtill. Den nächſten Morgen frugen die beiden Andern: „Haſt du heute Nacht nichts gehört oder geſehn?“ Sie aber antwortete: „Gar nichts, es blieb Alles ruhig.“

Am nächſten Abend mußte die zweite Schweſter wachen, und die beiden andern legten ſich ſchlafen. Um Mitternacht aber rief es wieder mit drohender Stimme: „Wart! ich komme herauf!“ Da erſchrak ſie, kroch ſchnell ins Bett und zog die Decke über den Kopf. Nun wurde Alles wieder ſtill. Am Morgen frugen ſie die beiden Andern, ob ſie nichts geſehn oder gehört habe. Da antwortete ſie: „Nein, gar nichts, es blieb Alles ruhig.“ Zur älteſten Schweſter aber ſprach ſie im Vertrauen: „Haſt du auch dieſen entſetzlichen Schrei gehört?“ „Ja freilich, ſei nur ſtille. Haben wir den Schrecken gehabt, ſo kann es unſere jüngſte Schweſter auch durchmachen.“ Am Abend legten ſich die beiden älteren Schweſtern ſchlafen, die Jüngſte aber wachte. Um Mitternacht ertönte auf einmal derſelbe Schrei. „Wart!. Ich komme herauf!“ „Wie es euch beliebt!“ antwortete ſie. Da ging die Thüre auf, und eine große ſchöne Geſtalt trat herein, mit einem langen ſchwarzen Gewand und einer langen Schleppe. Die ging auf ſie zu und ſprach: „Ich ſehe, daß du ein muthiges Mädchen biſt; wenn du auch ferner denſelben Muth zeigſt, und Alles genau thuſt, was ich dir ſage, ſo ſoll dieſer Palaſt mit Allem was darinnen iſt dir angehören, und du ſollſt eine Fürſtin ſein, wie ich eine geweſen bin.“ „Edle Frau,“ erwiederte das Mädchen, „ſaget mir, was

Digitized by Google

ich thun ſoll, ſo will ich es Alles vollbringen. „Sieh," antwortete die Geſtalt, „ich bin eine Fürſtin, und kann in meinem Grabe keine Ruhe finden; denn derjenige, der mich ermordet hat, geht noch ungeſtraft umher. Du ſollſt mir nun zu meiner Ruhe verhelfen. In jenem Schrank ſind viele ſchöne Kleider; eines davon mußt du morgen anziehn, und dich damit auf den Balkon ſtellen. Gegen Mittag wird ein Edelmann vorbeikommen und dich anreden, denn weil du mein Kleid trägſt, wird er dich für mich halten. Antworte ihm freundlich und lade ihn ein heraufzukommen. Wenn er nun bei dir iſt, ſo halte ihn mit höflichen Geſprächen feſt, bis es Abend wird und dann lade ihn ein, mit dir zu eſſen. Nimm dieſe beiden Flaſchen, in der einen iſt Wein, in der andern ein Schlaftrunk; beim Eſſen mußt du ihm aus der zweiten Flaſche einſchenken, und wenn er eingeſchlafen iſt, ſo ſchneide ihn mit dieſem Meſſerchen die Halsadern auf, daß er in ſeinen Sünden ſterbe. Denn ſo wie ich keine Ruhe finden kann, ſoll auch er im andern Leben keine Seligkeit genießen." Mit dieſen Worten verſchwand die ſchwarze Geſtalt, und das Mädchen blieb allein.

Am nächſten Morgen legte ſie ein prächtiges, reiches Gewand an, und ſtellte ſich auf den Balkon. Gegen Mittag ging ein vornehmer Herr vorbei, und da er ſie am Fenſter ſtehen ſah, redete er ſie an: „Ei! edle Frau, ſeid ihr nun geneſen? Ihr wart ja lange krank." „Ja wohl, edler Herr, aber ich bin nun wieder wohl. Wollet ihr mir nicht die Ehre erweiſen, heraufzukommen?" Da kam der Edelmann herauf, und als er die beiden Schweſtern ſah, frug er, wer ſie ſeien. „Meine Mägde," antwortete ſie, und mit vielen Höflichkeiten hielt ſie den Edelmann hin, bis es Abend war. „Kann ich nun auch die Ehre haben, euch bei mir zum Nachteſſen zu ſehn?" ſagte ſie, und der Edelmann blieb bei ihr. Während des Eſſens aber reichte ſie ihm die Flaſche mit dem Schlaftrunk, und kaum hatte er ein wenig davon getrunken, ſo verſank er in einen tiefen Schlaf. Da nahm ſie das Meſſerchen, und ſchnitt ihm die Halsadern auf, daß er in ſeinen Sünden ſtarb, ohne Beichte und ohne Abſolution; dann rief ſie ihre Schweſtern, und alle drei ſchleppten ihn an

einen tiefen Brunnen, und warfen ihn hinein. Um Mitternacht aber ging auf einmal wieder die Thüre auf, die ſchwarze Geſtalt trat herein, und ſprach zu der Jüngſten: „Du haſt mich durch deinen Muth erlöſt, und nun ſollen auch alle dieſe Schätze dir gehören. Lebe wohl, heute bin ich zum letztenmal gekommen, denn nun habe ich Ruhe gefunden.“ Damit verſchwand ſie und kam nie wieder. Die drei Schweſtern aber blieben in dem wunderſchönen Palaſt, und heiratheten Jede einen vornehmen Herrn, und ſo blieben ſie glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachſehen.

79. Die Geſchichte von den zwölf Räubern.

Es waren einmal zwei Brüder, die waren beide arm und elend, hatten viele Kinder und wenig Geld. Da ſprach eines Tages der eine von ihnen zu ſeiner Frau: „Ich will über Land gehen, vielleicht finde ich dann etwas Arbeit, daß ich ein wenig Geld verdienen kann.“ Alſo machte er ſich auf, und wanderte immer grade aus, bis er endlich auf einen hohen Berg kam. Da ſetzte er ſich hin und dachte an ſein trauriges Schickſal. Wie er nun ſo da ſaß, ſah er auf einmal zwölf Räuber des Wegs daher kommen. „Ach, ich Unglücklicher,“ dachte er, „wenn die mich hier finden, ſo morden ſie mich,“ und da er in der Nähe einen dichten Buſch ſah, verſteckte er ſich dahinter, bis die Räuber vorübergezogen ſein würden. Die ſtiegen mit vielen Schätzen beladen den Berg hinauf, anſtatt aber weiter zu gehen, hielten ſie vor einem hohen Felſen, und der erſte ſprach: „Thu dich auf, Thür“ *), und alsbald that ſich eine Thür im Felſen auf, und ſie gingen alle zwölf hinein. Der Felſen aber ſchloß ſich hinter ihnen.

Nach einer Weile kamen ſie wieder heraus, und der letzte ſagte: „Schließe dich, Thür“ **), und der Felſen ſchloß ſich hinter ihnen. „Ei,“ dachte nun der Arme, „da gibt es was zu holen,“ und als die Räu-

*) Grapiti, cicca. **) Chiuditi, cicca.

ber alle verſchwunden waren, ſchlich er hinter dem Buſch hervor, und ſtellte ſich vor den Felſen: „Thu dich auf, Thür," und ſogleich öffnete ſich die Thür, daß er hineingehen konnte. „Schließe dich, Thür," und alſobald ſchloß ſie ſich hinter ihm. Da ſah er denn nun alle Schätze der Welt aufgeſpeichert, denn Alles, was die Räuber ſtahlen, trugen ſie dahin. Der arme Mann küßte den Boden, als er all das Gold und die vielen Schätze ſah, füllte ſeine Taſchen mit Goldmünzen, ſo viel er nur tragen konnte und ſprach: „Thu dich auf, Thür," da öffnete ſich der Felſen, und er ging hinaus, und ſagte: „Schließe dich, Thür," damit der Felſen ſich wieder ſchließen ſollte. Dann ging er vergnügt nach Hauſe, und ſprach zu ſeiner Frau: „Gott hat uns Ueberfluß geſchickt; nun können wir fröhlich und ſorglos leben." Da fing er mit dem Geld einen kleinen Handel an, und Gott gab ſeinen Segen, daß ihm Alles wohl gerieth.

Als nun ſein Bruder ſah, daß es ihm wohl ging, kam er zu ihm und ſprach: „Lieber Bruder, ſage mir, wie biſt du zu all dem Geld gekommen. Sage es mir doch, damit ich auch hingehen kann und mir ein wenig hole."

Da antwortete ihm ſein Bruder: „So und ſo iſt es mir ergangen, und wenn du hingehen willſt, ſo wirſt du noch ganze Berge von Gold finden. Auf Eines aber mußt du wohl achten, wenn die Räuber hineingehen, mußt du ſie zählen, und wenn ſie wieder herauskommen, mußt du ſie noch einmal zählen, damit ja nicht einer darin geblieben iſt." Der Bruder machte ſich auf, und kam bald auf den hohen Berg, wo die Räuber wohnten. Da verſteckte er ſich hinter einen Buſch, und bald kamen die Räuber, und er zählte ſie und es waren elf; denn als ſie damals nach Hauſe kamen und fanden, daß an dem Gelde etwas fehlte, ſagte der Hauptmann: „Von nun an ſoll jeden Tag Einer zu Hauſe bleiben, denn der Schurke, der uns einmal beſtohlen hat, wird wohl auch zum zweiten Male kommen."

Das konnten nun die beiden Brüder nicht wiſſen, und als der arme hinter dem Buſch Verſteckte die Räuber wieder herauskommen ſah, zählte

Digitized by Google

er ſie noch einmal und es waren wieder elf. „Nun," dachte er, „elf ſind hinein und elf ſind auch wieder herausgekommen, nun kann ich ſicher hineingehen." Da ſtellte er ſich vor den Felſen und ſprach: „Thu dich auf, Thür," und die Thür that ſich auf, und er ging hinein. Drinnen lag das Gold in großen Haufen, und Niemand war zu ſehen. Da füllte er ſich die Taſchen mit Gold; als er aber hinaus wollte, ſprang auf einmal der zwölfte Räuber hervor und erſchlug ihn.

Als die Räuber wieder nach Hauſe kamen, und den Ermordeten ſahen, ſprachen ſie: „So, du Spitzbube, jetzt haſt du deinen Lohn gekriegt." Unterdeſſen wartete der andre Bruder immer noch auf ſeinen armen Bruder, und als er gar nicht mehr kam, dachte er: „Gewiß haben ihn die Räuber gefangen und getödtet." Da nahm er die Frau und die Kinder ſeines Bruders zu ſich, und ſorgte für ſie, und blieb glücklich und zufrieden, und die Alte ſitzt ohne Zähne da.*)

---

80. Die Geſchichte vom Cacciaturino**).

Es war einmal ein König, dem war ſeine Frau geſtorben, und hatte ihm ſieben Töchter hinterlaſſen, die waren eine immer ſchöner als die andre, die jüngſte aber war die ſchönſte und klügſte. Die Miniſter des Königs riethen ihm wiederholt, er ſolle doch wieder eine Gemahlin nehmen, und ſprachen: „Die Königin des benachbarten Staates iſt Wittwe, und hat ſieben ſchöne und ſtarke Söhne. So höret denn auf unſern Rath, und begehret ſie zur Gemahlin; eure ſieben Töchter aber gebet ihren ſieben Söhnen." Dem König gefiel dieſer Rath gar wohl, und er ſandte einen Boten zur Königin und ließ ſie fragen, ob er wohl die Ehre haben könne, ſie zu ſeiner Gemahlin zu nehmen, und ihre ſieben Söhne mit ſeinen ſieben Töchtern zu verheirathen. Die Königin war es zufrieden, und ſo

*) Iddu ristau felici e cuntenti, e la vecchia senz' aughi (Stockzähne) e senza denti.

**) Kleiner Jäger.

wurden alle acht Hochzeiten an einem Tage gefeiert mit großer Pracht. Durch Gottes Gnade wurden die ſieben Königstöchter denn auch bald guter Hoffnung.

Nun begab es ſich aber eines Tages, daß ein Krieg ausbrach, und der König mit ſeinen ſieben Schwiegerſöhnen in den Krieg ziehen mußte. Da kamen die ſieben Königsſöhne zu ihrer Mutter und ſprachen: „Liebe Mutter, euch empfehlen wir unſere Frauen: pfleget ſie wohl, wenn ihre Stunde kommt.“ Darauf zogen ſie in den Krieg. Die Königin war aber eine böſe Frau, die ihre Schwiegertöchter nicht leiden mochte, und da ſie ſie immer weinen und jammern ſah, ward ſie ungeduldig, rief die Schergen*) herbei, und ſprach zu ihnen: „Nehmet dieſe ſieben Frauen, die täglich nichts thun als weinen und klagen, führt ſie in den Wald wo er am dichteſten iſt; ſtecht ihnen die Augen aus und überlaßt ſie dann ihrem Schickſal. Die ſieben Paar Augen aber müßt ihr mir herbringen.“ Alſo mußten die armen Königstöchter das Schloß verlaſſen, und die Schergen führten ſie in den Wald, wo er am dichteſten war, fielen über ſie her, und ſtachen ihnen die Augen aus, ohne ſich an ihr Weinen zu kehren. Dann überließen ſie ſie ihrem Schickſal, und brachten der böſen Königin die Augen. Da ſtanden nun die armen Königstöchter in ihrem Zuſtand, und konnten ſich nicht helfen, mußten in dem Wald bleiben und ſich kümmerlich von Wurzeln nähren.

Endlich kam die Zeit, wo die älteſte gebären ſollte, und ſie gebar ein ſchönes kleines Mädchen. Weil aber die armen Königstöchter ſo ſehr vom Hunger litten, ſo brachten ſie das unſchuldige Kindlein um, und verzehrten es. Kurze Zeit darauf gebar die zweite auch ein Mädchen, das aßen ſie wie das erſte. So kamen nach und nach ſechs kleine Mädchen zur Welt, die aßen ſie eins nach dem andern. Endlich kam auch für die jüngſte ihre Stunde und ſie gebar einen wunderſchönen kleinen Knaben. Da ſprach ſie: „Liebe Schweſtern, laſſet dies Kindlein am Leben, es iſt ja ein Knabe, der wird uns ſpäter behülflich ſein können. Laſſet

*) I tiranni.

ihn uns aufziehn.“ Alſo ließen ſie das Kindlein am Leben, und ſeine Mutter nannte es Cacciaturino. Cacciaturino wuchs heran und wurde mit jedem Tage ſchöner und kräftiger.

Aber laſſen wir ihn nun im Walde mit ſeiner Mutter und ſeinen Tanten ſehen wir uns nach den armen Königsſöhnen um, die ſo lange Zeit im Kriege geblieben waren.

Als ſie nach Hauſe kamen, war ihre erſte Frage nach ihren Frauen. „Sie ſind Alle geſtorben,“ antwortete die böſe Königin. Denkt euch nun die Verzweiflung der ſieben Königsſöhne. „Und meine Frau iſt auch geſtorben? Und mein Kindlein auch?“ frug ein Jeder. „Alle, alle todt!“ antwortete die Mutter. Da wurden die ſieben Königsſöhne ſo traurig, daß ſie ganz krank davon wurden, und keinen Troſt annehmen wollten, und ſo vergingen drei oder vier Jahre.

Da begab es ſich eines Tages, daß ihre Mutter ſie in den Wald ſchickte, um zu jagen, denn ſie meinte, das ſolle ſie von ihren trüben Gedanken befreien. Wie ſie nun ſo im Walde jagten, ſehen ſie auf einmal einen wunderſchönen Knaben von drei oder vier Jahren, der war ſo ſchön, daß ſie ihn anriefen und frugen: „Wie heißeſt du, mein Kind?“ „Cacciaturino!“ Mit wem wohnſt du hier im Wald?“ „Mit meiner Mutter.“ „Hätteſt du wohl Luſt, mit uns an den Hof zu kommen, und bei uns zu bleiben? Denn wir ſind Königsſöhne, und wollen dich halten wie unſer eignes Kind.“ Wartet hier ein wenig auf mich,“ ſprach Cacciaturino, „ſo will ich zuerſt meine Mutter fragen.“ Da lief er hin, und erzählte ſeiner Mutter, was die ſieben Jäger zu ihm geſagt hatten. Seine Mutter aber antwortete: Sage den Königsſöhnen, du wolleſt mit ihnen gehn, wenn ſie dir erlauben wollen, jede Woche einmal in den Wald zu gehn, um mich zu beſuchen. Und wenn du in Noth biſt, komme nur zu mir.“ Alſo ging Cacciaturino zu den Königsſöhnen zurück, und ſie nahmen ihn mit an den Hof und hielten ihn wie ihren Sohn, und beſonders der Jüngſte hatte ihn von Herzen lieb. Nun hatte aber die Königin eine Schweſter, die war eine böſe Menſchenfreſſerin. Als nun Cacciaturino in ſeinem zwölften Jahre war, kam die Königin einſt zu ihrer

Schweſter, die ſprach zu ihr: „Weißt du auch, wer der kleine Cacciaturino iſt, den deine Söhne wie ihren Sohn halten? Das iſt das Kind deines jüngſten Sohnes und der jüngſten Königstochter. Seine Mutter aber wohnt noch mit ihren Schweſtern im Wald, und du wirſt ſehen, eines Tages wird Cacciaturino ſchon erfahren, wer er iſt, und wird dich umbringen." „Ach, liebe Schweſter," bat nun die Königin, „hilf mir doch, und gib mir einen guten Rath, wie ich ihn los werden kann." „Weißt du was? wenn du nach Hauſe kömmſt, ſo ſtelle dich ſterbenskrank, und laſſe einen Arzt kommen, den du vorher beſtochen haſt, daß er ſagen ſoll, nur das Blut des Menſchenfreſſers *) könne dich retten. Du aber ſchickſt dann den kleinen Cacciaturino hin es zu holen, ſo wird der Menſchenfreſſer ihn verſchlingen."

Dieſer Rath gefiel der Königin gar wohl, ſie ging ſogleich zu einem Arzt, und beſtach ihn, daß er ſagen ſollte, wie ſie ihm heißen werde, und als ſie nach Hauſe kam, legte ſie ſich ſogleich ins Bett, und weinte und klagte. „Ich ſterbe! ich ſterbe!" „Liebe Frau, was iſt dir denn?" frug der König ganz beſorgt. „Schnell, die Diener ſollen ſogleich einen Arzt rufen." Sogleich wurde der Arzt gerufen, und als er die Königin im Bette liegen ſah, ſprach er: „Wenn die Königin nicht ein Fläſchchen vom Blute des Menſchenfreſſers bekommt, ſo muß ſie ſterben." „Ach, wo ſollen wir denn das herbekommen," rief der König, „es kann ja Niemand zum Menſchenfreſſer gehn." „Schickt den Cacciaturino!" ſprach die Königin, „der weiß, wo der Menſchenfreſſer wohnt; aber ſchnell, ſonſt muß ich ſterben." Da ließ der König den armen Cacciaturino kommen, und ſprach zu ihm: „Cacciaturino, mache dich bereit; du mußt ſogleich gehn, und ein Fläſchchen vom Blute des Menſchenfreſſers holen, denn die Königin iſt krank, und kann ſonſt nicht geneſen." „Königliche Majeſtät," ſprach Cacciaturino, „ich will euer Gebot erfüllen. Vergönnt mir nur, vorher noch einmal in den Wald zu gehn, und von meiner Mutter Abſchied zu nehmen." „Das ſei dir gewährt," ſprach der König,

*) Dragu.

und Cacciaturino ging in den Wald zu ſeiner Mutter. „Denkt euch nur, liebe Mutter, das und das hat mir der König aufgetragen.“ Die jüngſte Königstochter aber war ſehr klug, und ſprach zu ihrem Sohne: „Laß dir vom König ein feines Meſſerchen und ein Fläſchchen geben, und mache dich getroſt auf den Weg zum Menſchenfreſſer. Wenn du hinkommſt, wird er unter einem Baum liegen und ſchlafen, wenn du dich aber näherſt, wird er dich ergreifen und verſchlingen. Fürchte dich nicht, ſondern greife nur nach deinem Meſſerchen, ſchneide ihm im Leibe die Adern auf, und fülle dein Fläſchchen mit dem Blut. Davon wird er ſterben, und ſein Mund wird ſich öffnen, daß du wieder hinauskriechen kannſt. Gehorche deiner Mutter, mein Kind, ſo wird dir kein Leid zuſtoßen.“

Cacciaturino kam zum König und ſprach: „Königliche Majeſtät, gebet mir ein Meſſerchen und ein Fläſchchen, ſo will ich gehn und das Blut des Menſchenfreſſers holen.“ Da gab ihm der König ein ſcharfes, kleines Meſſer und ein Fläſchchen, und Cacciaturino ging zum Menſchenfreſſer, der lag unter einem Baum und ſchlief. Als aber Cacciaturino ſich näherte, erwachte er, griff ſogleich nach dem kleinen Knaben und verſchluckte ihn. Cacciaturino erſchrak wohl ein wenig, als es im Leibe des Menſchenfreſſers ſo finſter war, aber er gedachte an die Worte ſeiner Mutter, zog ſein Meſſerchen hervor, und ſchnitt alle die Adern auf. Nun konnte aber der Menſchenfreſſer nicht länger leben, und als er ſtarb, öffnete ſich ſein Mund wie ein großes Thor. Da füllte Cacciaturino ſein Fläſchchen mit Blut, kroch wieder hervor und eilte vergnügt zum König. Der hatte natürlich eine große Freude, als ihm Cacciaturino das Blut brachte, die Königin aber ſtellte ſich, als wäre ſie nun ganz geneſen.

Am nächſten Morgen ging Cacciaturino in den Wald, und erzählte ſeiner Mutter, daß er Alles vollbracht habe, und ſeine Mutter ſagte: „Wohl, mein Kind, folge nur ſtets meinem Rath, ſo wird es Dir immer gut gehn.“ Die Königin aber konnte keine Ruhe finden, darum, daß Cacciaturino geſund wiedergekehrt war. Sie ging alſo zu ihrer Schwe-

Digitized by Google

ſter und ſprach: „Ach, liebe Schweſter, Cacciaturino iſt zurückgekehrt, ohne daß der Menſchenfreſſer ihn gefreſſen hätte.“ „Ja, liebe Schweſter,“ antwortete die Menſchenfreſſerin, „ſo müſſen wir eben etwas anderes ausdenken, um ihn zu verderben. Wenn du nach Hauſe kommſt, mußt du dich ſtellen, als ob du plötzlich erblindet wäreſt. Den Arzt aber mußt du wieder beſtechen, daß er dem König ſage, wenn du nicht das Waſſer des guten Geſichtes hätteſt*), ſo würdeſt du blind bleiben. Dieſes Waſſer hat Niemand als nur ich, und wenn du Cacciaturino zu mir ſchickſt, ſo will ich ſchon dafür ſorgen, daß er nicht wiederkehre.“ Die Königin ging ſogleich zum Arzt und beſtach ihn, daß er ſagte, was ſie wollte. Als ſie aber nach Hauſe kam, fing ſie an zu jammern: „Ach, Hülfe! Hülfe! ich bin plötzlich blind geworden!“ Der König eilte ganz erſchrocken herbei: „Liebe Frau, was iſt dir denn? Erkennſt du mich denn nicht?“ „Ach, was ſoll ich euch erkennen! ich ſehe ja gar nichts mehr!“ Da ließ der König ſchnell den Arzt holen. Der betrachtete die Königin erſt eine lange Weile, dann ſprach er: „Wenn die Königin nicht das Waſſer des guten Geſichtes findet, um ſich die Augen damit zu waſchen, ſo kann ſie nie wieder ſehend werden.“ „Ach,“ ſprach der König, wo ſollen wir denn dieſes Waſſer herholen?“ „Schickt nur den Cacciaturino,“ rief die Königin, „der weiß, wo es zu haben iſt.“

Alſo ließ der König den armen Cacciaturino vor ſich kommen, und ſprach zu ihm: „Cacciaturino, du mußt ſogleich ausziehn und ein Fläſchchen vom Waſſer des guten Geſichts holen, denn die Königin iſt blind geworden, und kann ſonſt nicht wieder ſehend werden.“ Königliche Majeſtät,“ antwortete Cacciaturino, „ich will euer Gebot erfüllen. Vergönnt mir nur vorher einmal in den Wald zu gehen und Abſchied von meiner Mutter zu nehmen.“ „Das ſei dir gewährt,“ ſprach der König, und Cacciaturino ging in den Wald zu ſeiner Mutter und erzählte ihr, was der König ihm aufgetragen habe. „Verliere nur nicht den Muth,“ ſagte ſie, „und höre auf meine Worte. Das Waſſer des guten Geſichts beſitzt

*) L' acqua di la bona vista.

Niemand, als die Menſchenfreſſerin. Geh zum König und bitte dir ein Pferd aus, denn es iſt zu weit, um zu Fuße zu gehn. Wenn du nun zur Menſchenfreſſerin kommſt, mußt du dich wohl hüten, jemals vom Pferde zu ſteigen; ſie wird dich freundlich aufnehmen und dich einladen, bei ihr zu eſſen, dann antworte nur: „„Wenn ich bei euch eſſen ſoll, ſo müßt ihr mir einen Tiſch decken, der ſo hoch ſei, daß ich auf meinem Pferde davor ſitzen kann.““ Das wird ſie thun und wird zwei Teller bringen, einen für ſich mit guten Speiſen, den andern für dich mit vergifteten Speiſen. Ehe du nun auch nur einen Biſſen davon nimmſt, mußt du deine Gabel auf den Boden fallen laſſen und die Menſchenfreſſerin bitten, ſie dir zu holen. Sie wird dir eine andre anbieten, nimm ſie aber nicht, ſondern nöthige ſie, ſich zu bücken und deine Gabel aufzuheben. Während ſie ſich aber bückt, mußt du ſchnell die Teller vertauſchen, daß ſie ſelbſt von den vergifteten Speiſen ißt und ſtirbt. Wenn ſie nun todt iſt, ſo reiße ihr das Kleid vorn auf und nimm die Zaubergerte, die ſie im Buſen trägt. In einem Schrank wirſt du vierzehn Augen finden, das ſind meine Augen und die meiner Schweſtern, bringe ſie uns mit. Endlich fülle dein Fläſchchen mit dem Waſſer des guten Geſichts, und komme zuerſt hierher, ehe du es zum Könige bringſt.“

Cacciaturino eilte zum König und bat ihn um ein Pferd, wie ſeine Mutter ihm befohlen hatte. Dann ſteckte er auch noch ſeine eigene Gabel in die Taſche, beſtieg das Pferd und ritt zur Menſchenfreſſerin. Als er an ihren Palaſt kam, ſtand ſie am Fenſter und rief ihm freundlich zu: „Ei, mein ſchöner Burſche, ſteiget herab von eurem Pferd, und kommet herein und ſetzt euch an meinen Tiſch.“ Cacciaturino antwortete: „Wenn ich bei euch eſſen ſoll, ſo müßt ihr mir einen Tiſch decken laſſen, daß ich auf meinem Pferde davor ſitzen kann; denn ſo bin ich es gewöhnt.“ Weil ihn nun die Menſchenfreſſerin vergiften wollte, that ſie ihm den Willen und ließ einen ſo hohen Tiſch zurichten, daß er auf ſeinem Pferde daran ſitzen konnte. Sie ſelbſt aber mußte eine kleine Leiter nehmen, um hinauf zu gelangen. Da brachte ſie zwei Teller herein, und ſtellte den einen vor Cacciaturino und ſprach: „Eßt nur, mein ſchöner

Burſche.“ Cacciaturino antwortete: „Ich bin nicht gewohnt, mit fremden Gabeln zu eſſen, erlaubet daher, daß ich meiner eigenen mich bediene.“ Als er aber die Gabel aus der Taſche zog, ſtellte er ſich, als glitte ſie ihm aus der Hand und ließ ſie fallen. „Ach, edle Frau,“ bat er, „ſeid ſo gut und holet mir meine Gabel, denn ich kann mein Pferd nicht verlaſſen.“ „Hier iſt eine andre Gabel,“ ſprach die Menſchenfreſſerin. Er aber antwortete: „Nein, nein, edle Frau, ich bin nicht gewohnt, mit einer andern Gabel zu eſſen, als mit meiner eigenen.“ Da ſtieg ſie hinunter, um die Gabel aufzuheben; Cacciaturino aber vertauſchte ſchnell die beiden Teller.

Als nun die Menſchenfreſſerin einige Biſſen genommen hatte, fiel ſie auf einmal um und war todt. Da aß ſich Cacciaturino erſt ſatt, dann ſtieg er vom Pferd und riß ihr das Kleid auf, und in ihrem Buſen fand er richtig die Zaubergerte, die nahm er zu ſich. Dann ſchaute er ſich weiter um und fand die vierzehn Augen in einem Glasſchrank, je zwei und zwei, die nahm er auch. Endlich füllte er ſein Fläſchchen mit dem Waſſer des guten Geſichtes, beſtieg ſein Pferd, und ritt fröhlich dem Walde zu. „Biſt du wieder da, mein Sohn, mein lieber Sohn!“ rief ſeine Mutter voll Freude. „Ja wohl, liebe Mutter, und hier habe ich euch auch eure Augen mitgebracht.“ Da beſtrich er die Augenhöhlen ſeiner Mutter mit dem Waſſer des guten Geſichts, ſetzte ihr ihre Augen ein, und alſobald ward ſie ſehend. So heilte er auch alle ſeine Tanten. Dann zog er ſeine Zaubergerte hervor und wünſchte ſich prächtige Kleider für ſeine Mutter und ihre Schweſtern und zwei goldne Wagen mit edeln Pferden beſpannt, und zuletzt einen wunderſchönen Palaſt, dem königlichen Schloß gerade gegenüber.

Kaum hatte er ſich das Alles gewünſcht, ſo ſtand das auch ſchon da; ſie ſetzten ſich Alle in die Wagen und fuhren in ihr ſchönes Schloß, wo Diener und Dienerinnen in Menge ſie erwarteten, dieſe wuſchen und badeten die armen Königstöchter mit wohlriechendem Waſſer, bis ſie wieder ſchön und geſund wurden. Am Morgen trat der König auf den Balkon; da ſah er ſich gegenüber das herrliche Schloß, und die ſchönen

Frauen ſtanden mit einem wunderſchönen Knaben am Fenſter. Weil er aber neugierig war, ſchickte er einen Boten hinüber, um den fremden Knaben mit den ſchönen Damen zu ſich einzuladen. Der Bote ging hinüber, um den Auftrag des Königs auszurichten. Cacciaturino aber antwortete: „Saget dem König, meine Damen verließen ihre Wohnung nicht, darum möge er uns die Gnade erzeigen und mit der Königin und ihren ſieben Söhnen zu uns zur Tafel zu kommen.“ Als der König das hörte, ſprach er: „Nun wohl, ſo ſei es,“ und ging mit der Königin und den Schwiegerſöhnen ins ſchöne Schloß.

Denkt euch nun, wie die Tafel gedeckt ſein mochte, und was für herrliche Speiſen wohl darauf ſtanden; genug, daß Alles von Feenhand gemacht war, denn Cacciaturino brauchte ſeiner Gerte nur zu befehlen, ſo ſtand Alles ſo herrlich da, wie es nicht einmal der König hatte. Zu Tiſche aber ließ Cacciaturino jeden Königsſohn neben ſeiner Frau ſitzen. Als ſie nun fertig gegeſſen hatten, ſprach der König: „Wie wäre es, wenn Jeder von uns eine Geſchichte erzählte?“ „Wie es euch beliebt, königliche Majeſtät,“ antwortete Cacciaturino, „und euch gebührt es, anzufangen.“ „Nein, nein, fangt ihr an,“ rief der König, „ihr ſeid ja der Jüngſte.“ „Ich gehorche, königliche Majeſtät,“ ſprach Cacciaturino, „aber unter einer Bedingung, gebet mir euer königliches Wort, daß Keiner das Zimmer verlaſſen darf, während ich erzähle.“ „Ihr habt mein königliches Wort,“ rief der König, und befahl alle Thüren zu verſchließen.

Nun fing Cacciaturino an zu erzählen, und erzählte die ganze Geſchichte, wie ich ſie euch erzählt habe, von der Zeit an, wo der König um die Königin freite. Bei jedem Worte, das er ſprach, wurde die Königin blaß und immer bläſſer und hätte gern den Saal verlaſſen, der König aber erlaubte es nicht, denn er hatte ſein königliches Wort gegeben. Als Cacciaturino nun die ganze Geſchichte erzählt hatte, fuhr er fort: „Königliche Majeſtät, ich bin Cacciaturino, hier ſind mein Vater und meine Mutter, und ihr ſeid mein Großvater. Die böſe Königin aber iſt an all dem Unglück ſchuld.“ „Dafür ſoll ſie auch ihre Strafe bekommen,“

Digitized by Google

rief der König. „Schnell, ergreifet ſie, und werfet ſie in einen Keſſel mit ſiedendem Oel, und werfet ſie den Hunden vor.“

Und ſo geſchah es. Die böſe Königin wurde in einem Keſſel mit ſiedendem Oel gekocht und dann den Hunden vorgeworfen Der alte König lebte glücklich und zufrieden mit ſeinen ſieben Töchtern und ihren ſieben Männern. Cacciaturino aber war Alles ſo wohl gelungen, weil er den Worten ſeiner Mutter gehorcht hatte, denn Gott verläßt den Gerechten nicht, und wer Gutes thut wird Gutes erhalten.

---

81. Die Geſchichte von den drei guten Rathſchlägen.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine Frau, die er von Herzen lieb hatte. Die Frau aber war guter Hoffnung. Da ſprach ſie eines Tages zu ihrem Mann: „Ach, lieber Mann, ich habe ein ſolches Gelüſten nach einem Stückchen Leber; ach, hätte ich doch ein Stückchen Leber.“ „Wenn es weiter nichts iſt, etwas Leber will ich dir ſchon verſchaffen,“ antwortete der Mann, und ging zu ſeinem Gevatter, der war Metzger. „Gevatter,“ ſprach er, „ſeid ſo gut und gebt mir einhalb Rottolo Leber, eure Gevatterin hat ein Gelüſte danach.“ „Gleich will ich euch bedienen, Gevatter, wartet nur einen Augenblick, bis ich dieſe Kunden abgefertigt habe.“ Der Mann wartete und wartete; die Kunden gingen weg, es kamen andre, und der Gevatter gab ihm noch immer nicht ſein Stück Leber. „Gevatter, ſo bedient mich doch, eure Gevatterin ſitzt zu Hauſe und kann keine Ruhe finden vor Verlangen nach einem Stückchen Leber.“ „Wartet nur noch ein wenig, Gevatter, bis ich dieſe Kunden abgefertigt habe,“ antwortete der Metzger, und fuhr fort ſeine Kunden zu bedienen, einen nach dem andern, und nur ſeinen Gevatter ließ er warten. Da riß dem Mann endlich die Geduld. „Iſt denn mein Geld nicht eben ſo gut als das der andern?“ dachte er, ergriff einen großen Prügel und ſchlug damit dem Metzger den Schädel entzwei, daß er todt hinfiel. Als er aber den Metzger todt da liegen ſah, wurde

Digitized by Google

ihm doch bang zu Muthe, er lief nach Haus zu ſeiner Frau, und ſprach: „Liebe Frau, ich muß weit, weit von hier, denn mir iſt ein Unglück begegnet.*) Der Gevatter bediente immer alle die andern Kunden und nur mich nicht; ich aber dachte an dich, und es that mir Leid, daß du ſo lange warten ſollteſt. Da riß mir die Geduld und ich ſchlug ihm ſeinen Schädel entzwei. Darum muß ich nun in die weite Welt wandern und dich allein laſſen.“ Die Frau jammerte und weinte, aber was half es? Sie mußte allein bleiben, und der Mann zog fort in die weite Welt.

Wie er nun ſo dahin zog, kam er auch nach Rom. Da dachte er: „Beſſer als hier iſt es nirgends. Ich will hier bleiben und bei dem Pabſt in Dienſt treten.“ Alſo verdingte er ſich bei dem Pabſt und diente ihm treu vierzig Jahre lang, und der Pabſt hatte ihn von Herzen lieb.

Als aber die vierzig Jahre um waren, dachte er eines Tages: „Ich bin nun ſo lange Jahre von Hauſe weg geweſen und weiß nicht, ob meine Frau noch lebt und ob ich einen Sohn oder eine Tochter habe. Darum will ich in meine Heimath zurückkehren, nach ſo langer Zeit wird niemand mehr an den todten Metzger denken.“ Da kam er zum Pabſt und ſprach: „Excellenz, ich habe euch ſo lange treu gedient; laßt mich nun auch in meine Heimath zurückkehren.“ „Gut,“ ſprach der Pabſt, „und weil du mir ſo lange treu gedient haſt, ſo nimm hier dieſes Geld.“ Mit dieſen Worten gab er ihm dreihundert Unzen. Der Mann dankte, ſteckte das Geld in die Taſche und küßte dem Pabſt die Hand. Als er aber eben zur Thür hinausgehen wollte, rief ihn ſein Herr zurück, und ſprach: „Höre einmal, wenn ich dir einen guten Rath gebe, gibſt du mir dann hundert Unzen dafür?“ „Excellenz, nehmt was euch beliebt,“ antwortete der Mann, und gab dem Pabſt hundert Unzen zurück. Da ſprach der Pabſt: „Bedenke wohl, daß dieſer gute Rath dich hundert Unzen koſtet, darum merke ihn dir. Wenn dir unterwegs etwas Außergewöhnliches begegnet, ſo mache keine Bemerkungen darüber.“ Der

*) „Ci succidiu una disgrazia, es iſt ihm ein Unglück begegnet,“ iſt die gewöhnliche Redensart, wenn Jemand im Zorn einen Mord begangen.

Mann verſprach es, küßte dem Pabſt die Hand, und wollte wieder gehen. Der Pabſt aber rief ihn zum zweitenmal zurück, und ſprach: „Wenn du mir wieder hundert Unzen gibſt, ſo gebe ich dir noch einen guten Rath.“ „Excellenz, thut wie es euch gefällt,“ antwortete der Mann, und zählte wieder hundert Unzen auf den Tiſch. Da ſagte der Pabſt: „Bedenke wohl, daß dieſer gute Rath dich wieder hundert Unzen koſtet, darum nimm meine Worte wohl in Acht. Du darfſt keinen andern Weg zurückgehen, als eben denſelben, den du hergekommen biſt.“ Der Mann küßte ſeinem Herrn die Hand und wollte zur Thür hinausgehen. Der Pabſt aber rief ihn zum drittenmal zurück und ſprach: „Gib mir noch einmal hundert Unzen, ſo will ich dir noch einen guten Rath geben.“ „Excellenz, nehmt was ihr wollt,“ antwortete der Mann, und gab auch die letzten hundert Unzen zurück. Da ſprach der Pabſt: „Höre wohl auf meine Worte und vergiß nicht, daß auch dieſer Rath dich hundert Unzen koſtet. Den Zorn, der dich am Abend ergreift, laß ruhen bis zum nächſten Morgen; wenn er dich am Morgen ergreift, ſo laß ihn ruhen bis zum Abend. Erinnere dich meiner Worte, ſie werden dir nützen. Und nun, nachdem du mir vierzig Jahre gedient haſt, kannſt du auch noch einen Tag bei mir bleiben und mir einen großen Backofen voll Brot kneten und backen.“ Da ging der Mann in die Küche und knetete ſchönes, weißes Brot; und der Pabſt ließ heimlich die dreihundert Unzen in den größten Laib hinein verſtecken, und mit dem übrigen Brot backen. Als nun der Mann den nächſten Tag kam, um Abſchied zu nehmen, ſchenkte ihm der Pabſt den Laib Brot und ſprach: „Nimm dieſes ſchöne weiße Brot mit und iß es, wenn du frohen Muthes biſt.“ Dann ſegnete er ihn und ließ ihn ziehen.

Der Mann wanderte nun immer vorwärts, ſeiner Heimath zu. Eines Tages, wie er ſo dahinging, wurde er hungrig, und da er ein Wirthshaus am Wege ſah, trat er hinein, und beſtellte ſich etwas zu eſſen. Der Wirth brachte einen Teller Fiſch, mit Brot und Wein, und ſtellte Alles vor ihn hin; daneben aber ſtellte er einen Todtenkopf. Der Mann wollte ſchon fragen, was das bedeute, da fiel ihm ein, wie der

Pabſt geſagt hatte: „Wenn dir etwas Außergewöhnliches begegnet, ſo mache keine Bemerkungen darüber," und er ſchwieg. Als er nun gegeſſen hatte, ſprach der Wirth zu ihm: „Du biſt der erſte, der mich nicht gefragt hat, wozu ich den Todtenkopf dahingeſtellt habe, und das hat dir das Leben gerettet. Ich will dir zeigen, was aus Denen geworden iſt, die ihre Neugierde nicht zu zähmen vermochten." Mit dieſen Worten führte er ihn in einen dumpfen Keller, darin lagen viele Leichen und Todtengebeine, das waren die Leichen Derjenigen, die den Wirth gefragt hatten, warum er den Todtenkopf neben die Speiſen ſtelle. Da dankte der Mann in ſeinem Herzen dem Pabſt für den guten Rath und dachte: „Er hat mich zwar hundert Unzen gekoſtet, er hat mir aber auch das Leben gerettet."

Nun zog er weiter, und wanderte wieder viele Tage. Da begegneten ihm eines Tages eine Menge Arbeiter, die gingen aufs Land, um den Flachs auszuziehen, und ſprachen zu ihm: „Wollt ihr nach Catania? Warum geht ihr denn dieſen Weg? Kommet doch mit uns, wir gehen einen viel kürzeren Weg." Der Mann gedachte an den zweiten Rath des Pabſtes, daß er auf demſelben Wege zurückwandern müſſe, auf dem er nach Rom gekommen ſei, und antwortete: „Zieht ihr eure Straße, ich will die meine ziehen." Kaum war er einen Miglio weit gegangen, ſo hörte er lautes Geſchrei, das waren die armen Arbeiter, die von Räubern überfallen und ermordet worden waren. Da dachte er: „Dieſer Rath hat mich freilich auch hundert Unzen gekoſtet, aber er hat mir das Leben gerettet. Geſegnet ſei, der ihn mir gegeben hat!"

Endlich, nach einigen Tagen, kam er eines Abends ſpät in Catania an, und ging ſogleich in das Haus, wo ſeine Frau vor vierzig Jahren gewohnt hatte. Nun hatte ſie damals einen Sohn geboren, der war Geiſtlicher geworden, und lebte bei ſeiner Mutter. Als nun der Mann klopfte, lief der Sohn die Treppe hinunter, machte ihm auf, und frug ihn, was er wolle. Wie der Mann aber einen Geiſtlichen ſah, überkam ihn ein großer Zorn, und er dachte: „Wer iſt dieſer Pfaffe, der bei meiner Frau lebt?" Und es hätte wenig gefehlt, ſo hätte er ihn ermordet.

Digitized by Google

Da gedachte er aber des guten Rathes, den der Pabst ihm gegeben hatte: „Den Zorn, der dich am Abend ergreift, laß ruhen bis zum nächsten Morgen," und er antwortete: „Ich bin ein armer Pilger, könnet ihr mir nicht ein Obdach geben?" Da führte ihn sein Sohn hinein, und in der Stube saß seine Frau, die er so lange nicht gesehen hatte. „Kommt herein, armer Mann," sprach sie, „ruhet euch aus, bis ich das Abendessen bereitet habe." Dann stellte sie das Abendessen auf den Tisch und lud ihn ein, mit ihnen zu essen.

Während des Essens sprach der Pilger: „Erzählet uns doch eine Geschichte, gute Frau; ihr wißt deren gewiß viele." „Ach," antwortete sie, „was sollte ich euch anderes erzählen können, als meine eigene traurige Geschichte, da ich so kurze Zeit nach meiner Heirath meinen Mann verloren habe." „Wie war denn das?" „Ich war guter Hoffnung und sagte eines Tages zu meinem Mann, ich hätte so ein Gelüste nach einem Stückchen Leber. Da ging er hin, es zu kaufen, weil ihn aber der Metzger so lange warten ließ, nahm er im Zorn einen großen Prügel und schlug ihm den Schädel entzwei. Darauf mußte er fliehen, und ich habe seitdem vierzig Jahre nichts von ihm gehört. Als meine Stunde kam, gebar ich diesen Sohn, der Geistlicher geworden ist."

Als der Mann hörte, der Geistliche sei sein eigner Sohn, dankte er im Herzen dem Pabst für seinen guten Rath. „Denn," dachte er, „ich hätte im Zorn beinah ein großes Unglück angerichtet." Dann sprach er: „Es ist doch merkwürdig, meine Geschichte gleicht ganz der eurigen, gute Frau. Ich war seit Kurzem verheirathet, und meine Frau war guter Hoffnung. Da sagte sie eines Tages: „„Ach, lieber Mann, mich verlangt so nach einem Stückchen Leber; ach, hätte ich doch ein Stückchen Leber."" Ich ging zum Metzger, um es ihr zu kaufen; der Metzger aber bediente alle seine Kunden und nur mich nicht, so daß mir endlich die Geduld ausging und ich ihm seinen Schädel entzwei schlug. Da mußte ich fliehen und meine arme Frau allein zurücklassen, und habe seitdem nichts von ihr gehört. Und jetzt, nach vierzig Jahren, bin ich wiedergekommen und will sehen, ob sie noch lebt."

Während er dieſe Worte ſprach, ſah ſeine Frau ihn immer an und konnte ihre Augen nicht von ihm wegwenden, und als er ſeine Geſchichte fertig erzählt hatte, erkannte ſie ihn und umarmte ihn mit vielen Thränen und großer Freude. Da umarmte er auch ſeinen Sohn und freute ſich, daß er ein ſo ſchöner großer Mann war.

Als ſie ſich nun ein wenig beruhigt hatten und weiter eſſen wollten, nahm der Mann aus ſeinem Querſack das Brot, das der Pabſt ihm gegeben hatte, und ſprach: „Dieſes Brot iſt Alles, was ich euch mitbringe, und der Pabſt hat mir geſagt, ich ſolle es eſſen, wenn ich frohen Muthes wäre. Wann könnte ich nun froher und glücklicher ſein als jetzt, wo ich euch wiedergefunden habe? Und darum wollen wir es jetzt verzehren.“ Mit dieſen Worten ſchnitt er es an, und ſiehe! da fielen die dreihundert Unzen heraus, und er war nun ein reicher Mann und lebte noch lange vergnügt und ohne Sorgen mit ſeiner Frau und ſeinem Sohn.

---

82. Die Geſchichte vom klugen Peppe.

Es war einmal eine arme Waſchfrau, die hatte einen einzigen Sohn, der hieß Peppe und alle Leute hielten ihn für dumm. Nun war es einmal im Carneval, und in allen Häuſern wurde gekocht und gebraten, Maccaroni und Wurſt, und nur die arme Waſchfrau hatte nichts zu eſſen als trocken Brot. Da ſprach Peppe: „Mutter, in allen Häuſern ißt man heute ſo gute Sachen, und wir allein ſollen trocken Brot eſſen? Gebt mir euer Huhn, das will ich verkaufen und dafür Maccaroni und Wurſt kaufen.“ „Biſt du toll?“ rief die Frau. Soll ich mein letztes Huhn verkaufen, damit ich nachher keins mehr habe?“ Peppe aber bat ſo lange, bis die Mutter ihm endlich das Huhn gab.

Als er nun auf den Markt kam, bot er ſein Huhn zum Verkauf aus. Da kam ein Mann heran und frug ihn: „Wie viel willſt du für dein Huhn?“ „Drei Tari.“ „Iſt es auch recht fett?“ frug der Mann, und nahm das Huhn in die Hand, als ob er es wiegen wolle; ehe ſich

Digitized by Google

Peppe aber deſſen verſah, war der Mann mit ſammt dem Huhn verſchwunden. Denkt euch nun den armen Peppe, wie er jammerte: „Ach, nun wird meine Mutter mich mit Schlägen umbringen, ach was ſoll ich thun?“ Auf einmal ſah er den Dieb vor einem Maccaroniladen ſtehn; leiſe ſchlich er hinzu, und hörte, wie der Mann ſagte: „Leget funfzig Rottoli Maccaroni für mich auf die Seite, hier iſt das Geld dafür; morgen früh wird ein Burſche mit einem weißen Eſel kommen, dem könnt ihr die Maccaroni übergeben.“ Dieſer Mann aber war ein Räuberhauptmann und hatte elf Räuber unter ſich. Als der Räuber die Maccaroni eingekauft hatte, ging er in einen Wurſtladen, und Peppe ſchlich wieder hinter ihm her. „Legt vierzig Rottoli Wurſt für mich bei Seite,“ ſprach der Räuberhauptmann zum Metzger; „hier iſt das Geld dafür; morgen früh wird ein Burſche mit einem weißen Eſel kommen, dem könnt ihr die Wurſt übergeben.“ Dann ging der Räuber auch noch in einen Kaufladen und kaufte vier Rottoli Käſe ein, die er auch liegen ließ bis zum nächſten Morgen. Peppe aber ſchlich immer hinter ihm drein und merkte ſich Alles.

Als er nun nach Hauſe kam, frug ihn ſeine Mutter gleich: „Wie viel haſt du für das Huhn bekommen?“ „Ach, Mutter, antwortete Peppe, ſo und ſo iſt es mir ergangen.“

Als die Frau nun hörte, wie er ſich das Huhn hatte ſtehlen laſſen, nahm ſie einen großen Stock und prügelte den Peppe tüchtig durch. Er aber ſagte: „Laßt mich doch nur machen, Mutter; der Räuber ſoll euch das Huhn hundertfältig bezahlen. Verſchaffet mir nur einen weißen Eſel, ſo werde ich morgen euer Herz erfreuen.“ „Ach, was willſt du mit einem weißen Eſel thun?“ rief die Waſchfrau; „du Dummkopf, der du nicht einmal im Stande biſt, ein Huhn zu verkaufen.“ Peppe aber bat ſo lange, bis ſie hinging und ſich von einer Nachbarin einen weißen Eſel leihen ließ. Am nächſten Morgen ſtand Peppe ganz frühe auf und trieb den weißen Eſel zum Maccaroniladen. „Heda, guter Freund, mein Padrone ſchickt mich, die funfzig Rottoli Maccaroni zu holen, die er geſtern hier eingekauft hat.“ Der Bäcker ſah den weißen Eſel und dachte:

„das iſt jedenfalls der Burſche, den der Käufer von geſtern für die Maccaroni zu ſchicken verſprach.“ Alſo gab er dem Peppe ruhig die Maccaroni; Peppe lud ſie auf ſeinen Eſel und trieb dieſen zum Metzger. „Gebt mir die vierzig Rottoli Wurſt, die mein Padrone geſtern hier gekauft hat,“ ſprach er, und da der Metzger den weißen Eſel ſah, dachte er, es ſei richtig, und lieferte die Wurſt ab. Nun ging Peppe auch noch zum Käſeladen und ließ ſich die vier Rottoli Käſe ausliefern; dann brachte er Alles ſeiner Mutter und rief: „Mutter, nun laßt uns eſſen und trinken, denn nun iſt das Huhn zum vierten Theil bezahlt.“ — Unterdeſſen war der wirkliche Burſche des Räuberhauptmanns mit ſeinem weißen Eſel zum Maccaroniverkäufer gekommen, und wollte ſeine Maccaroni haben. „Willſt du ſie dir denn zweimal holen?“ ſagte der Bäcker, „du biſt ja ſchon einmal dageweſen.“ „Das bin ich aber nicht geweſen,“ ſprach der Burſche. „Ja, dann kann ich dir nicht helfen,“ antwortete der Bäcker, „es kam Einer mit einem weißen Eſel, dem habe ich die Maccaroni gegeben.“ Daſſelbe ſagten auch der Metzger und der Käſehändler, und der Burſche mußte mit leeren Händen nach Hauſe zurückkehren, Peppe aber und ſeine Mutter aßen ſich an Maccaroni und Wurſt ſatt.

Den nächſten Morgen ſprach Peppe: „Mutter, der Mann hat mir mein Huhn erſt zum vierten Theil bezahlt. Verſchafft mir Mädchenkleider, ſo will ich ihn ſchon dazu kriegen, mir den Reſt zu geben.“ Als ſeine Mutter ihm nun die Mädchenkleider brachte, verkleidete er ſich als Mädchen, und wanderte fort, bis er an das Haus kam, wo die zwölf Räuber wohnten. Dort ſetzte er ſich auf die Schwelle und fing laut an zu jammern und zu weinen. Nicht lange, ſo ſchaute ein Räuber zum Fenſter hinaus, und frug ihn: „Warum weinſt du, ſchönes Mädchen?“ „Ach, mein Vater hat mir geſagt, ich ſolle hier auf ihn warten; und nun iſt es ſchon beinahe Nacht, und mein Vater kommt noch immer nicht, und wie ſoll ich nun den Weg nach Hauſe finden?“ „Nun, ſei nur ruhig,“ ſagte der Räuber, „komm herein, ſo wollen wir dich hier behalten, und du ſollſt es gut bei uns haben.“ Da ging Peppe hinein, und die zwölf Räuber gaben ihm zu eſſen und zu trinken.

Als es Nacht wurde, ſprach der Hauptmann: „Dieſes Mädchen will ich für mich behalten, und dieſe Nacht ſoll ſie in meiner Kammer ſchlafen.“ „Ach, nein,“ ſagte Peppe, „das kann ich nicht; ich ſchäme mich.“ „Sei nicht dumm,“ rief der Räuberhauptmann, und führte das vermeintliche Mädchen in ſeine Kammer. Da ſah nun Peppe viel Gold und Silber umherliegen, in einer Ecke aber ſtand ein Galgen. „Was iſt das ſchwarze Ding da?“ frug er. „Das iſt ein Galgen,“ antwortete der Räuberhauptmann, „daran erhängen wir die Leute, die uns beleidigt haben.“ „Wie macht ihr denn das?“ frug Peppe, und der Räuber antwortete: „Da ſteckt man ihnen den Kopf in dieſe Schlinge und zieht an der Schnur, bis ſie ſterben.“ Ach, das kann ich nicht verſtehn; macht es mir doch einmal vor.“ Da ſteckte der Räuber ſeinen Kopf in die Schlinge, Peppe aber ſprang hinzu und zog am Strick, nicht ſtark genug, um den Räuber zu erdroſſeln, ſondern nur ſo viel, daß er kaum mehr athmen, und gar nicht ſprechen konnte. Dann ergriff Peppe einen großen Prügel und ſchlug auf den Räuber los, bis er halb todt war: „Oh, du Böſewicht, kennſt du mich nicht? Ich bin ja der Burſche, dem du das Huhn geſtohlen haſt,“ rief er zwiſchen dem Prügeln. Als er endlich müde war, füllte er ſeine Taſchen mit Goldſtücken, ſchlich ſich leiſe aus dem Haus, und lief voll Freuden zu ſeiner Mutter. „Hier, Mutter, nehmt das Geld; nun iſt das Huhn zur Hälfte bezahlt.“

Am nächſten Morgen warteten die Räuber von Stunde zu Stunde, daß ihr Hauptmann aufwachen ſollte. Als aber Alles ruhig blieb, ſchlugen ſie um Mittag die Thüre ein und fanden ihn halb erdroſſelt und halb zu Tode geſchlagen. Da machten ſie ihn los und legten ihn zu Bette, und er konnte nur mit heiſerer Stimme keuchen: „Es war der Burſche, dem ich das Huhn geſtohlen.“ „Wo ſollen wir nun einen Arzt herholen,“ ſprachen die Räuber, und Einer trat ans Fenſter, um zu ſehen, ob etwa ein Arzt vorbeikäme. Da ſah er einen Doktor auf ſeinem Eſelchen daherreiten und rief ihn an und lud ihn ein heraufzukommen. Der Doktor aber war niemand anders, als Peppe, der ſich alſo verkleidet hatte, um noch einmal zu den Räubern zu gelangen.

Digitized by Google

Als ihn nun der Räuber anrief, kam er langſam und bedächtig die Treppe herauf und ließ ſich an das Bett des Kranken führen. „Dieſer Mann iſt ſehr krank," ſagte er; „aber durch meine Kunſt kann ich ihn wohl geſund machen. Nur brauche ich dazu die, und die und das." So ſchickte er die elf Räuber alle aus dem Haus, Jeden auf eine andre Seite, und blieb allein mit dem Kranken. „Kennſt du mich wieder nicht, du Böſewicht?" frug er. „Ich bin der Burſche, dem du das Huhn geſtohlen haſt." „Oh! Barmherzigkeit! ſchlage mich nicht todt; ich will dir auch hundert Unzen geben!" „Die kann ich mir ſchon ſelber holen," antwortete Peppe; „aber die Schläge, die ich von meiner Mutter bekommen habe, ſollſt du auch koſten." Damit ergriff er wieder einen Stock und prügelte den Räuberhauptmann durch, bis er nicht mehr konnte. Dann füllte er ſeine Taſchen mit Goldſtücken, ließ den Räuber halbtodt liegen und ritt vergnügt nach Hauſe. „Hier, Mutter, ſeht dieſes Gold. Nun iſt das Huhn zu Dreivierteln bezahlt, morgen gehe ich hin und hole mir auch noch das letzte Viertel." „Ach, mein Sohn, nimm dich in acht, daß dich die Räuber nicht erkennen." „Was ſollen ſie mir thun?" ſagte Peppe, und am nächſten Morgen verkleidete er ſich in einen Straßenkehrer*), lud den Zimmili**) auf ſeinen Eſel und zog wieder die Straße entlang dem Haus der Räuber zu.

Die Räuber ſprachen eben unter einander: „Was thun wir nun mit unſerm Hauptmann? Anſtatt beſſer zu werden, wird er nur immer ſchlimmer. Wir wollen ihn ins Hoſpital ſchicken; wenn wir nur Jemand hätten, um ihn hinzubringen." Da ſchauten ſie zum Fenſter hinaus und ſahen einen Straßenkehrer vorbeikommen, das war eben Peppe. „Schöner Burſche," riefen ſie ihn an, „wenn du uns einen Dienſt erweiſen willſt, ſo geben wir dir eine Unze." „Was ſoll ich denn thun?" „Wir haben hier einen kranken Mann, den wollen wir in deinen Zimmili legen, und du bringſt ihn dann ins Hoſpital." „Gut," antwortete Peppe,

*) Munnizzaru.

**) Zimmili, großer Querſack aus grobem Baſt oder Stroh geflochten, in den Dünger und Erde, oder auch Gemüſe und Obſt geladen wird.

räumte ſeinen Zimmili aus, und die Räuber legten ihren kranken Hauptmann hinein und gaben dem Peppe eine Unze. Dem Räuberhauptmann aber banden ſie eine Geldkatze um, die war ſchwer von Goldſtücken. Peppe ſtellte ſich nun, als ob er den Weg zum Hoſpital einſchlage, als er aber den Andern aus dem Geſicht war, trieb er ſeinen Eſel in die Berge, die allerſchlechteſten Wege. „Wohin führſt du mich denn?“ frug der Räuber. „Komm du nur mit, du Böſewicht! Kennſt du mich nicht mehr? Ich bin der Burſche, dem du das Huhn geſtohlen haſt.“ „Ach, Barmherzigkeit! Laß mich leben; ich will dir auch alles Geld geben, das ich auf mir trage.“ „Das will ich mir ſchon ſelber nehmen,“ ſagte Peppe, und ſchnallte ihm den Gürtel mit dem Gelde los; dann warf er den Räuberhauptmann in einen Graben und ließ ihn liegen.“

Als er nach Hauſe kam, brachte er ſeiner Mutter all das Geld und rief: „So, Mutter, nun iſt das Huhn ganz bezahlt; nun ſind wir reiche Leute, und können ſorgenfrei leben.“ So wurde Peppe, den alle Leute für dumm gehalten hatten, geſcheidt und klug*).

---

83. Die Geſchichte von Caruſeddu.**)

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne, davon hieß der Jüngſte Caruſeddu; der war der Klügſte und Schönſte, und mit mancherlei Zaubergaben verſehen. Nun begab es ſich, daß der Vater ſtarb, und ſeine Söhne in der bitterſten Armuth zurückließ. „Was thun wir nun?“ frug der Eine. „Wir wollen ausziehen, und unſer Brot damit verdienen, daß wir in den Gärten der Reichen arbeiten.“ Alſo zogen ſie aus, und wo ſie einen ſchönen Garten ſahen, frugen ſie an, ob ſie darin arbeiten ſollten, und ſo lebten ſie kümmerlich.

Eines Tages kamen ſie an einem großen Garten vorbei; der

---

*) Spertiu von spertu, esperto, klug.

**) Diminutiv von Carusu, Junge. Caruseddu, bedeutet aber auch Kleinigkeit, auch thönerner Spartopf.

Beſitzer ſtand an der Thüre und rief ſie an: „Kommet herein, ſchöne Burſchen, und arbeitet in meinem Garten.“ Der ſie aber ſo freundlich einlud, das war ein Menſchenfreſſer*), und dachte ſie in der Nacht zu freſſen.

Nachdem die drei Brüder den ganzen Tag gearbeitet hatten, ſprach der Menſchenfreſſer: „Bleibet über Nacht bei mir, und morgen könnt ihr weiter arbeiten.“ Da führte er ſie in ein Zimmer, in dem ſtand ein großes Bett; darin ſollten ſie alle drei ſchlafen. Nun hatte der Menſchenfreſſer drei junge Töchter, die ſchliefen in demſelben Zimmer, wie die drei Brüder. Caruſeddu aber dachte bei ſich: „Der Menſchenfreſſer iſt gar ſo freundlich mit uns, er will uns gewiß verrathen!“ Als nun die drei Mädchen und ſeine beiden Brüder ſchliefen, nahm er den Mädchen ihre Kopftücher ab, und band ſie ſeinen Brüdern und ſich ſelbſt um; den Mädchen aber ſetzte er die wollenen Zipfelmützen ſeiner Brüder auf. In der Nacht kam der Menſchenfreſſer hereingeſchlichen, und befühlte leiſe die Köpfe, die im Bette lagen. Da fühlte er zuerſt die drei Kopftücher; „ei, dachte er, „das ſind ja meine Töchter, da hätte ich bald ein Unglück angerichtet.“ Da ging er auf die andre Seite, und da er die Mützen fühlte, meinte er, das wären die drei Brüder, und verſchlang ſeine eigenen Töchter.

Als er nun wieder hinausgeſchlichen war, weckte Caruſeddu ſeine Brüder und ſprach: „Eilet, wir müſſen ſogleich fliehen. Das und das iſt geſchehen, und wenn der Menſchenfreſſer den Betrug merkt, bringt er uns Alle um.“ Da entflohen ſie alle drei ſo ſchnell ſie konnten, und entkamen glücklich. Vor dem Hauſe aber erhob Caruſeddu ſeine Stimme und rief: „Menſchenfreſſer! Menſchenfreſſer! was haſt du gethan! Deine Töchter haſt du gefreſſen, und wir ſind glücklich entflohen.“ Als der Menſchenfreſſer das hörte, rauſte er ſich die Haare aus, und rief: „Warte nur! elender Wicht! wenn du mir jemals in die Hände kommſt, ſoll es dir ſchlecht ergehen. — Die drei Brüder fuhren nun fort in den

*) Dragu.

Gärten zu arbeiten, und da ſie geſchickte Leute waren, ſo hörte einſt der König von ihnen und ließ ſie zu ſich rufen, damit ſie für ihn arbeiten ſollten.

Als ſie nun in ſeinem Dienſte ſtanden, gewann der König den ſchönen Caruſeddu von Herzen lieb und ſprach: „Du ſollſt immer bei mir bleiben, und mein vertrauter Diener ſein.“ Alſo wurde Caruſeddu der vertraute Diener des Königs, ſeine Brüder aber arbeiteten im Garten. Darüber wurden ſie von Neid erfüllt und ſprachen unter einander: „Da iſt unſer Bruder, der iſt doch der Jüngſte, und iſt ſo viel größer geworden als wir. Was können wir thun, um ihn aus dem Weg zu räumen?“ Da gingen ſie zum König und ſprachen: „Königliche Majeſtät, ihr habt Alles, was euer Herz begehrt, eines aber fehlt euch, das iſt das ſprechende Pferd.“ „Wer hat denn das ſprechende Pferd?“ „Königliche Majeſtät, das hat der Menſchenfreſſer, und unſer Bruder Caruſeddu iſt wohl im Stande, es zu holen.“

Als der König das hörte, wollte er gar zu gern das ſprechende Pferd haben und ließ den armen Caruſeddu rufen, und ſprach zu ihm: „Caruſeddu, du mußt mir den Gefallen thun und mußt mir beim Menſchenfreſſer das ſprechende Pferd holen.“ „Ach, königliche Majeſtät, wie kann ich das ſprechende Pferd holen? Der Menſchenfreſſer wird mich verſchlingen.“ „Nein, nein,“ rief der König, „das wird er nicht. Deine Brüder haben mir geſagt, du könnteſt Alles thun, darum mußt du nun auch gehen und das ſprechende Pferd holen.“ Was konnte Caruſeddu thun? Er mußte das Gebot des Königs erfüllen, kaufte ein großes Tuch voll Süßigkeiten und machte ſich auf den Weg zum Menſchenfreſſer. Als er hinkam, war der Menſchenfreſſer nicht zu Haus, und hatte auch ſein Pferd mitgenommen. Da ſchlich ſich Caruſeddu leiſe in den Stall, und ſprach: „Ich bin ein Chriſt und werde winzig klein*). Sogleich wurde er winzig klein, und verſteckte ſich unter dem Stroh. Nach einem Weilchen kam der Menſchenfreſſer nach Haus, führte ſein Pferd in den Stall, gab ihm zu

*) Cristianu sugnu, caruseddu diventu.

freſſen und ging dann hinauf in ſein Haus. Als es anfing dunkel zu werden, ſprach Caruſeddu: „Ich bin winzig klein, und werde ein Chriſt," da wurde er ein Menſch, ſchlich ſich zum Pferdchen und ſprach: „Pferdchen, liebes Pferdchen, willſt du nicht mit mir kommen? Sieh, ich gebe dir auch Zuckerwerk und bringe dich zum König." Das Pferd aber wieherte laut, um den Menſchenfreſſer zu rufen. „Ich bin ein Chriſt und werde winzig klein!" rief Caruſeddu, und verſteckte ſich unter dem Stroh. Der Menſchenfreſſer aber kam herbeigelaufen und rief: „Was iſt geſchehen, mein Pferdchen?" „Caruſeddu iſt hier und will mich ſtehlen," antwortete das Pferd. Da ſuchte der Menſchenfreſſer im ganzen Stall umher, als er aber Niemand fand, rief er: „Was? du willſt mich zum Beſten haben?" ergriff einen Stock und gab dem Pferd Hiebe.

Als er fort war, nahm Caruſeddu ſeine menſchliche Geſtalt wieder an, kam hervor und ſprach: „Siehſt du, Pferdchen, wie er dich ſchlägt? Komm doch lieber mit mir, und du ſollſt es gut haben." Das Pferd wieherte laut auf, und Caruſeddu hatte nur eben die Zeit, ſich zu verwandeln und zu verſtecken, als der Menſchenfreſſer in den Stall gelaufen kam und rief: „Was iſt geſchehen?" „Caruſeddu iſt hier und will mich ſtehlen?" Der Menſchenfreſſer durchſuchte den ganzen Stall, fand aber Niemanden. Da ſchlug er wieder unbarmherzig auf das Pferd los und rief: „Ich will dich lehren, mich zum Beſten zu haben. Wenn du jetzt noch ſo laut wieherſt, werde ich doch nicht kommen. Als er nun fort war, kroch Caruſeddu wieder hervor und ſprach: „Ach, Pferdchen, ſei doch nicht ſo dumm; ſiehſt du, du bekommſt nur Schläge dafür." Das Pferd war die Schläge ſatt, darum ließ es ſich geduldig losbinden und folgte dem ſchlauen Caruſeddu. Vor dem Hauſe aber wieherte das Pferd noch einmal laut auf, und Caruſeddu rief: „Oh, Menſchenfreſſer! Menſchenfreſſer! wie biſt du doch ſo dumm! Caruſeddu iſt dageweſen und hat dir dein Pferd geſtohlen." „Oh, Caruſeddu! Du Böſewicht! Wirſt du denn auch wiederkommen?" „Ja wohl," antwortete Caruſeddu, ſchwang ſich aufs Pferd und ſprengte davon.

Als er zum König kam, war natürlich große Freude am Hofe:

„Vivat Caruſeddu! Vivat Caruſeddu! und der König beſchenkte ihn reichlich und hatte ihn lieber als vorher. Seine Brüder aber wurden immer neidiſcher, gingen zum König und ſprachen: „Das ſprechende Pferd hat Caruſeddu nun gebracht; der Menſchenfreſſer hat aber etwas noch viel ſchöneres; das iſt die Decke mit dem goldnen Glöckchen, und nur Caruſeddu kann ſie holen.“ Da wollte der König ſo gerne auch die Decke mit den goldnen Glöckchen haben, ließ den glücklichen Caruſeddu rufen und ſprach: „Caruſeddu, das Pferd haſt du mir gebracht; nun mußt du mir auch die Decke mit den goldnen Glöckchen holen.“ „Ach, königliche Majeſtät, „die kann ich nicht holen, die hat ja der Menſchenfreſſer auf ſeinem Bette liegen!“ „Da ſieh du ſelber zu; haſt du das Eine gekonnt, ſo mußt du auch dieſes vollbringen.“ Da ging Caruſeddu in den Stall, ſetzte ſich aufs Pferd und ritt zum Menſchenfreſſer. Das Pferd band er am Thore an, er ſelbſt aber ſchlich ſich ins Haus, da der Menſchenfreſſer gerade ausgegangen war und ſprach: „Ich bin ein Chriſt, und werde winzig klein!“ und verſteckte ſich unter das Bette. Am Abende kamen der Menſchenfreſſer und ſeine Frau nach Haus und legten ſich zu Bette. Da kroch Caruſeddu hervor, und fing ganz leiſe an, an der Decke zu ziehen. „Was ziehſt du mir die Decke weg?“ brummte der Menſchenfreſſer ſeiner Frau zu. „Ich ziehe ja gar nicht dran,“ antwortete ſie, „du biſt es.“ Caruſeddu aber hatte ſich ſchnell unters Bette verſteckt, und erſt als die Beiden wieder eingeſchlafen waren, kroch er hervor und zog wieder an der Decke. Um es kurz zu ſagen, er zog ſo lange, bis er endlich die ganze Decke heruntergezogen hatte, und während der Menſchenfreſſer über ſeine Frau herfiel, um ſie zu prügeln, entkam er glücklich. Vor dem Hauſe aber ſchüttelte er die Decke, daß alle Glöckchen hell erklangen. „Das war der Böſewicht, der Caruſeddu,“ rief der Menſchenfreſſer im höchſten Zorn: „Caruſeddu! wirſt du wiederkommen?“ „Ja, ja, antwortete Caruſeddu, ſchwang ſich aufs Pferd und ritt nach Haus.

Als er vor den König kam und ihm die Decke mit den goldnen Glöckchen zu Füßen legte, rief der König: „Vivat, Caruſeddu! Vivat

Caruſeddu!“ machte ihm ein ſchönes Geſchenk, und hatte ihn noch lieber als bisher. Die Brüder aber wußten ſich vor Neid nicht zu faſſen, und dachten: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Nun iſt er ſchon zweimal beim Menſchenfreſſer geweſen, und jedesmal glücklich zurückgekommen; wir müſſen etwas Anderes ausdenken.“

Da gingen ſie zum König und ſprachen: „Königliche Majeſtät, wäre es nicht ſchön, wenn ihr den Menſchenfreſſer hier in einem Käfig hättet?“ „Das wäre wohl ein ſchöner Anblick,“ antwortete der König, wer ſoll ihn aber gefangen nehmen?“ „O, ſchickt nur den Caruſeddu, dem iſt Alles möglich.“ Da rief der König ſeinen Diener und ſprach: „Caruſeddu, nun mußt du auch gehen und mir den Menſchenfreſſer ſelbſt herbringen; denn ich will ihn in einen Käfig ſtecken.“ „Aber königliche Majeſtät, ihr wollt ja meinen Tod! Wie kann ich den Menſchenfreſſer herbringen?“ „Da ſieh du ſelber zu, antwortete der König; „ich gebe dir drei Tage Zeit; dann will ich den Menſchenfreſſer hier haben.“ Da ging Caruſeddu hin und verkleidete ſich als einen Schreiner, nahm ſeine Bretter und Handwerkszeug mit, ſtellte ſich vor dem Hauſe des Menſchenfreſſers auf und fing an zu arbeiten.

Während er nun ſo ſchreinerte, kam der Menſchenfreſſer heraus, und frug ihn: „Was machſt du da?“ „Wißt ihr nicht,“ ſprach der Schlaue, „daß Caruſeddu geſtorben iſt? ich mache ihm eben den Sarg.“ „Wäre er doch zehn Jahr früher geſtorben, dieſer Böſewicht!“ rief der Menſchenfreſſer, „er hat mir mein ſprechendes Pferd geſtohlen und meine Decke mit den goldnen Glöckchen und iſt ſchuld daran, daß ich meine eigenen Töchter verſchlungen habe und daß meine Frau geſtorben iſt.“ Denn die Menſchenfreſſerin hatte ſich ſo über den Verluſt des Pferdes und der Decke gegrämt, daß ſie geſtorben war.

Als nun der Menſchenfreſſer hörte, daß Caruſeddu geſtorben ſei, war er ſo erfreut, daß er dem Schreiner zuſah, während er den Sarg zimmerte. Der Sarg war endlich fertig, und nur der Deckel ſollte noch darauf genagelt werden, da ſchlug ſich Caruſeddu plötzlich mit der Hand an die Stirn und rief: „Ach, ich Dummkopf! nun habe ich das Beſte

vergeſſen, nämlich das Maaß! Caruſeddu war aber gerade ſo groß wie ihr; thut mir doch den Gefallen, und legt euch eben auf einen Augenblick in den Sarg. „Der Menſchenfreſſer war dumm, und legte ſich in den Sarg; gleich ſchlug Caruſeddu den Deckel darüber, nagelte ihn zu und lud dann den Sarg mit dem Menſchenfreſſer auf ſein Pferdchen, und brachte ihn ſo zum König. „Hier iſt der Menſchenfreſſer, königliche Majeſtät! nun ſteckt ihn in den Käfig.“ „Vivat, Caruſeddu! Vivat Caruſeddu!“ rief der König, „ihm kommt doch Keiner gleich!“ Da ließ er den Menſchenfreſſer in einen Käfig ſtecken, Caruſeddu aber beſchenkte er reichlich.

Dadurch wurden ſeine Brüder noch viel neidiſcher und trachteten ihn zu verderben. Sie gingen alſo zum König und ſprachen: „Königliche Majeſtät, ihr ſeid noch unverheirathet, und euer Volk hat immer den Wunſch, daß ihr doch eine Frau nehmen möchtet. Wir wüßten aber wohl, welche Königstochter euer werth iſt; das iſt die Tochter von der Königin mit den ſieben Schleiern, die iſt ſchöner als der Mond und die Sonne.“ Als der König das hörte, dachte er an nichts anders mehr, als an die ſchöne Königstochter, ließ ſeinen Diener rufen und ſprach: „Caruſeddu, du haſt ſo Vieles vollbracht; nun mußt du mir auch die Tochter der Königin mit den ſieben Schleiern holen, denn ich will ſie zu meiner Gemahlin erheben; und wenn du ſie nicht holen willſt, ſo laſſe ich dir den Kopf abſchneiden.“ Da ging Caruſeddu in den Stall zu ſeinem Pferdchen, fing an zu weinen und ſprach: „Ach, Pferdchen, liebes Pferdchen, was ſoll ich thun? Der König will, daß ich ihm die Tochter der Königin mit den ſieben Schleiern hole, und ich weiß nicht einmal, wo ich ſie ſuchen ſoll.“ „Sei du nur ruhig,“ antwortete das Pferdchen; „ſetze dich auf meinen Rücken und nimm Lebensmittel für dich und für mich mit.“ Das that Caruſeddu, beſtieg ſein Pferd und ritt fort.

Als ſie eine Weile geritten waren, kamen ſie an einen großen Ameiſenhaufen. „Nimm ein Laib Brot und ſtreue es den Ameiſen hin,“ ſprach das Pferd; das that Caruſeddu und ritt weiter. Nach einer Weile kamen ſie an einen Strom, da lag am Ufer ein Fiſch und zappelte, und

Digitized by Google

konnte nicht wieder ins Waſſer zurückkehren. „Nimm den Fiſch und wirf ihn ins Waſſer," ſprach das Pferd, und Caruſeddu that es. Wieder nach einer Strecke Weges ſahen ſie ein Vögelchen, das hatte ſich in einer Schlinge gefangen, und konnte nicht wieder los kommen. „Befreie das Vögelchen und laß es fliegen," ſprach das Pferd, und Caruſeddu that es.

Endlich kamen ſie in die Stadt, wo die Königin mit den ſieben Schleiern herrſchte. „Sieh," ſprach das Pferd, „dort iſt das königliche Schloß; ſteige ab und führe mich am Zügel vor dem Schloß ſpazieren, immer auf und ab. Die Königstochter wird Luſt bekommen, auf mir zu reiten; ſobald ſie ſich nun aufſetzt, ſchwinge du dich auf meinen Rücken, ſo werden wir ſie entführen." Caruſeddu ritt in die Stadt, und als er vor den königlichen Palaſt kam, ſtieg er ab und führte das Pferd am Zügel auf und ab. Nun ſtand oben die Königstochter am Fenſter, und als ſie das wunderſchöne kleine Pferdchen ſah, rief ſie voll Freude den König herbei und ſprach: „Ach, lieber Vater, ſeht doch das niedliche Pferdchen! ich möchte wohl gerne einmal darauf reiten." „Gut, mein Kind, thu was dir gefällt," antwortete der König, und die Königstochter lief hinunter und ſprach zu Caruſeddu: „Ich will mich auf dein Pferdchen ſetzen, bringe es mir her." Da brachte ihr Caruſeddu das Pferd, und die Königstochter ſetzte ſich auf den Sattel. Kaum aber ſaß ſie darauf, ſo ſchwang ſich Caruſeddu hinter ſie und hielt ſie feſt, während das Pferd im Galopp davon ſprengte. Die Königstochter ſchrie, aber es half nichts; das Pferd hielt in ſeinem Lauf nicht an. Da riß ſie ihren Schleier vom Kopf, und warf ihn in die Luft; und als ſie an den Strom kamen, ſtreifte ſie ihren Ring vom Finger und warf ihn ins Waſſer.

So kamen ſie endlich zum König, und Caruſeddu ſprach: „Königliche Majeſtät, hier iſt die Königstochter; ich habe euer Gebot erfüllt." Als der König nun das wunderſchöne Geſicht der Königstochter ſah, ward er hocherfreut, lobte ſeinen treuen Caruſeddu und hatte ihn noch lieber als vorher. Zur Königstochter aber ſprach er: „Schönes Fräulein, ihr

Digitized by Google

ſeid nun meine Braut, und ſobald es euch gefällt, ſoll die Hochzeit ſein.“ „O, dazu hat es noch lange Zeit,“ antwortete ſie. „Ehe ich eure Gemahlin werde, müßt ihr mir meinen Schleier verſchaffen, den ich unterwegs verloren habe.“ Da ließ der König den Caruſeddu rufen und ſprach zu ihm: „Caruſeddu, die Königstochter hat auf dem Wege ihren Schleier verloren, den mußt du mir in drei Tagen verſchaffen, ſonſt laſſe ich dir den Kopf abſchneiden.“

Caruſeddu ging traurig in den Stall, ſtreichelte ſein Pferdchen und ſprach weinend: „Ach, Pferdchen, liebes Pferdchen, du haſt mir einmal geholfen, nun mußt du mir wieder helfen. Die Königstochter hat auf dem Wege ihren Schleier verloren, und wenn ich ihn in drei Tagen nicht herbeiſchaffe, ſo läßt mir der König den Kopf abſchneiden.“ „So gräme dich doch nicht, du Narr,“ ſprach das Pferd; „ſetze dich auf meinen Rücken, ſo ſollſt du bald den Schleier finden.“ Alſo beſtieg Caruſeddu das Pferd, und ritt davon. Das Pferd lief, bis es an die Stelle kam, wo Caruſeddu dem Vögelchen aus der Schlinge geholfen hatte. „Steige ab und rufe dreimal: „O, König der Vögel, komm heraus und hilf mir!“ befahl das Pferd, und Caruſeddu ſtieg ab, und rief dreimal: „O, König der Vögel, komm heraus und hilf mir!“ Sogleich erſchien das Vögelchen und frug: „Was willſt du?“ „Die Königstochter hat hier ihren Schleier verloren, und ich ſoll ihn ihr wiederbringen.“ „Mit dem Schleier ſpielen zwei Vögel; ich will ihn ihnen entreißen und dir bringen,“ antwortete das Vöglein, flog fort, und in einigen Augenblicken kam es wieder, mit dem Schleier im Schnabel. Caruſeddu dankte dem Vögelchen, nahm den Schleier, und brachte ihn dem König. „Vivat, Caruſeddu!“ rief der König; auch dieſes Heldenſtück hat er mir vollbracht.“ Da beſchenkte er ihn reichlich, den Schleier aber brachte er der Königstochter und ſprach: „Schönes Fräulein, hier iſt der Schleier, und nun ſoll die Hochzeit ſein.“ „O, dazu hat es noch lange Zeit,“ rief die Königstochter, „die Hochzeit kann erſt gefeiert werden, wenn ihr mir meinen Ring verſchafft, der mir in den Strom gefallen iſt.“

Der König war ganz verzweifelt, daß die Königstochter ſo ſchwere

Dinge verlange, weil ſie aber ſo ſchön war, konnte er ihr nichts abſchlagen und ſprach zu Caruſeddu: „Caruſeddu, nun mußt du mir auch noch einen Dienſt erweiſen. Die Königstochter hat auf dem Wege ihren Ring in den Strom fallen laſſen; den Ring mußt du mir verſchaffen.“ „Aber, königliche Majeſtät, wie kann ich im tiefen Strom einen Ring finden?“ „Das geht mich nichts an, und wenn der Ring innerhalb dreier Tage nicht hier iſt, ſo laſſe ich dir den Kopf abſchneiden.“ Da ging der arme Caruſeddu in den Stall zu ſeinem Pferdchen, und ſprach: „Ach, liebes Pferdchen, du haſt mir zweimal geholfen, hilf mir auch dieſes mal, das und das hat mir der König aufgetragen.“ „Weine nicht,“ ſagte das Pferdchen, ſondern ſetze dich getroſt auf meinen Rücken.“ Da ſchwang ſich Caruſeddu auf das Pferdchen, und das Pferdchen trug ihn zum Strome, wo er damals den Fiſch erlöſt hatte. „Steige ab und rufe dreimal mit lauter Stimme: „O, König der Fiſche, komm heraus und hilf mir!“ Da ſtieg Caruſeddu ab und rief dreimal: „O, König der Fiſche, komm heraus und hilf mir!“ Sogleich rauſchte es in dem Waſſer, und ein Fiſch ſchwamm ans Ufer; das war derſelbe Fiſch, den er vom Tode errettet hatte, und er frug: „Was willſt du?“ „Die Königstochter hat ihren Ring ins Waſſer fallen laſſen, und ich ſoll ihn ihr wiederbringen.“ „Iſt's nichts weiter als das?“ ſagte der Fiſch; eben ſpielen zwei Fiſchlein damit; ich will aber zwiſchen ihnen durchſchwimmen und ihn ihnen entreißen.“ Da ſchwamm der Fiſch fort, und nach einigen Augenblicken kam er wieder und hatte den Ring im Maul; den nahm Caruſeddu und brachte ihn dem König.

Denkt euch, wie dankbar der König ſein mußte, und wie reich er ihn beſchenkte! Als er aber der Königstochter den Ring brachte und frug, wann nun die Hochzeit ſein ſolle, antwortete ſie: „O, noch lange nicht! Wenn Caruſeddu mir nicht in drei Tagen ein ganzes Magazin voll Weizen, Gerſte und Hafer auseinander lieſt, alſo daß jede Art Korn abgeſondert liege, und das Stroh auch auf einem beſonderen Haufen, ſo kann ich mich nicht verheirathen.“

Der König raufte ſich faſt die Haare aus: „Wo kommen ihr nur

Digitized by Google

alle die Launen her," dachte er, und ließ wieder ſeinen treuen Diener rufen: „Caruſeddu, wenn du mir nicht binnen drei Tagen dieſes ganze Magazin voll Korn auseinander lieſeſt, alſo daß jede Art Getreide abgeſondert liegt, und das Stroh auch auf einem beſonderen Haufen, ſo laſſe ich dir den Kopf abſchneiden." Da ging Caruſeddu zu ſeinem Pferdchen und ſprach: „Ach, liebes Pferdchen, du haſt mir ſchon ſo oft geholfen, hilf mir auch diesmal. Das und das hat mir der König aufgetragen." Setze dich auf meinen Rücken, und ſei unbeſorgt," antwortete das Pferdchen, und trug ihn zum Ort, wo Caruſeddu den Ameiſen das Brot geſtreut hatte. „Steige ab, und rufe dreimal mit lauter Stimme: O, König der Ameiſen, komm heraus und hilf mir!" befahl das Pferd, und Caruſeddu ſtieg ab und rief laut; „O, König der Ameiſen, komm heraus und hilf mir!" Dreimal. Da kam eine große Ameiſe aus dem Boden heraus und frug: „Was willſt du?" „Der König hat mir aufgetragen, ein ganzes Magazin voll Korn auseinander zu leſen, alſo daß jede Art abgeſondert liege, und das Stroh auch auf einem beſonderen Haufen." „Das wollen wir ſchon beſorgen," ſprach der Ameiſenkönig, und rief ſeine Ameiſen herbei. Da kamen von allen Seiten große Züge von Ameiſen, die krochen in das Magazin, und binnen drei Tagen war die Arbeit vollendet. „Königliche Majeſtät," ſprach Caruſeddu, „ich habe euer Gebot erfüllt." „Vivat, Caruſeddu!" rief der König, „dir kommt Keiner gleich."

Da ging er zur Königstochter und ſprach: „Schönes Fräulein, nun habe ich euren Wunſch erfüllt; nun kann auch die Hochzeit gefeiert werden." Die Königstochter aber antwortete: „Caruſeddu hat mich meinen Eltern geraubt, die mich noch beweinen und betrauern, drum muß er ſterben, ſonſt verheirathe ich mich nicht. Laßt alſo drei Tage und drei Nächte einen Kalkofen heizen, und befehlt dem Caruſeddu, ſich hinein zu werfen." „Wie," rief der König, „Caruſeddu hat mir ſo treu gedient, und ſo viele Heldenthaten vollbracht, und nun ſoll ich ihn tödten?" „Wenn ihr es nicht thut, ſo heirathe ich euch eben auch nicht," antwortete die Königstochter. Sie wußte aber wohl, daß Caruſeddu unverſehrt aus dem Kalkofen kommen würde.

Digitized by Google

Da ließ der König ſeinen treuen Caruſeddu rufen, und ſprach: „Caruſeddu, ich kann dir nicht helfen; die Königstochter befiehlt, daß der Kalkofen drei Tage und drei Nächte geheizt werde, und dann mußt du dich hineinwerfen, und wenn du es nicht thun willſt, ſo laſſe ich dir den Kopf abſchneiden.“

Caruſeddu ging weinend in den Stall zu ſeinem Pferdchen, ſtreichelte es und ſprach: „Ach, Pferdchen, liebes Pferdchen, lebewohl! Jetzt iſt es aus mit mir, denn der König will meinen Tod. Er hat befohlen, man ſolle den Kalkofen heizen, drei Tage und drei Nächte, und dann muß ich mich hineinwerfen.“ „Verliere nur nicht den Muth,“ antwortete das Pferd, „und thue genau, was ich dir ſage. Nimm einen Stock und prügle mich, bis mir der Schaum aus dem Munde fließt.“ „Ach, Pferdchen,“ rief Caruſeddu, ich bin dir ſo viel ſchuldig, und ſollte dich ſo prügeln! Nein, das bringe ich nicht übers Herz!“ „Du mußt aber,“ ſagte das Pferd; „ſchlage nur darauf los, du thuſt mir nichts. Den Schaum aber, der mir zum Munde herausfließt, mußt du ſammeln und in ein Töpfchen thun. Wenn man dich nun ruft, damit du dich in den Kalkofen wirfſt, ſo beſchmiere dich erſt vom Kopf bis zu den Füßen mit dem Schaum, und du wirſt ſehen, das Feuer wird dir nichts thun.“

Da nahm Caruſeddu einen großen Stock, und fing an, auf das Pferd loszuſchlagen, indem er dazwiſchen weinend rief: „Ach, liebes Pferdchen, verzeih mir, daß ich dir weh thu.“ „Nur zu!“ ſprach das Pferdchen, und ſchnob, daß ihm der Schaum in großen Flocken am Maule hing. Caruſeddu aber ſammelte den Schaum in ein Töpfchen und verwahrte ihn.

Als nun der Kalkofen ſeit drei Tagen und drei Nächten geheizt war, ließ der König den armen Caruſeddu rufen und ſprach zu ihm: „Nun iſt es Zeit, Caruſeddu; ſchnell, wirf dich in den Ofen.“ Da warf Caruſeddu ſeine Kleider ab, ſalbte ſich vom Kopf bis zu den Füßen mit dem Schaum ein und ſtürzte ſich in den Kalkofen; und ſiehe, die Hitze verletzte ihn nicht, und er kam unverſehrt wieder heraus und war noch viel ſchöner geworden.

Als der König und alles Volk das ſahen, ſchlugen ſie Alle vor Freude in die Hände und riefen: „Vivat Caruſeddu!“ Die Königstochter aber ſprach zum König: „Caruſeddu iſt unverletzt aus dem Kalkofen herausgekommen; habt ihr mich wirklich lieb, ſo müßt ihr nun auch in den Kalkofen hineinſpringen, ſonſt heirathe ich euch nicht.“ Der König dachte: „Vielleicht werde ich auch verjüngt, wie Caruſeddu; wenn ich nur wüßte, womit er ſich geſalbt hat.“ Da ließ er ihn rufen, und frug ihn: „Caruſeddu, nun mußt du mir auch ſagen, womit du dich beſtrichen haſt, daß dich das Feuer nicht verletzte.“ Caruſeddu aber dachte: „Wart nur, ich habe dir ſo viele Dienſte geleiſtet, und du haſt mich dafür in den Tod geſchickt; jetzt will ich mich an dir rächen. „Königliche Majeſtät,“ ſagte er, „ich habe mich mit einem Topf voll Fett beſchmiert, das hat mich gerettet.“ „Schnell, bringet zwei Töpfe voll Fett her,“ rief der König, und dachte es recht gut zu machen, daß er noch mehr Fett aufſchmierte, als Caruſeddu; und als man ihm das Fett brachte, ſchmierte er ſich ganz ein und warf ſich in den Kalkofen. Als er aber ans Feuer kam, gab es eine hohe Flamme, und der König verbrannte zu Aſche.

Das eben hatte die Königstochter gewollt, denn der König war alt und häßlich; Caruſeddu aber war jung und ſchön, und den wollte ſie zu ihrem Gemahl. „Caruſeddu,“ ſprach ſie, „jetzt will ich meine Hochzeit feiern, und du ſollſt mein Gemahl ſein, denn du haſt für mich gearbeitet.“ Alſo wurde eine prächtige Hochzeit gefeiert, und Caruſeddu wurde König, und ſo blieben ſie Mann und Frau, wir aber halten ihnen das Licht*).

84. Die Geſchichte vom Lignu di ſcupa.**)

Es war einmal eine Frau, die hatte eine Tochter; die war ſo ſchön als die Sonne und der Mond. Die Frau war arm, darum ſchickte ſie

*) Eigentlich: wir ſind wie die Leuchter hier ſtehen geblieben; iddi ristaru maritu e mugghieri, e nui autri comu tanti cannileri.

**) Beſenſtiel.

ihr Töchterchen zu ihrer eigenen Mutter, die nahm es freundlich auf und behielt es bei ſich. Nun hatte die Großmutter eine Pfanne, die pflegte ſie ihren Nachbarinnen zu leihen, wenn dieſe etwas backen wollten, und dafür mußten ihr dieſe, wenn ſie die Pfanne zurückbrachten, etwas von dem Gebackenen mitgeben.

Nun begab es ſich eines Tages, daß die Alte ausgehen mußte und die Enkelin allein zu Hauſe ließ. Da kam eine Nachbarin und ſprach: „Ich habe einige Fiſche bekommen und möchte ſie backen; thu mir den Gefallen und gib mir die Pfanne.“ Da gab das Mädchen ihr die Pfanne, und die Nachbarin buk die Fiſche, und als ſie die Pfanne zurückbrachte, brachte ſie auch vier gebackene Fiſche auf einem Teller. Da nun das Mädchen die ſchöngebackenen Fiſche ſah, die ſo angenehm rochen, konnte ſie der Verſuchung nicht widerſtehen und aß ein kleines Stückchen davon, und da es ihr ſo gut ſchmeckte, ſo aß ſie nach und nach alle vier Fiſche auf. Als die Großmutter nach Hauſe kam, frug ſie gleich: „Hat die Nachbarin keine Fiſche gebracht?“ „Ich habe ihr die Pfanne geliehen,“ ſprach das Mädchen, „ſie hat aber keine Fiſche dafür gebracht.“ Da ging die Großmutter zornig zur Nachbarin und rief: „Was ſoll das heißen? Ihr habt euch meine Pfanne geholt und habt mir nichts von eurem Gebackenen gebracht!“ Die Nachbarin aber antwortete: „Was ſagt ihr nur? Ich habe ja vier Fiſche bei Seite gelegt, und ſie eurer Enkelin gegeben!“ Da lief die Großmutter ſchnell nach Hauſe zurück und ſchalt und ſchlug ihre Enkelin, daß dieſe laut ſchrie und weinte.

Gerade in dem Augenblicke ritt der Königsſohn vorbei, der auf die Jagd gegangen war. Als er nun den ſchrecklichen Lärm hörte, hielt er ſein Pferd an und frug die alte Frau, warum ſie das Mädchen ſo prügle. Die Großmutter aber ſchämte ſich zu ſagen, daß ihre Enkelin ihr die Fiſche aufgegeſſen hatte, darum antwortete ſie: „Königliche Hoheit, meine Enkelin thut den ganzen Tag nichts als ſpinnen, und ſpinnt jeden Tag drei Rottoli Flachs. Zu ihrem eigenen Beſten muß ich ſie ſchlagen, damit ſie nur einmal die Spindel weglegt.“ Als der Königsſohn das hörte und das ſchöne Mädchen anſah, ſprach er: „Wenn eure

Digitized by Google

Enkelin ſo fleißig iſt, ſo will ich ſie auf mein Schloß mitnehmen, und ſie ſoll meine Gemahlin werden."

Da nahm er ſie mit und brachte ſie auf ſein Schloß zu ſeinem Vater, dem alten König, und erzählte ihm Alles. „Gut," ſprach der König, „wenn ſie jeden Tag drei Rottoli Flachs ſpinnen kann, ſo muß ſie in einem Monat ſechzig Rottoli zu ſpinnen im Stande ſein. Und wenn ſie das vollbracht hat, ſo ſoll ſie deine Frau werden." Da führte er das Mädchen in ein großes Zimmer, in dem ſechzig Rottoli Flachs lagen, und darin wurde ſie eingeſperrt, und nur jeden Abend ließ der König ſie holen, damit ſie an der Abendunterhaltung*) Theil nehme.

Das arme Mädchen aber weinte Tag und Nacht, denn es konnte ja unmöglich all den Flachs ſpinnen.

Da ſie nun eines Tages wieder ſo ſaß und weinte, ſtand auf einmal ein feiner Herr vor ihr, das war aber niemand anders als Meiſter Paul**). „Warum weinſt du?" frug er ſie. Da erzählte ſie es ihm, und der Teufel antwortete: „Gut, ich will dir all dieſen Flachs ſpinnen laſſen, und am letzten Tag des Monats ſoll er fertig ſein. Wenn ich ihn aber wiederbringe und du vermagſt mir meinen Namen nicht zu ſagen, ſo gehörſt du mir und mußt mir folgen." Das verſprach das Mädchen, und Meiſter Paul nahm den Flachs mit und verſchwand.

Nun ſann aber das arme Mädchen Tag und Nacht darüber nach, wie der Fremde wohl heißen möge, und da ihr nichts einfiel, ſo weinte ſie in Einem fort, und wurde mit jedem Tage magerer und trauriger, und wenn ſie am Abend zum König geführt wurde, ſo ſaß ſie ſtill da, ſprach nicht und lachte nicht. Dem König aber that es leid als er ſie ſo traurig ſah, und er ließ im ganzen Land verkünden, wer die Braut ſeines Sohnes zum Lachen bringen könne, dem werde er ein königliches Geſchenk machen.

Da kamen von allen Seiten Leute herbei, reiche und arme, und erzählten ihr jeden Abend ſpaßige Geſchichten, aber ſie lachte doch nicht,

*) Conversazione.
**) Mastru Paulu, der Teufel.

ſondern wurde immer ſtiller, denn es fehlten noch drei Tage bis zum Ende des Monats.

Da kam am letzten Abend noch ein altes Bäuerlein zum Schloß und wollte hinaufgehen. „Was willſt du im Palaſte des Königs?“ frugen ihn die Schildwachen. „Ich weiß eine ſpaßige Geſchichte, die will ich der Braut des Königsſohnes erzählen, ob ich ſie vielleicht zum Lachen bringe.“ „Ach, geh doch, du dummer Bauer, nun iſt es bald ein Monat, daß jeden Abend Leute kommen, um die junge Königin zum Lachen zu bringen, und es iſt noch Keinem gelungen. Was ſoll deine einfältige Geſchichte nutzen!“ Der Bauer aber ſchrie immerfort: „Ich will hinaufgehen, vielleicht iſt meine Geſchichte doch nicht ſo einfältig.“

Als nun der König den Lärm hörte, frug er, was es gebe. Da ſagten ihm ſeine Miniſter, unten ſei ein Bauer, der wolle der jungen Königin eine Geſchichte erzählen, und die Schildwachen wollten ihn nicht durchlaſſen. „Warum denn nicht?“ ſprach der König, „laßt ihn doch nur heraufkommen.“ Da kam der Bauer herauf und trat vor das Mädchen und ſprach: „Excellenz, hört wie es mir ergangen iſt. Ich war heute in den Wald gegangen um Holz zu holen, als ich auf einmal einen ſonderbaren Geſang hörte, der alſo lautete:

„„Spinnet, ſpinnet, ſpinnen wir,
Die ſchöne Frau erwarten wir,
Spinnet, ſpinnet, ſpinnet fleißig,
Beſenſtiel, ſo heiß ich.““ *)

Als das Mädchen das hörte, merkte ſie gleich, wer da geſungen hatte, und fing in ihrer Freude an laut zu lachen, und wurde gleich munter und geſund. Da machte der König dem Bauer ein ſchönes Geſchenk und entließ ihn voller Freude.

Als nun die Jungfrau wieder in ihre Kammer geführt wurde,

---

*) »Filati, filati, filamu,
Sta sira a Signura aspettamu,
Filati, filati, filamu,
Lignu di scupa iu mi chiamu.«

ſprach der König: „Morgen mußt du mit deinem Flachs fertig ſein, und dann wollen wir auch gleich die Hochzeit feiern.“ Da ſetzte ſie ſich in die Kammer und wartete auf den Meiſter Paul; um Mitternacht erſchien er auch richtig und brachte den Flachs mit, der war wunderſchön geſponnen und gehaspelt. „Hier iſt der Flachs,“ ſprach Meiſter Paul. „weißt du nun, wie ich heiße?“ „Beſenſtiel heißeſt du,“ rief ſie luſtig. Da hatte er keine Macht mehr über ſie, und verließ ſie im großen Zorn. Das Mädchen aber ſchlief ruhig die ganze Nacht, und als am Morgen der König in die Kammer trat, und den ſchöngeſponnenen Flachs ſah, ward er ſehr erfreut und ſprach: „Nun ſollſt du auch die Frau meines Sohnes werden.“

Da hielten ſie drei Tage Feſtlichkeiten, und der Königsſohn heirathete das ſchöne Mädchen, und ſie blieben glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachſehen.

---

85. Vom Crivòliu.

Es waren einmal ein Bruder und eine Schweſter, die hatten weder Vater noch Mutter, und lebten allein zuſammen. Da ſie ſich nun ſo lieb hatten, ſo begingen ſie eine Sünde, die ſie nicht hätten begehen ſollen. Als nun die Zeit herankam, gebar die Schweſter einen Knaben, den ließ der Bruder heimlich taufen. Dann ätzte er auf ſeine Schulter ein Kreuz ein, mit dieſen Worten: „Crivòliu, der getauft iſt; Sohn eines Bruders und einer Schweſter.“ *) Als das Knäblein ſo gezeichnet war, legte er es in ein Käſtchen, und warf das Käſtchen ins Meer hinaus.

Nun begab es ſich, daß eben ein Fiſcher ausgegangen war zu fiſchen, und das Käſtchen auf dem Meere herumtreiben ſah. „Es wird wohl irgendwo ein Schiff untergegangen ſein,“ dachte er, „ich will das Käſtchen holen, vielleicht iſt etwas Brauchbares darin.“ Da ruderte er hin und nahm das Käſtchen. Als er es aber öffnete und das feine

---

*) Crivòliu vattiatu, figghiu di frati e soru.

Knäblein darin ſah, erbarmte er ſich des unſchuldigen Kindes, brachte es heim zu ſeiner Frau und ſprach: „Liebe Frau, unſer jüngſtes Kind iſt nun ſchon alt genug, daß wir es entwöhnen können, ſäuge nun ſtatt deſſen dieſes arme unſchuldige Kind.“ Da nahm die Frau den kleinen Crivòliu und ſäugte ihn, und hatte ihn ſo lieb, als wäre er ihr eigenes Kind. Der Knabe aber wuchs heran und gedieh, und wurde täglich größer und ſtärker.

Die Söhne des Fiſchers aber waren eiferſüchtig, daß ihre Eltern das kleine Findelkind eben ſo lieb hatten wie ſie, und wenn ſie mit Crivòliu ſpielten und in Streit geriethen, ſo nannten ſie ihn einen „Findling“. Da betrübte ſich der Knabe in ſeinem Herzen und kam zu ſeinen Pflegeeltern und ſprach: „Liebe Eltern, ſagt mir doch, bin ich wirklich euer Sohn nicht?“ Die Fiſchersfrau aber ſprach: „Wie ſollteſt du mein Kind nicht ſein? Habe ich dich doch an meiner Bruſt geſäugt.“ Den Kindern aber verbot der Fiſcher ſtreng, den kleinen Crivòliu nicht „Findling“ zu nennen.

Als nun der Knabe größer wurde, ſchickte ihn der Fiſcher mit ſeinen Söhnen in die Schule. Die Kinder aber, da ihr Vater es nicht hören konnte, fingen ſie wieder an, den kleinen Crivòliu zu verſpotten und „Findling“ zu nennen, und die anderen Kinder in der Schule thaten es auch. Da kam Crivòliu wieder zu ſeinen Pflegeeltern und frug ſie, ob er denn nicht ihr Sohn wäre. Sie aber redeten es ihm aus und hielten ihn hin, bis er vierzehn Jahre alt war. Da konnte er es nicht mehr aushalten, immer „Findling“ genannt zu werden, ging zu dem Fiſcher und ſeiner Frau und ſprach: „Liebe Eltern, ich beſchwöre euch, daß ihr mir ſagt, ob ich euer Sohn ſei oder nicht.“ Da erzählte ihm der Fiſcher, wie er ihn gefunden habe, und was auf ſeiner Schulter zu leſen ſei. „So will ich ausziehen, und Buße thun für die Sünde meiner Eltern,“ ſprach Crivòliu. Die Fiſchersfrau weinte und jammerte und wollte ihn nicht fortlaſſen; Crivòliu aber ließ ſich nicht halten und wanderte fort in die weite Welt.

Nachdem er eine lange Zeit gewandert war, kam er endlich eines

Digitized by Google

Tages in eine einsame Gegend, darin stand nur ein Wirthshaus. Da frug er die Wirthin: „Saget mir doch, gute Frau, ist wohl hier in der Nähe eine Höhle, zu der ihr allein den Eingang wißt?“ Da antwortete sie: „Ja, mein schöner Jüngling, ich weiß eine solche Höhle und will euch gerne hinführen.“ Da nahm Crivòliu zwei Grani Brot und einen kleinen Krug Wasser mit, und ließ sich von der Wirthin die Höhle zeigen. Die lag ziemlich weit von dem Wirthshaus entfernt, und der Eingang war von Dornen und Gestrüpp so bedeckt, daß er kaum in die Höhle eindringen konnte. Da schickte er die Wirthin zurück, kroch in die Höhle, legte das Brot und den Krug auf den Boden, kniete dann nieder und that so mit gekreuzigten Armen Buße für die Sünde seiner Eltern.

So vergingen viele, viele Jahre, ich weiß nicht wie viele, aber so viele, daß seine Knie Wurzel schlugen und er am Boden festgewachsen war.

Nun begab es sich, daß in Rom der Pabst starb, und es sollte ein neuer gewählt werden. Da versammelten sich alle Cardinäle, und man ließ eine weiße Taube fliegen, denn derjenige, auf dem sie sich niederlassen würde, sollte Pabst sein. Die weiße Taube kreiste einigemale in der Luft, ließ sich aber auf Keinen nieder. Da berief man alle Erzbischöfe und Bischöfe, und ließ die weiße Taube wieder fliegen, sie setzte sich aber auf Keinen derselben. Nun versammelte man alle Priester und alle Mönche und Einsiedler, aber die weiße Taube wollte Keinen davon erwählen. Das Volk war in großer Verzweiflung, und die Kardinäle mußten ausziehen und im ganzen Land erforschen, ob irgendwo ein Einsiedler noch zu finden sei, und viel Volks begleitete sie.

So kamen sie denn auch endlich an das Wirthshaus in der einsamen Gegend, und frugen die Wirthin, ob sie vielleicht einen Einsiedler oder Büßenden wüßte, der noch unbekannt wäre. Da antwortete die Wirthin: „Vor vielen Jahren ist ein trauriger Jüngling hergekommen, der hat sich von mir in eine Höhle führen lassen, um Buße zu thun. Der ist aber gewiß schon lange todt, denn er hat nur zwei Grani Brot und einen Krug Wasser mitgenommen.“ Die Kardinäle aber sprachen. „Wir wollen doch einmal sehen, ob er noch lebt; führet uns zu ihm.“ Da

führte ſie die Wirthin zur Höhle; man konnte aber kaum mehr den Eingang erkennen, ſo dicht war er mit Dornen bewachſen, und die Knechte mußten erſt mit Beilen die Dornen und das Geſtrüpp wegräumen, ehe man hinein konnte. Da ſie nun hineindrangen, ſahen ſie den Crivòliu in der Höhle knieen mit gekreuzten Armen, und ſein Bart war ſo lang geworden, daß er bis auf den Boden reichte, und vor ihm lag noch das Brot, und daneben ſtand noch der Krug mit Waſſer; denn er hatte alle die Jahre hindurch nicht gegeſſen und nicht getrunken. Als man nun die weiße Taube fliegen ließ, flog ſie einen Augenblick im Kreiſe herum und ließ ſich dann auf das Haupt des Büßenden nieder. Da erkannten die Cardinäle, daß er ein Heiliger war, und baten ihn, er möchte doch mit ihnen kommen und ihr Pabſt ſein. Als ſie ihn aber aufheben wollten, merkten ſie, daß ſeine Knie am Boden feſtgewachſen waren, und mußten erſt die Wurzeln abſchneiden. Da nahmen ſie ihn mit nach Rom und er wurde Pabſt.

Nun begab es ſich, daß zu derſelbigen Zeit die Schweſter zu ihrem Bruder ſprach: „Lieber Bruder, da wir noch jung waren, haben wir eine Sünde begangen, die wir noch nicht gebeichtet haben, denn nur der Pabſt kann uns davon abſolviren. So laß uns denn nach Rom gehen, ehe der Tod uns überraſcht, und daſelbſt unſre Sünde beichten.“ Da machten ſie ſich auf, nach Rom zu gehen, und als ſie ankamen, gingen ſie in die Kirche, wo der Pabſt im Beichtſtuhl ſaß.

Als ſie aber mit lauter Stimme gebeichtet hatten, denn dem Pabſt beichtet man immer öffentlich, ſprach der Pabſt: „Seht, ich bin euer Sohn, denn auf meiner Schulter ſteht das Zeichen, von dem ihr ſagt. Für eure Sünde habe ich viele Jahre Buße gethan, bis ſie euch vergeben worden iſt. So abſolvire ich euch denn von eurer Sünde, und ihr ſollt bei mir wohnen und es gut haben.“ So blieben ſie bei ihm, und als die Zeit kam, rief der Herr ſie alle drei in ſein Himmelreich.

Digitized by Google

86. Von dem frommen Kinde.

Es war einmal ein frommer gottesfürchtiger Bauer. Der fand eines Tages im Felde ein armes kleines Kind liegen. „Ach, du unschuldiges Würmchen," rief er, „welche nichtswürdige Mutter hat dich deinem Schicksale überlassen! Ich will dich mitnehmen und aufziehen." Da nahm er das Kind mit und zog es auf, und seitdem er das Kind bei sich hatte, ging ihm Alles gut von Statten. Seine Bäume trugen reichlich schöne Früchte, das Korn und der Wein geriethen und der Bauer hatte sein gutes Auskommen.

Das Kind wuchs und wurde ein guter frommer Knabe; er war aber einfältig und wußte nichts von unserm Heiland und nichts von den Heiligen. Da er nun einmal mit Lehm spielte, bildete er daraus große und kleine Kugeln und reihte sie zu einem Rosenkranz auf, und brachte ihn ganz richtig zu Stande, und es fehlte auch kein gloria patri daran. Der Bauer, da er das sah, ward sehr verwundert und beschloß ihn einmal mit nach Catania zu nehmen. „Willst du mit mir kommen?" frug er ihn eines Morgens, „ich reite nach Catania." „Thut, wie ihr wollt, Massaro," antwortete der Knabe, und ging mit dem Bauer zur Stadt.

Als sie nun in die Nähe des Domes kamen, sprach der Bauer: „Gehe ein wenig in die Kirche hinein, bis ich meine Geschäfte beendet habe." Da ging der Knabe in den Dom und sah alle die goldenen und seidenen Gewänder und die gestickten Altardecken und die vielen Blumen und Kerzen, und verwunderte sich sehr darüber, denn er hatte noch nie etwas Derartiges gesehen. Endlich kam er auch an den Altar, wo das Crucifix stand und kniete auf den Altarstufen nieder und redete das Crucifix an: „Cumpareddu*), warum hat man euch an dieses Holz genagelt? Habt ihr etwas Böses gethan?" Da nickte das Crucifix mit dem Kopf. „Ach, armer Cumpareddu, das müßt ihr nun nicht wieder thun, denn

*) Diminutiv von Cumpare, Gevatter.

ſeht wie viel ihr nun leiden müßt." Und der Herr nickte wieder mit dem Kopf.

So trieb er es eine lange Zeit und redete mit dem Crucifix, bis die Meſſen alle aus waren, und der Sakriſtan die Kirchthüre ſchließen wollte. Da er nun den kleinen Bauernknaben da knien ſah, bat er ihn, aufzuſtehen und die Kirche zu verlaſſen. „Nein," antwortete das Kind, „ich bleibe hier, denn dieſer arme Mann bleibt ſonſt ganz allein. Erſt habt ihr ihn an das Holz genagelt, und nun überlaßt ihr ihn ſeinem Schickſal. Nicht wahr, Cumpareddu, ihr habt es gern, daß ich bei euch bleibe?" Und der Herr nickte mit dem Kopf. Da der Sakriſtan das hörte und ſah, ging er voll Schrecken zum Canonicus und erzählte ihm Alles. Der aber ſprach: „Das iſt gewiß eine heilige Seele; laſſet den Knaben gewähren und bringet ihm einen Teller Maccaroni und etwas Wein." Als der Sakriſtan dem Knaben die Maccaroni und den Wein brachte, ſprach er: „Setzet es nur dahin, ich werde gleich eſſen." Dann wandte er ſich zum Crucifix und ſprach: „Cumpareddu, ihr ſeid wohl hungrig; wer weiß, wie lange ihr nichts gegeſſen habt. Nehmt ein wenig Maccaroni." Da kletterte er auf den Altar und gab dem Herrn von ſeinen Maccaroni mit, und der Herr aß ſie. Dann ſprach er wieder: „Cumpareddu, ihr ſeid wohl auch durſtig? Trinkt ein wenig von meinem Wein," und gab dem Herrn auch von dem Wein zu trinken, und der Herr trank. Als er aber ſeine Speiſe und Trank mit dem Herrn getheilt hatte, fiel er um und war todt, und ſeine Seele flog zum Himmel und lobte Gott. Der Canonicus aber war hinter dem Altar verſteckt, und als er den verklärten Leib des Knaben ſah, ließ er in der ganzen Stadt verkündigen, es ſei ein Heiliger im Dom, und ließ ihn in einen goldnen Sarg legen. Da kamen die Leute und ſahen den verklärten Leib und beteten ihn an. Der Bauer aber kam auch und erkannte den kleinen Knaben, den er aufgezogen hatte, und dankte Gott, der ihm dieſe Gnade erzeigt hatte. Dann kehrte er in ſeine Wohnung zurück, und was er unternahm gelang, alſo daß er ein reicher Mann wurde.

Er that aber mit ſeinem Gelde den Armen viel Gutes, und lebte

ein heiliges Leben, und als er ſtarb, erwarb er ſich das Paradies. Und ſo möge es uns auch ergehen.

---

87. Vom Sant' Onirià oder Nerià.

Es waren einmal zwei Jäger, die gingen zuſammen auf die Jagd. Da ſie nun im Walde waren, brach die Nacht herein, und ſie konnten den Ausweg nicht mehr finden. Wie ſie nun ſo herumirrten, ſahen ſie von Weitem ein kleines Licht, und da ſie näher hinzugingen, fanden ſie eine Hütte, in der braunte ein helles Feuer. Es war aber keine menſchliche Seele darin. Da gingen ſie hinein und fanden einen gedeckten Tiſch, an den ſetzten ſie ſich, aßen und tranken ſoviel ihr Herz begehrte und rückten dann ihre Stühle an den Heerd, um ſich zu wärmen. Wie ſie nun da ſaßen, ſprach der Eine: Riechſt du nicht den paradieſiſchen Wohlgeruch, der die Hütte erfüllt? Wo mag der wohl herkommen?" „Er ſcheint aus dem Feuer zu kommen," antwortete der Andere, und riß das brennende Holz auseinander. Da fanden ſie unter dem Holz ein großes, ſchönes Herz, das verbreitete einen ſolchen Wohlgeruch, wie man nirgends etwas Schöneres finden konnte. „Nehmen wir es mit," ſagte der eine Jäger, bückte ſich und nahm das Herz aus dem Feuer und ſteckte es ein. Die beiden Jäger brachten ruhig die Nacht in der Hütte zu, und als es Tag geworden war, fanden ſie ſich wieder aus dem Wald heraus.

Da ſie nun eine Weile gegangen waren, kamen ſie an einem Wirthshaus vorbei. Da ſprach der Eine: „Mich hungert; wir wollen in dieſes Wirthshaus eintreten und etwas eſſen." Alſo traten ſie ein, und der Wirth brachte ihnen etwas zu eſſen. Weil es aber ein warmer Tag war, ſo zogen die beiden Jäger ihre Jacken aus und legten ſie auf einen Stuhl. Nun hatte der Wirth eine einzige Tochter, die war ein wunderſchönes Mädchen und dabei fromm und tugendhaft. Dieſe diente den beiden Jägern, und ſo oft ſie an den Jacken vorbeikam, ſtieg ihr der Wohlgeruch in die Naſe. Da wurde ſie neugierig, und als die beiden Jäger mit ihrem Eſſen beſchäftigt waren, unterſuchte ſie die

Taſchen, um nachzuſehen, was ſo wohl rieche. Als ſie nun das wunderſchöne Herz erblickte, konnte ſie dem Verlangen nicht widerſtehn und nahm es mit in ihre Kammer. Die Jäger aber merkten Nichts, nahmen ihre Jacken und gingen fort. Die Wirthstochter legte das ſchöne Herz auf ihren Tiſch und erfreute ſich an dem herrlichen Wohlgeruch, den es verbreitete.

Eines Tages nun, da ſie es wieder anſchaute, ergriff ſie ein heftiges Verlangen, es zu eſſen, und ſo aß ſie es. Nicht lange aber, ſo ward ſie guter Hoffnung. Als nun ihr Vater es merkte, ward er ſehr zornig und wollte ſie todtſchlagen. Die Mutter aber bat ihn, er möge ſie doch verſchonen, wenn ſie gleich eine Sünde begangen habe; ſie ſei ja doch ihr einziges Kind. „Was geht mich das an?“ ſchrie der Wirth. „Sie hat Schmach und Schande auf mein Haus gebracht, und wenn ſie mir nicht ſagt, mit wem ſie ſich vergangen hat, ſo ſchlage ich ſie todt.“ „Ach, Vater,“ weinte das Mädchen, „ich habe ja kein Unrecht gethan.“ Er aber wollte es ihr nicht glauben und ſchlug und mißhandelte ſie jeden Tag.

Als er nun eines Tages wieder ſo ſchrie und tobte, kam die Pathin des Mädchens vorbei, die war eine fromme, gottesfürchtige Frau, und hatte das Mädchen von Herzen lieb. „Gevatter, ſprach ſie, „was ſeid ihr ſo erzürnt?“ Da erzählte ihr der Wirth im großen Zorn, wie es mit ſeiner Tochter ſtehe, die Frau aber ſprach: „Gevatter, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Das Mädchen iſt doch ſonſt ſo fromm und tugendhaft geweſen, es wird ſich jetzt nicht vergangen haben. Thut mir den Gefallen und mißhandelt es nicht, früher oder ſpäter muß die Wahrheit an das Licht kommen.“

Der Wirth wollte Nichts hören, die Gevatterin aber träumte in derſelben Nacht einen wunderbaren Traum. Es erſchien ihr ein Heiliger, der ſprach: „Ich bin Sant' Onirià, und bin vom Feuer verzehrt worden. Nur mein Herz iſt übrig geblieben, auf daß ich von Neuem geboren würde. Dieſes Herz hat die Tochter des Wirthes gegeſſen, und hat mich empfangen in ihrem Leib. Sie iſt aber dennoch eine Jungfrau,

wie Maria war. Sage dies Alles ihrem Vater, auf daß er ſie nun nicht mehr mißhandle." Die Gevatterin weckte ſogleich ihren Mann und erzählte ihm ihren Traum, der aber meinte: „Es war eben ein Traum, und hat wohl Nichts zu bedeuten," und ſchlief wieder ein. Da legte ſich auch die Gevatterin wieder nieder, aber ſiehe da, ſie träumte denſelben Traum noch einmal. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," dachte ſie, und als es Tag wurde, machte ſie ſich auf, ging zum Wirth und erzählte ihm Alles. Der aber wollte es nicht glauben, ſchrie und tobte weiter, bis die Gevatterin ſagte: „Gevatter, wenn ihr eure Tochter noch ferner mißhandelt, ſo beleidigt ihr den Sanct Johannes*), denn ihr verweigert mir die einzige Bitte, die ich an euch richte. — Als nun ihre Stunde kam, gebar die Wirthstochter einen wunderſchönen Knaben, der wuchs und gedieh und wurde mit jedem Tage ſchöner. Sein Großvater aber mochte ihn nicht leiden, und mißhandelte ihn ebenſo wie ſeine Mutter.

Als das Kind nun fünf Jahre alt war, ſprach eines Tages der Wirth zum Mann von der Gevatterin: „Gevatter, ich gehe in die Stadt, wollt ihr mich begleiten?" „Großvater, ich will auch mit," rief der Knabe. „Geh weg, du Sohn einer nichtswürdigen Mutter," ſchrie der Wirth, „muß ich dich erſt noch überall auf meinem Wege finden?" „Laß es gut ſein, Gevatter," ſprach der Andere, „ich will den Knaben ſchon führen." Alſo machten ſich die beiden Männer auf den Weg und gingen nach Catania.

Unterwegs kamen ſie an einer Stelle vorbei, da lag viel Koth und Schmutz. „Seht, Großvater," ſprach der Knabe, „ich wünſche Euch, daß ihr darinnen wühlen möget." „O, du ungerathenes Kind!" rief der Wirth, „ſolche gottloſe Wünſche hegſt du! Jetzt ſchlage ich dich todt." Der Gevatter aber legte ſich ins Mittel, und beſänftigte den Wirth. Wieder nach einer Weile ſahen ſie einen Todten, der war ſo arm geweſen, daß man ihm nicht einmal einen Sarg gemacht hatte, ſondern zwei Män-

*) Schutzheiliger der Gevattern.

ner trugen ihn auf einer Leiter in die Kirche. „Seht, Großvater," ſprach der Knabe, „ich wünſche Euch, daß ihr ſein möget, wie dieſer, wenn ihr einmal ſterbet." Da wurde der Wirth noch viel zorniger und wollte ihn mit aller Gewalt todt ſchlagen, der Gevatter aber beſchützte das Kind, bis er ſich beruhigt hatte.

Als ſie nun noch eine Strecke gegangen waren, begegnete ihnen ein großer Leichenzug, denn es war ein reicher Mann geſtorben, und ſeine Leiche wurde in einem koſtbaren Sarg auf einem ſchönen Wagen gefahren, und die Mönche begleiteten ihn mit brennenden Kerzen. „Warum wünſcheſt du nicht, daß ich ſein möge wie dieſer?" ſprach der Wirth. „Nein, Großvater, das wünſche ich euch nicht," antwortete der Knabe, und der Wirth wollte ihn in ſeinem Zorn wieder todtſchlagen, ſo daß der Gevatter das Kind in Schutz nehmen mußte.

Als ſie nun in Catania ihre Geſchäfte beendigt hatten, kehrten ſie wieder nach Hauſe zurück, und als ſie an die Stelle kamen, wo ſie dem großen Leichenzug begegnet waren, ſprach der Knabe: „Großvater, leget euer Ohr an den Boden, und horchet ein wenig." „Soll ich erſt noch deinen Launen gehorchen?" ſchrie der Wirth. Der Gevatter aber ſagte: „Werdet doch nicht gleich ſo zornig, Gevatter, und thut dem unſchuldigen Kinde ſeinen Willen." Da ließ ſich der Wirth bereden, und als er ſein Ohr an den Boden legte, hörte er ein großes Getöſe, wie von eiſernen Keulen, und Heulen und Wehklagen. „Seht ihr, Großvater," ſprach der Knabe, das ſind die Teufel, die die Seelen der Sünder peinigen, und die Seele, die ſie eben empfangen, iſt die Seele des reichen Mannes, dem wir an dieſer Stelle begegnet ſind." Der Wirth richtete ſich betroffen auf, und ſah den Gevatter an und ſagte leiſe: „das Kind muß mehr wiſſen als wir."

Als ſie nun eine Strecke gegangen waren, kamen ſie an den Ort, wo ſie den armen Mann auf der Leiter geſehen hatten. „Großvater, leget noch einmal euer Ohr an den Boden, und horchet ein wenig." Diesmal widerſprach der Wirth nicht, ſondern legte ſogleich ſein Ohr an den Boden. Da hörte er die heiligen Engel Halleluja ſingen, und alle

die Seligen mit ihnen. „Seht, Großvater, das ſind die Seligen und Heiligen, die mit Geſang die Seele des armen Mannes empfangen, dem wir an dieſer Stelle begegnet ſind, und deshalb wünſche ich euch zu ſterben, wie dieſer, und nicht wie jener reiche Sünder.“ Der Wirth konnte gar nichts ſagen, aber er nahm nun ſelbſt das Kind an die Hand und führte es.

Nach einer Weile kamen ſie an die Stelle, wo der Koth und der Schmutz lagen. „Großvater, grabet hier einmal nach,“ ſprach das Kind, und als der Wirth gehorchte, fand er einen großen Keſſel voll Gold. Da ſprach das Kind: „Dieſes Geld gehört euch, Großvater. Ihr ſeid freilich ſchon ein reicher Mann, aber ihr habt euer Geld nicht wohl angewendet, denn ihr ſeid ein hartherziger Mann und habt Wucher getrieben. Beſſert euch, daß wir uns einſt wiederſehen mögen. Ich bin Sant' Oniria, und meine Mutter iſt eine Jungfrau wie Maria. Küſſet ihr die Hand und haltet ſie in Ehren, denn ich kehre nun ins Paradies zurück.“ „Werden wir dich denn niemals wiederſehen, mein Kind?“ frug der Wirth. „Dann werdet ihr mich wiederſehn, wenn der Todte mit den Lebendigen ſpricht,“ antwortete der Heilige, ſegnete ſeinen Großvater und ward in den Himmel erhoben. Der Wirth und ſein Gevatter kehrten nach Hauſe zurück und erzählten Alles, was ſie geſehen hatten. Die Wirthstochter aber weinte um ihr verlorenes Kind. Nun vergingen viele Jahre.

Da begab es ſich eines Tages, daß zwei Männer in dem Wirthshaus übernachteten, und in der Nacht ermordete der Eine von ihnen ſeinen Gefährten, und verſteckte ihn unter das Stroh. Am nächſten Morgen aber ſprach er zum Wirth: „Mein Freund iſt ſchon in der Nacht fortgegangen, weil er ſehr eilig war, und hat mir das Geld für Euch zurückgelaſſen. Alſo wußte der Wirth Nichts von dem Mord, der in ſeinem Hauſe geſchehen war.

Nach einiger Zeit aber kamen wieder einige Reiſende, und ſchliefen in demſelben Zimmer, wo der Todte noch unter dem Stroh verſteckt lag. Da ſie aber einen ſo ſchlechten Geruch verſpürten, ſo unterſuchten ſie das

Stroh und fanden die Leiche. Da liefen ſie eilends zum Gericht, das kam und verhafteten den Wirth, und weil ihn alle Leute für den Mörder hielten, ſo wurde er zum Tode verurtheilt und zum Galgen geführt. Als er nun ſchon auf der Leiter ſtand, kam auf einmal ein wunderſchöner Jüngling auf einem weißen Roß angeſprengt und wehte mit einem weißen Tuche und rief: „Haltet ein! Gnade, Gnade!“ Als er nun herankam, wurde er umringt und vor den Richter geführt, der frug ihn, warum er die Hinrichtung unterbrochen habe. „Begleitet mich in die Kirche, wo der Ermordete liegt, ſo ſollt ihr Alles erfahren,“ ſprach der Jüngling, und ſo gingen ſie in die Kirche, und viel Volks begleitete ſie. Der Jüngling aber trat an den Sarg heran und ſprach: „Steh auf, Todter, und ſprich mit den Lebendigen, und ſage uns, wer dich ermordet hat.“ Da richtete ſich der Todte auf und ſprach: „Der Wirth iſt unſchuldig; mein treuloſer Gefährte hat mich umgebracht.“

Als die Leute das hörten, befreiten ſie den Wirth und baten ihn um Verzeihung, und der ſchöne Jüngling ſprach zu ihm: „Kehret nun nach Hauſe zurück, ich will euch begleiten.“ Wie ſie aber nach Hauſe kamen, wo die Wirthin und ihre Tochter noch bitterlich weinten, ſprach der ſchöne Jüngling: „Weinet nicht, hier iſt euer Mann und euer Vater, denn ſeine Unſchuld iſt an den Tag gekommen.“ Dann trat er auf die Wirthstochter zu, küßte ihr die Hand, ob ſie es ihm gleich wehren wollte und ſprach: „Segnet mich, Mutter; ich bin Sant' Onirià, euer Sohn, und bin wiedergekommen, die Unſchuld meines Großvaters an den Tag zu bringen. Nun muß ich wieder von euch fort, aber wenn ihr heilig lebt, ſo werden wir uns im Himmel wieder ſehn.“ Da ſegnete er ſie, und ward in den Himmel erhoben. Seine Mutter aber und ſeine Großeltern führten ein heiliges Leben, und thaten den Armen viel Gutes, und als ſie ſtarben, kamen ſie auch in den Himmel. Und ſo möge es uns auch gehen.

Digitized by Google

88. Die Geſchichte vom Spadònia.

Es war einmal ein König, der war fromm und gottesfürchtig, und hatte eine beſondere Verehrung für die heiligen Seelen im Fegefeuer. Um ihnen nun etwas Gutes zu erweiſen, ließ er jeden Morgen einen großen Backofen voll friſchen Brotes backen; der Herr aber ſandte ihm jeden Morgen ein Eſelchen mit zwei Körben aus Baſt*), darein packte der König das Brot, und das Eſelchen brachte es zu den heiligen Seelen im Fegefeuer. Als aber ſeine Zeit um war, wurde der König krank, und da er fühlte, daß es mit ihm zum Sterben ging, rief er ſeinen einzigen Sohn Spadònia herbei und ſprach zu ihm: „Lieber Sohn, ich muß nun ſterben, verſprich mir, daß du daſſelbe thun willſt, was ich ſo lange gethan habe. Jeden Morgen mußt du das Brot für die armen Seelen im Fegefeuer backen laſſen, und es dem Eſelchen aufladen."

Spadònia verſprach Alles, und der König ſtarb; der Sohn aber ließ auch ferner jeden Morgen das Brot backen, und der Herr ſandte ihm das Eſelchen, und er ſchickte mit demſelben das Brot zu den armen Seelen im Fegefeuer.

Eines Tages aber dachte Spadònia: „Hier lade ich nun ſchon ſeit ſo langer Zeit dem Eſelchen das Brot auf, und weiß doch eigentlich nicht, ob ich damit etwas Gutes oder Schlimmes thue"**). Alſo rief er ſeinen vertrauten Diener herbei, und ſprach zu ihm: „Peppe, du mußt mir einen Dienſt leiſten. Morgen früh, wenn das Eſelchen kommt, mußt du dich darauf ſetzen, und hinreiten, wo es dich hinbringt, um zu erfahren, ob ich etwas Gutes oder etwas Schlimmes damit thue, daß ich jeden Morgen das Brot backen laſſe. Am andern Morgen, wenn es dann wiederkommt, kehrſt auch du zurück, und erzählſt mir Alles, was du geſehn und gehört haſt."

---

*) Zimmili.

**) Eigentlich, ob ich ſündige, oder etwas Verdienſtliches thue, se peeu o meritu.

Digitized by Google

Am nächſten Morgen, als das Eſelchen kam, um das Brot in Empfang zu nehmen, ſetzte ſich der Diener auf und ritt, wohin das Eſelchen ihn trug. Auf dem Wege kam er zuerſt an ein klares Waſſer, das floß ſo rein und hell, daß es eine Freude war. Er ritt darüber, und bald kam er an einen Strom, der floß von lauter Milch. Wieder nach einem Weilchen kam er an einen andern Strom, der floß von lauter Blut. Als er noch ein wenig weiter geritten war, ſah er ein ſchönes, grünes Stück Land, auf dem das prächtigſte Gras wuchs; die Ochſen aber, die darauf weideten, waren mager und armſelig. Gleich darauf aber kam er an ein anderes Stück Land, auf dem wuchs nur ſpärlich etwas ſchlechtes, verdorrtes Gras, die Ochſen aber, die darauf weideten, waren prächtige und fette Thiere. Endlich kam er an einen Wald, darinnen ſtanden viele Bäume, kleine und große, alle durcheinander. Ein ſchöner Jüngling aber ſtand mitten dazwiſchen, und hieb mit einer blanken Axt die Bäume um, bald einen großen, bald einen kleinen, und mit jedem Streich fiel ein Baum. Als er nun noch ein Weilchen geritten war, kam er an ein großes Thor, das öffnete ſich vor ihm, und das Eſelchen ging hinein. Da ſah der Diener den heiligen Joſeph und den heiligen Petrus und alle die lieben Heiligen, und unter ihnen den ewigen Vater*). Und er ſprach zu ihm: „Ach, ewiger Vater, mein Herr hat mich hergeſandt, und möchte gern wiſſen, ob er etwas Gutes oder etwas Schlimmes thut, indem er jeden Morgen dem Eſelchen das Brot auflädt.“ „Geh nur weiter,“ antwortete der ewige Vater, „du wirſt deine Antwort bekommen.“ Da ritt der Knecht weiter, und ſah viele Heilige, und unter ihnen auch den König und die Königin, die Eltern des Spadònia. Die riefen ihn und ſprachen: „O, Peppe! biſt du es? Wie kommſt du denn hierher?“ „Euer Sohn hat mich hergeſandt,“ antwortete Peppe, „und möchte gerne wiſſen, ob er etwas Gutes oder etwas Schlimmes damit thut, daß er jeden Morgen das Brot backen läßt.“ „Hab ich es ihm nicht befohlen?“ ſprach der König; „jedoch reite

*) Patri eternu, Gott Vater.

nur weiter, du wirſt deine Antwort bekommen.“ So ritt der Diener weiter, und kam endlich zu unſerm Heiland, der ſaß mit der ſchönen Mutter*) auf einem Thron, und das war der Höchſte und Schönſte im Himmelreich. Da kniete Peppe nieder und ſprach: „O, lieber Heiland, mein Herr hat mich hergeſandt, und möchte gerne wiſſen, ob er etwas Gutes oder etwas Schlimmes damit thut, daß er jeden Morgen dem Eſelchen das Brot mitgibt.“ Der Heiland antwortete: „Er thut etwas Gutes, denn er erweiſt ja den armen Seelen im Fegefeuer eine Wohlthat. Sage deinem Herrn auch, er ſolle nun heirathen; ich befehle ihm aber, ein Mädchen zur Frau zu nehmen, welches Sècula heißt. Und wenn er verheirathet iſt, ſoll er ein Wirthshaus bauen, und darin ſoll Jeder ſo lange umſonſt eſſen und wohnen dürfen, als es ihm beliebt. Empfange nun auch noch einen heiligen Segen, für ihn und für dich.“ „Ach, Herr Jeſus Chriſtus,“ ſprach der Diener, „wollet mir noch eine Frage erlauben; auf dem Wege hierher kam ich an einem klaren Waſſer vorbei, was war das?“ „Das waren alle die Wohlthaten der Menſchen, die den armen Seelen im Fegefeuer zu Gute kommen und ſie erfriſchen.“ „Dann kam ich auch an einen Strom, der floß von lauter Milch,“ frug Peppe weiter, „ach Herr, ſaget mir doch an, was war das?“ „Das iſt die Milch, mit der die ſchöne Mutter das Chriſtuskind genährt hat.“ „Dann kam ich auch an einen Strom, der von lauter Blut floß, was war das?“ „Das iſt das Blut, das ich für euch Sünder vergoſſen habe.“ „Ach, Herr, beantwortet mir noch eine Frage. Nach dem Blutſtrom ſah ich ein prächtiges Stück Land, darauf weideten gar magere und armſelige Ochſen?“ Das ſind die Wucherer, die Gut und Blut der Armen ausſaugen, und doch niemals genug haben.“ „Dann ſah ich auch ein andres Stück Land, das war das gerade Gegentheil vom erſten, denn der Boden war nur mit ſchlechtem Gras bedeckt; die Ochſen aber, die darauf weideten, waren fett und wohlgenährt?“ „Das ſind die Armen, die nur wenige und ſchlechte Nahrung haben können; aber ſie vertrauen auf Gott, und Gott

*) Bedda matri, Mutter Gottes.

geſegnet es ihnen, daß ſie dabei gedeihen.“ „Endlich ſah ich auch einen ſchönen Jüngling, der mit einer blanken Axt in einem Walde ſtand und die Bäume umhieb, bald große, bald kleine, was war das wohl?“ „Das iſt der Tod, der ohne Unterſchied die Jungen und die Alten abruft, wenn ihre Zeit gekommen iſt. Haſt du noch etwas zu fragen?“ „Nein,“ antwortete der Diener, und der Herr ſegnete ihn noch einmal, und ſo ritt er wieder zu ſeinem Gebieter zurück.

Als Spadònia ihn kommen ſah, rief er: „Nun, was haſt du geſehn?“ Da erzählte ihm der Diener Alles, was er geſehn hatte, und was der Herr zu ihm geſagt. Nun wollte Spadònia zwar nicht gern heirathen, weil es ihm aber der Herr geboten hatte, ließ er im ganzen Land verkünden, wo ein Mädchen mit Namen Sècula ſei, das ſolle kommen, denn er werde es zu ſeiner Gemahlin machen. Es meldete ſich aber kein einziges Mädchen. „Ach,“ dachte Spadònia, „unſer Herr hat doch eigene Launen *), machte ſich aber doch auf den Weg und ritt durch die ganze Welt, um das Mädchen zu ſuchen, und ſo oft er in eine Stadt kam, ſchickte er einen Burſchen durch alle Straßen, der mußte mit lauter Stimme rufen: „Wo ein Mädchen Sècula heiße, das ſoll ſich melden, denn der König wird es zu ſeiner Gemahlin erheben!“ Es war aber Alles umſonſt, Spadònia konnte keine Sècula finden.

Als er nun die ganze Welt vergebens durchreiſt hatte, ward er ſehr traurig und dachte: „Ach, Herr, welch ſchweres Kreuz habt ihr mir auferlegt! Und nun muß ich erſt noch unverrichteter Sache heimkehren. Doch ſeht mich gnädig an, o Herr, denn an gutem Willen hat es mir nicht gefehlt.“ Da machte er ſich traurig auf den Weg nach Haus, und als er ein Stück geritten war, kam er an einen kleinen Brunnen, und weil er ſo durſtig war, ſtieg er ab um zu trinken. Am Brunnen aber ſtanden viele arme Mädchen mit elenden Röckchen, die füllten ihre Krüge. Wie aber Spadònia noch bei ihnen ſtand, rief auf einmal eine Stimme: „O! Sècula!“ Da ſchaute er ſich um, und ſah von Weitem ein altes

*) Si passa certi caprici.

Männchen mit einer alten Frau ſtehen, die riefen wieder: „O! Sècula!“ „Ich komme!“ antwortete eines von den Mädchen. „Heißt ihr Sècula?“ frug Spadònia das Mädchen. „Jawohl, edler Herr!“ „O, Herr, ich danke dir,“ ſagte Spadònia, „und ihr, ſchöne Sècula, müßt mir nun folgen, denn ihr ſollt meine Gemahlin werden.“ Mit dieſen Worten ſetzte er ſie vor ſich aufs Pferd, und ritt zu den beiden Alten, die ihre Eltern waren, und ſprach auch zu ihnen: „Eure Tochter ſoll meine Gemahlin werden, und ihr ſollt mit mir ziehen, und bei mir bleiben, ſo lange ihr lebt.“

Denkt euch nun die Freude der armen alten Leute, da ſie ihre Tochter ſo wohl verſorgt ſahen! Da nahm ſie Spadònia alle mit in ſein Reich und heirathete die ſchöne Sècula. Nach der Hochzeit aber ließ er ein Wirthshaus einrichten, und davor ſtand den ganzen Tag ein Mann, der mußte jeden Vorübergehenden zurufen: „In dieſem Wirthshaus kann ein Jeder umſonſt eſſen und wohnen, ſo lange es ihm gefällt.“ Und immer war das Wirthshaus voll.

Als nun einige Zeit vergangen war, ſprach eines Tages unſer Heiland zu den zwölf Apoſteln: „Wir wollen uns aufmachen und in das Wirthshaus gehen, das Spadònia eingerichtet hat.“ Da machte ſich der Heiland mit den zwölf Apoſteln auf und kam in das Wirthshaus. Nun waren aber in dem Wirthshaus gerade alle Lebensmittel ausgegangen, und auch nicht ein Stückchen Brot war da. Die Wirthsleute aber ſandten ſogleich zu Spadònia und ließen ihm ſagen: „Es ſind zwölf Reiſende angekommen, und alle Lebensmittel ſind ausgegangen. Wollet uns etwas ſchicken.“ Da ſchickte Spadònia ſogleich die beſten Lebensmittel und Alles was nöthig war. Sècula aber ſprach zu ihm: „Lieber Mann, es iſt mir ſo eigenthümlich zu Muth. Ich möchte wohl hingehen, und dieſe Reiſenden ſelbſt ſehen.“ Da gingen ſie Beide zum Wirthshaus, und fanden den Herrn mit den zwölf Apoſteln zu Tiſche ſitzen. „Ach ſieh, Spadònia, wie iſt der Greis ſo ſchön!“ ſprach Sècula, und zeigte auf unſern Herrn. „Wir wollen ihn ſelbſt bedienen.“ Alſo dienten ſie dem Heiland und den zwölf Apoſteln, und als ſie zu Bette gehen wollten,

brachte Sècula dem Herrn noch ein Kiſſen aus ihrem eignen Bett, damit er weicher liegen ſollte. Am Morgen wollte ſie ihm auch noch etwas Reiſegeld auf den Weg mitgeben, der Herr aber ſchlug es aus, und ſprach: „Thut andern Armen damit etwas Gutes, ich brauche es nicht.“ Als aber der Heiland und die zwölf Apoſtel fort waren, und Sècula an das Bett trat, in welchem der Herr gelegen hatte, ſah ſie auf dem Leintuch das Bild eines Crucifixes abgedrückt. Da fiel ſie auf die Knie, und rief auch Spadònia herbei, und ſprach: „Sieh, den wir beherbergt haben, iſt der Herr geweſen. Nun wollen wir aber eilen, daß wir ihn noch einholen und ſeinen Segen erflehen.“ Wie ſie nun mit Spadònia aus dem Hauſe trat, ſandte der Herr einen Sturm und Regen, daß Alle erſchrocken zurückfuhren. Sècula aber ließ ſich in ihrem Glauben nicht irre machen, ſondern ſprach: „Spadònia, trotz Sturm und Regen müſſen wir dem Herrn nacheilen.“ Da machte ſich Spadònia mit ihr auf den Weg, und ſie liefen durch den Regen, ſo gut ſie konnten, bis ſie den Herrn eingeholt hatten.

Als ſie ihn von Weitem ſahen, rief Sècula: „O, Herr, haltet ein und wartet einen Augenblick auf uns.“ Da blieb der Herr ſtehen, und als Spadònia und Sècula ſich zu ſeinen Füßen warfen, ſprach er: „Was verlangt ihr von mir?“ Spadònia antwortete: „Herr, wir bitten euch um die Vergebung unſerer Sünden und um die ewige Seligkeit für uns und all die Unſrigen.“ „Das ſei euch gewährt!“ ſprach der Herr. „Wann aber werdet ihr uns zu euch rufen?“ frug Spadònia. Der Herr antwortete: „Haltet euch Alle am heiligen Weihnachtsabend bereit; dann werde ich kommen, und euch an meine Tafel führen.“ Damit ſegnete er ſie und verſchwand vor ihren Blicken. Spadònia und Sècula aber kehrten in ihr Haus zurück, und gaben all ihr Hab und Gut den Armen, und als der heilige Weihnachtsabend kam, beichteten ſie und nahmen das Abendmahl, Spadònia und Sècula, und ihre alten Eltern. Und wie ſie ſo einträchtiglich bei einander ſaßen, verſchieden ſie, und ihre Seelen flogen zum Himmel, und Gott möge uns die Gnade erweiſen, uns auch zu ſich zu nehmen, wenn unſre Stunde kommt.

Digitized by Google

89. Die Geſchichte von Tobià und Tobiòla.

Es war einmal ein Mann, der hieß Tobià, ſeine Frau hieß Sara, und ſein Sohn Tobiòla. Tobià war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der all ſein Gut dazu verwandte, den Armen viel Gutes zu thun. Alle Todten, die arm geſtorben waren, ließ er in ſein Haus bringen, trug ſie dann ſelbſt auf ſeinem Rücken aus der Stadt, und beerdigte ſie auf ſeine Koſten. Dies that er zur Buße und um der armen Seelen willen. Seine Frau machte ihm oft Vorwürfe: „Ach, Tobià, wie wird es uns noch gehen, wenn du all dein Gut den Armen gibſt; du wirſt ſehen, es wird noch die Zeit kommen, wo wir ſelber betteln gehen müſſen." „Laß es gut ſein, liebe Sara," antwortete er, „wer Gutes thut, wird Gutes finden." *)

Nun begab es ſich eines Tages, daß Tobià hörte, in der Stadt ſei ein armer Mann geſtorben. „Bringet ihn her zu mir," ſprach er, „ich will ihn heute Abend beerdigen." Da brachten ſie ihm den Todten und er legte ihn unter das Bett; am Abend aber nahm er ihn auf ſeinen Rücken und trug ihn zur Stadt hinaus. Als er den Todten beerdigt hatte, ward er ſo müde, daß er ſich unter einen Baum legte, um zu ſchlafen. In dem Baume aber hatte eine Schwalbe ihr Neſt. Als nun Tobià unter dem Baume ſchlief, fiel etwas von dem Unrath der Schwalbe ihm in die Augen, alſo daß er erblindete. Da erwachte er, aber er konnte nichts mehr ſehen, und nur mit vieler Mühe fand er den Weg nach Hauſe zurück. Als ſeine Frau ihn ſo kommen ſah, ſchlug ſie die Hände über dem Kopf zuſammen und jammerte: „Ach, Tobià, was iſt dir denn geſchehen?" „Ja, was kann ich dafür," ſagte Tobià, „ich hatte mich unter einen Baum gelegt, um ein wenig zu ruhen. In dem Baume aber hatte eine Schwalbe ihr Neſt, da fiel mir etwas von ihrem Unrath in die Augen, und ich erblindete." „Ach, wir Unglücklichen! was ſoll nun aus uns werden, wenn du nicht mehr arbeiten kannſt, und alle

*) Cu beni fa, beni trova.

unſere Habe und Gut haſt du ja den Armen gegeben!" „Sei nur ruhig," ſagte Tobiä, „wer Gutes thut, wird Gutes empfangen, und Gott verläßt den Gerechten nicht."

Nun kam für den armen Tobiä eine ſchwere Zeit, denn blind wie er war, konnte er nicht arbeiten, alſo daß ihm bald das Geld ausging. Da ſprach er eines Tages zu ſeiner Frau: „Liebe Frau, unſer Geld iſt zu Ende; in der und der Stadt wohnt aber ein Bekannter von mir, dem habe ich einſt Geld geliehen. Wir wollen unſern Sohn Tobiöla hinſchicken, daß er ſich das Geld wiedergeben laſſe." Alſo rief Tobiä ſeinen Sohn Tobiöla und ſprach zu ihm: „Mein Sohn, du mußt nun nach der und der Stadt gehen, und das Geld holen, das ich dort angelegt habe. Ich will aber nicht, daß du allein reiſeſt, gehe auf den Markt, und ſieh, ob du einen Reiſegefährten findeſt."

Da ging Tobiöla auf den Marktplatz, und ſah einen ſchönen, ſchlanken Jüngling ſtehen, der frug ihn: „Tobiöla, wohin willſt du reiſen?" „In die und die Stadt." „Dahin muß ich ja auch gehen, wir können alſo zuſammen reiſen." Da ward Tobiöla hoch erfreut, und führte den Jüngling zu ſeinen Eltern und ſprach: „Lieber Vater und liebe Mutter, ich habe nun einen Reiſegefährten gefunden, gebt mir euren heiligen Segen, und laßt mich ziehen." Da ſegneten Tobiä und ſeine Frau ihren lieben Sohn und umarmten und küßten ihn, und Tobiöla zog mit dem Jüngling von dannen. Die Stadt aber, wohin ſie reiſen wollten, war viele Tagereiſen weit entfernt.

Eines Tages nun kamen ſie an einen Strom, darin ſchwamm ein Fiſch herum, der kam immer dicht ans Ufer. „Tobiöla," ſprach der Jüngling, „greife den Fiſch, und ſchneide ihm die Galle und die Leber aus; es wird dir nützen." Tobiöla that, wie der Jüngling ihn thun hieß, griff den Fiſch, ſchnitt ihm Galle und Leber aus, und verwahrte ſie in einem Büchschen.

Nachdem ſie die Reiſe vollbracht hatten, kamen ſie endlich in die Stadt, in der Tobiöla das Geld holen ſollte. „Wo willſt du hier Herberge nehmen?" frug ihn der Jüngling. „Mein Vater hat hier einen

Bekannten, der iſt ſein Gevatter, bei dem ſoll ich wohnen," ſprach Tobiöla. Dieſer Gevatter aber hatte eine Tochter, die war wunderſchön, und hatte ſchon ſieben Männer gehabt, die waren aber alle ſieben in der Brautnacht geſtorben.

Als nun Tobiöla und der Jüngling zu dem Manne kamen, ſprach Tobiöla: „Gevatter, ich bin der Sohn eures Gevatters Tobiä und ſeiner Frau Sara." „O, Gevatter, welche Freude," rief der Mann, „kommt doch in mein Haus, und bleibt bei mir, ihr und euer Begleiter." Tobiöla und der Jüngling traten ein, und die ſchöne Tochter des Gevatters brachte ihnen zu eſſen und zu trinken. „Weißt du, was ich mir ausgedacht habe, Tobiöla?" ſprach der Jüngling, „ich will dich mit dieſem ſchönen Mädchen verheirathen." „O, Bruder mein," *) antwortete Tobiöla, „das iſt aber mein Tod; denn dieſes Mädchen hat ſchon ſieben Männer gehabt, und Alle hat man am Morgen nach der Hochzeit todt im Bette gefunden." „Sei nur ruhig, Tobiöla, wenn du thuſt, was ich dir ſage, ſo wird dir nichts geſchehen." So ſprach der Jüngling und ging zum Gevatter. „Guter Freund," ſagte er, „mein Gefährte Tobiöla wünſcht eure ſchöne Tochter zu heirathen. Gebet ſie ihm und laßt uns dann wieder in unſre Heimath zurückkehren." Der Vater wollte nicht und ſprach: „Ach, wißt ihr denn nicht, daß meine Tochter dies ſchreckliche Schickſal auf ſich hat, daß ſie ſchon ſieben Männer gehabt habt, und Alle ſind in der Brautnacht geſtorben?" „Wer weiß," antwortete der Jüngling, „vielleicht wird Tobiöla nicht ſterben, gebt ihm nur eure Tochter." Alſo wurde die Hochzeit gefeiert, und Tobiöla heirathete die ſchöne Tochter des Gevatters. Nach der Trauung aber nahm ihn ſein Gefährte bei Seite, und ſprach zu ihm: „Höre wohl auf meine Worte und befolge ſie genau. Heute Abend, wenn du mit deiner jungen Frau in die Kammer geführt wirſt, ſo verſchließe die Thüren und Fenſter wohl, und lege die Galle des Fiſches auf ein Kohlenbecken, daß ſie verbrenne, und der Rauch euch Beide durchziehe. Dann wirf dich mit deiner Frau

*) Fatri meu.

auf die Knie, und thut drei Stunden lang Buße, denn deine Frau wird von einem böſen Teufel geplagt, der heißt Romeö, und weil ihre andern ſieben Männer nicht Buße thaten, ſo bekam er Gewalt über ſie."

Tobiöla merkte ſich Alles, was der Jüngling geſagt hatte, und als er mit ſeiner Frau in die Kammer geführt wurde, verſchloß er die Thüren und Fenſter wohl, daß kein Rauch hinausdringen konnte. Dann nahm er die Galle aus dem Büchschen, daß ſie verbrannte, und der Rauch die ganze Kammer erfüllte. Tobiöla aber und ſeine Frau warfen ſich auf den Boden und thaten Buße, drei Stunden lang, und das ſchöne Mädchen weinte bitterlich in ihrer Herzensangſt. Nach den drei Stunden legten ſie ſich zu Bette und ſchliefen ruhig bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, ſtanden der Gevatter und ſeine Frau in ſchweren Sorgen auf, und der Mann ſprach zu ſeiner Frau: „Geh einmal in die Kammer und ſieh, ob der unglückliche Tobiöla noch lebt." Als ſie aber in die Kammer trat, lagen Beide im Bette und ſchliefen ſanft und ruhig. Da war große Freude im Haus, und Alle lobten Gott und dankten ihm für ſeine Gnade. Tobiöla blieb nun noch einige Tage in derſelben Stadt; nachdem er aber das Geld ſeines Vaters wiederbekommen hatte, ſprach er zum Gevater: „Lieber Schwiegervater, ich muß nun wieder nach Hauſe zu meinen Eltern gehen, gebt uns euren Segen und laßt uns ziehen." Da lud der Schwiegervater die Ausſteuer ſeiner Tochter auf einige Maulthiere, ſegnete ſeine Tochter und ſeinen Schwiegerſohn und ließ ſie ziehen.

Seine Mutter Sara aber weinte immer, weil ihr lieber Sohn ſchon ſo lange fort war, und ſie nichts mehr von ihm gehört hatte, und des Abends ſtieg ſie auf einen hohen Berg, und ſchaute aus, ob er nicht bald käme.

Als ſie nun wieder einmal auf dem Berg ſtand, und mit vielen Thränen nach Tobiöla ausſchaute, ſah ſie auf einmal zwei Männer und eine Frau daherkommen mit mehreren hochbepackten Maulthieren, und als ſie genauer hinſah, war einer der Männer ihr Sohn Tobiöla. „Gott ſei gelobt, da kommt mein Sohn!" rief ſie voll Freude, „und welch

ſchönes Mädchen hat er bei ſich! Das iſt ein ſicheres Zeichen, daß es ihm gut ergangen iſt." Als nun Tobiòla ſeine Mutter erkannte, lief er ihr entgegen und küßte ihr die Hand, und das ſchöne Mädchen küßte ihr auch die Hand, und ſo gingen ſie Alle zuſammen fröhlich nach Haus.

Denkt euch nun die Freude des alten, blinden Tobià, als er hörte, ſein Sohn ſei wiedergekommen! Der Jüngling aber ſprach zu Tobiòla: „Nimm die Leber des Fiſches, und beſtreiche damit die Augen deines Vaters, ſo wird er ſein Geſicht wiederbekommen." Da nahm Tobiòla die Leber des Fiſches aus dem Büchschen, und beſtrich damit die Augen ſeines Vaters, und alsbald ward er ſehend.

Während ſie ſich aber noch darüber freuten, verwandelte ſich der Jüngling in einen ſchönen Engel und ſprach: „Ich bin der Engel Gabriel, und bin von Gott geſandt worden, euch zu helfen, weil Gott geſehen hat, daß ihr fromm und gottesfürchtig ſeid. Führet ein heiliges Leben, ſo werdet ihr glücklich ſein, und wenn ihr ſterbt, wird euch Gott in ſein Paradies aufnehmen." Damit ſegnete er ſie, und flog zum Himmel. Tobià aber und ſeine Familie führten ein heiliges Leben, und als ihre Stunde kam, ſtarben ſie, und Gott nahm ſie in ſeine Arme.

90. Die Geſchichte von San Japicu alla Lizia.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und wollten doch ſo gerne einen Sohn oder eine Tochter haben. Da wandte ſich die Königin an San Japicu alla Lizia*) und ſprach: „Oh, San Japicu, wenn ihr mir einen Sohn beſcheeret, ſo gelobe ich euch, daß er die Wallfahrt zu euch machen ſoll, wenn er achtzehn Jahre alt iſt." Nicht lange, ſo wurde die Königin durch die Gnade Gottes und des Heiligen guter Hoffnung, und als ihre Stunde kam, gebar ſie einen wunderſchönen Knaben, der war ſo ſchön, als ob Gott ihn gemacht hätte.

*) Die Form Japicu für Giacomo iſt ſehr alt. Vgl. La venuta di tu re Japicu a Cataniu von 1287 in den von V. di Giovanni herausgegebenen Cronache Ciciliane S. 165, Bologna 1865. 8.

Der Knabe wuchs an einem Tage für zwei, und wurde mit jedem Tage größer und schöner. Als er etwa zwölf Jahre alt war, starb der König, und die Königin blieb allein mit diesem Sohne, den sie liebte, wie ihre Augen. So vergingen viele Jahre, und die Zeit rückte heran, wo der Königssohn achtzehn Jahre alt werden sollte. Wenn aber die Königin daran dachte, daß sie sich bald von ihm trennen sollte, um ihn ganz allein auf die weite Wallfahrt zu schicken, wurde sie ganz traurig und weinte und seufzte den ganzen Tag.

Da sprach eines Tages der Königssohn zu ihr: „Mutter, was seufzt ihr den ganzen Tag?“ „Nichts, nichts mein Sohn, ich habe nur einige Sorgen.“ antwortete sie. „Worüber sorgt ihr euch denn?“ fragte er. „Fürchtet ihr, eure Güter in der Chiana* seien schlecht bestellt? So laßt mich hingehen, daß ich nachsehe, und euch Nachricht bringe.“ Die Königin war es zufrieden, und der Königssohn machte sich auf, und ritt in die Chiana, auf die Güter, die ihnen gehörten. Er fand aber Alles in schönster Ordnung, kam wieder zu seiner Mutter und sprach: „Liebe Mutter, seid fröhlich, und lasset die Sorgen fahren, denn auf euren Gütern ist Alles in Ordnung: das Vieh gedeiht, die Felder sind bestellt, und das Getreide wird bald reif sein.“ „Gut, mein Sohn,“ antwortete die Königin, wurde aber doch nicht fröhlich, und am nächsten Morgen fing sie wieder an zu seufzen und zu weinen. Da sprach der Königssohn zu ihr: „Liebe Mutter, wenn ihr mir nun nicht sagt, warum ihr so bekümmert seid, so mache ich mich auf, und wandere in die weite Welt hinaus.“ Da antwortete ihm die Mutter Königin: „Ach, lieber Sohn, ich bin bekümmert, weil du nun von mir scheiden mußt. Denn da ich dich so ersehnte, gelobte ich dem San Jakicu alla Lizia, wenn er mir dich bescheerte, so würdest du zu ihm wallfahrten, wenn du achtzehn Jahre alt sein würdest. Und nun bist du bald achtzehn Jahre alt, und darum bin ich bekümmert, daß du nun allein fortwandern mußt, und so viele Jahre wegbleiben, denn um zum Heiligen zu kommen, muß man ein

*) Gleich Piana, der Ebene von Catania.

ganzes Jahr lang wandern.“ Iſt es nichts weiter als das, liebe Mutter?“ ſagte der Sohn. „Seid doch nicht ſo bekümmert. Nur die Todten kehren nicht wieder; wenn ich aber am Leben bleibe, ſo werde ich ja bald zu euch zurückkehren.“

So tröſtete er ſeine Mutter, und als er achtzehn Jahre alt wurde, nahm er Abſchied von der Königin und ſprach: „Nun lebet wohl, liebe Mutter, und ſo Gott will, werden wir uns wiederſehen.“ Die Königin weinte bitterlich, und umarmte ihn mit vielen Thränen; dann gab ſie ihm drei Aepfel und ſprach: „Mein Sohn, nimm dieſe drei Aepfel, und gieb wohl acht auf meine Worte. Du ſollſt nicht allein den ganzen, langen Weg zurücklegen. Wenn ſich nun ein Jüngling zu dir geſellt und mit dir wandern will, ſo nimm ihn mit in die Herberge, und laß ihn mit dir eſſen. Nach dem Eſſen aber zerſchneide einen Apfel in zwei Hälften, eine kleinere und eine größere, und biete ſie dem Jüngling an. Nimmt er die größere Hälfte, ſo trenne dich von ihm, denn er wird dir kein treuer Freund ſein; nimmt er aber die kleinere, ſo betrachte ihn als deinen Bruder, und theile Alles mit ihm, was dein iſt.“ Nach dieſen Worten umarmte ſie ihren Sohn und ſegnete ihn, und der Königsſohn wanderte fort.

Er war ſchon eine lange Zeit gewandert, und noch Niemand war ihm begegnet. Eines Tages aber ſah er einen Jüngling des Weges daher kommen, der geſellte ſich zu ihm und frug ihn: „Wohin wandert ihr, ſchöner Jüngling?“ „Ich wallfahrte zum San Japicu alla Lizia, denn da meine Mutter keine Kinder bekam, gelobte ſie ihm, wenn er ihr einen Sohn beſcheerte, ſo ſollte ihr Sohn zu dem Heiligen wallfahrten, wenn er achtzehn Jahr alt ſein würde. Da beſcheerte ihr der Heilige einen Sohn, das bin ich, und weil ich nun achtzehn Jahre alt bin, mache ich die Wallfahrt nach Lizia.“ „Da muß ich auch hin,“ ſagte der Andre, „denn meiner Mutter iſt es gerade ſo ergangen wie der eurigen; wenn wir alſo den gleichen Weg machen müſſen, ſo können wir auch zuſammen gehen.“

Da wanderten ſie miteinander weiter; der Königsſohn aber war

nicht vertraulich gegen ſeinen Gefährten, denn er dachte: „erſt muß ich die Probe mit dem Apfel machen.“

Da ſie nun bei einem Wirthshauſe vorbeikamen, ſprach der Königsſohn: „Mich hungert; wollen wir uns nicht etwas zu eſſen geben laſſen?“ Der Andere war es zufrieden, und ſo gingen ſie hinein und aßen zuſammen. Als ſie aber gegeſſen hatten, zog der Königsſohn den Apfel hervor, zerſchnitt ihn in zwei ungleiche Hälften und bot ſie dem Andern dar; der nahm die größere Hälfte. „Du biſt kein treuer Freund,“ dachte der Königsſohn, und um ſich von ihm zu trennen, ſtellte er ſich, als ob er krank würde und liegen bleiben müſſe. Da ſprach der Andre: „Ich kann nicht auf euch warten, denn ich muß noch weit wandern; darum lebet wohl.“ „Lebet wohl,“ ſagte der Königsſohn und war froh, ihn los zu ſein.

Da er ſich aber wieder auf den Weg machte, dachte er: „Ach, wenn Gott mir doch einen treuen Freund herführte, daß ich nicht allein wandern muß.“

Nicht lange, ſo geſellte ſich ein Jüngling zu ihm und frug: „Wohin wandert ihr, ſchöner Jüngling?“ Da erzählte ihm der Königsſohn, wie ſeine Mutter das Gelübde gethan hatte, ihn eine Wallfahrt zum San Japicu alla Lizia machen zu laſſen, und wie er nun auf dem Wege dahin ſei. „Da muß ich auch hin,“ ſagte der Jüngling, „denn meine Mutter hat daſſelbe Gelübde gethan.“ „Ei, da könnten wir ja zuſammen wandern,“ rief der Königsſohn, und ſo zogen ſie zuſammen weiter. Als ſie aber an der nächſten Herberge vorbeikamen, ſprach der Königsſohn: „Mich hungert, wir wollen eintreten und uns etwas zu eſſen geben laſſen.“ Da traten ſie ein und aßen mit einander, und nach dem Eſſen zerſchnitt der Königsſohn auch den zweiten Apfel in zwei ungleiche Hälften und reichte ſie ſeinem Gefährten; der nahm die größere Hälfte. „Du biſt kein treuer Freund,“ dachte der Königsſohn, und um ſich von ihm zu trennen, ſtellte er ſich wieder krank und ließ den Andern allein ziehen; er aber machte ſich traurig auf den Weg und dachte: „O, Gott, laßt mich doch einen treuen Freund finden, der mir auf der weiten Reiſe ein

Bruder ſei!" Wie er noch ſo betete, ſah er einen Jüngling des Wegs daherkommen, der war ein ſchöner Burſche und ſah ſo freundlich aus, daß er ihn gleich lieb gewann, und dachte: „Ach, könnte dieſer doch der treue Freund ſein!"

Der Jüngling geſellte ſich zu ihm und frug: „Wohin wandert ihr, ſchöner Jüngling?" Da erzählte ihm der Königsſohn, welches Gelübde ſeine Mutter für ihn gemacht hatte, und wie er nun zum Heiligen wallfahrten müſſe. „Da muß ich auch hin," rief der Jüngling, „denn meine Mutter hat daſſelbe gelobt." „Ei, da könnten wir ja zuſammen wandern," ſagte der Königsſohn, und ſo zogen ſie denn zuſammen weiter. Der Jüngling war aber ſo freundlich und höflich, daß der Königsſohn immer mehr wünſchte, dieſer möge nun doch endlich ſich als treuer Freund erweiſen.

Da ſie nun bei einer Herberge vorbei wanderten, ſprach er: „Mich hungert, wir wollen hineingehen und etwas zuſammen eſſen." Da traten ſie ein und ließen ſich etwas zu eſſen geben, und nach dem Eſſen zerſchnitt der Königsſohn auch noch den letzten Apfel in zwei ungleiche Theile und reichte ſie dem Jüngling dar; und ſiehe da, der Gefährte nahm die kleinere Hälfte, und der Königsſohn freute ſich, daß er einen treuen Freund gefunden hatte. „Schöner Jüngling," ſprach er zu ihm, „wir beide müſſen uns nun als Brüder betrachten, und was mein iſt, ſoll auch dir gehören, und was dein, ſoll auch mein ſein. Und ſo wollen wir zuſammen wandern, bis wir zum Heiligen kommen, und wenn Einer unterwegs ſtirbt, muß ihn der Andre todt bis hin bringen. Das wollen wir beide geloben!" Da gelobten ſie es Beide und betrachteten ſich als Brüder und wanderten zuſammen weiter.

Um zum Heiligen zu kommen, brauchte man ein ganzes Jahr; denkt euch nun, wie viel die Beiden wandern mußten. Eines Tages nun, da ſie müde und matt in eine große, ſchöne Stadt kamen, ſprachen ſie: „Wir wollen hier einige Tage bleiben und ausruhen, und nachher unſern Weg weiter fortſetzen." Alſo nahmen ſie ein kleines Haus und wohnten darin. Gegenüber aber ſtand das königliche Schloß. Da nun

eines Morgens der König auf dem Balkon ſtand und die beiden ſchönen Jünglinge ſah, dachte er: „Ei, wie ſind dieſe beiden Jünglinge ſo ſchön; der Eine iſt aber doch noch ſchöner als der Andre, dem will ich meine Tochter zur Frau geben.“ Der Königsſohn war aber der ſchönere von den beiden. Um nun ſeinen Zweck zu erreichen, ließ der König ſie Beide zu Tiſche laden, und als ſie aufs Schloß kamen empfing er ſie ſehr freundlich und ließ auch ſeine Tochter rufen, die war ſchöner als die Sonne und der Mond. Als ſie aber zu Bette gingen, ließ der König dem Reiſegefährten des Königsſohnes einen ſchädlichen Trank geben, daß er wie todt hinfiel; denn er dachte: „wenn ſein Freund ſtirbt, wird der Andre gern hier bleiben und nicht mehr an ſeine Wallfahrt denken, ſondern meine Tochter heirathen.“

Am andern Morgen, als der Königsſohn erwachte, frug er: „Wo iſt mein Freund?“ „Der iſt geſtern Abend plötzlich geſtorben und ſoll ſogleich begraben werden,“ antworteten ihm die Diener. Der Königsſohn aber antwortete: „Iſt mein Freund todt ſo kann ich auch nicht länger hier bleiben, ſondern muß noch in dieſer Stunde fort.“ „Ach, bleibt doch hier!“ bat der König, „ich will euch auch meine Tochter zur Gemahlin geben.“ „Nein,“ ſagte der Königsſohn, „ich kann nicht hier bleiben.“ Wollet ihr mir aber eine Bitte gewähren, ſo ſchenkt mir ein Pferd und laßt mich in Frieden ziehn, und wenn ich meine Wallfahrt vollbracht habe, will ich wieder kommen und eure Tochter heirathen.“ Da gab ihm der König ein Pferd, und der Königsſohn ſetzte ſich darauf und nahm ſeinen todten Freund vor ſich auf den Sattel und vollendete ſo ſeine Reiſe. Der Jüngling war aber nicht todt, ſondern er lag nur in einem tiefen Schlaf.

Als nun der Königsſohn zum San Japicu alla Lizia kam, ſtieg er vom Pferd, nahm den Freund wie ein Kind in ſeine Arme und trat ſo in die Kirche, legte den Todten auf die Altarſtufen vor den Heiligen hin und betete: „Ach, San Japicu alla Lizia! ſehet, ich habe mein Gelübde erfüllt, und bin zu euch gekommen und habe euch auch meinen Freund hergebracht. Euch übergebe ich ihn nun; wollet ihr ihm das Leben

wiederſchenken, ſowollen wir eure Gnade loben; ſoll er aber nicht wieder lebendig werden, ſo hat er doch wenigſtens ſein Gelübde erfüllt." Und ſiehe da, wie er noch ſo betete, erhob ſich der todte Freund und ward wieder lebendig und geſund. Da dankten ſie Beide dem Heiligen und machten ihm große Geſchenke und dann machten ſie ſich auf den Weg nach Hauſe.

Als ſie nun in die Stadt kamen, wo der König wohnte, bezogen ſie wieder das kleine Haus, daß dem königlichen Schloß gegenüber lag. Der König aber freute ſich ſehr, daß der ſchöne Königsſohn wieder da war und noch viel ſchöner geworden war; er veranſtaltete große Feſtlichkeiten und ließ eine prächtige Hochzeit feiern, und ſo heirathete der Königsſohn die ſchöne Königstochter. Nach der Hochzeit blieben ſie noch einige Monate bei ihrem Vater, dann aber ſprach der Königsſohn: „Meine Mutter wartet zu Hauſe mit großen Sorgen auf mich; darum kann ich nun nicht länger hier bleiben, ſondern will mich mit meiner Frau und meinem Freunde aufmachen und zu meiner Mutter zurückkehren." Der König war es zufrieden und ſo bereiteten ſie ſich zur Reiſe.

Nun hatte aber der König einen tiefen Haß gegen den armen, unglücklichen Jüngling, dem er damals den ſchädlichen Trank gereicht hatte und der dennoch lebendig zurückgekehrt war, und um ihm ein Leid anzuthun, ſchickte er ihn am Morgen der Abreiſe mit einem Auftrage eilends über Land. „Geh nur ſchnell," ſagte er, „Dein Freund wird deine Rückkehr ſchon abwarten, ehe er abreiſt." Da eilte der Jüngling fort, ohne nur Abſchied zu nehmen und richtete den Auftrag des Königs aus. Dieſer aber ſprach zum Königsſohne: ‚Eilet euch, daß ihr fortkommt, ſonſt könnt ihr vor Abend das Nachtlager nicht erreichen." „Ich kann ohne meinen Freund nicht reiſen," antwortete der Königsſohn; der König aber ſagte: „Macht euch nur auf den Weg; in einer kleinen Stunde iſt er wieder da, und wird euch mit ſeinem ſchnellen Pferde bald einholen." Der Königsſohn ließ ſich bereden, nahm Abſchied von ſeinem Schwiegervater und reiſte mit ſeiner Frau ab. Der arme Freund aber konnte den Auftrag des Königs erſt nach vielen Stunden erfüllen, und als er end-

Digitized by Google

lich wieder kam, ſprach der König zu ihm: „Dein Freund iſt ſchon weit von hier; ſiehe du nun ſelber zu, wie du ihn einholen kannſt.“

Alſo mußte der arme Jüngling den königlichen Palaſt verlaſſen und bekam nicht einmal ein Pferd und fing an zu laufen, und lief Tag und Nacht, bis er den Königsſohn einholte. Von der großen Anſtrengung aber bekam er einen furchtbaren Ausſatz, alſo daß er krank, elend und ſchrecklich anzuſehen war. Der Königsſohn aber nahm ihn dennoch freundlich auf und pflegte ihn wie ſeinen Bruder.

So kamen ſie endlich nach Hauſe, wo die Königin mit vielen Sorgen auf ihren Sohn gewartet hatte und ihn nun voller Freude umarmte. Der Königsſohn ließ ſogleich ein Bett herrichten für ſeinen kranken Freund und ließ alle Aerzte der Stadt und des Landes zuſammenrufen, aber Keiner konnte ihm helfen. Da nun der arme Jüngling gar nicht wieder beſſer wurde, wandte ſich der Königsſohn an den heiligen Japicu alla Lizia und ſprach: „O, San Japicu alla Lizia! Ihr habt mir meinen Freund vom Tode auferweckt, nun helfet ihm auch dieſes Mal, und laſſet ihn von ſeinem böſen Ausſatz geneſen.“ Wie er noch ſo betete, kam ein Diener herein und ſagte zu ihm: „draußen ſtehe ein fremder Arzt, der wolle den armen Jüngling wieder geſund machen. Dieſer Arzt aber war der heilige Japicu alla Lizia, der das Gebet des Königsſohnes erhört hatte und gekommen war, um ſeinem Freund zu helfen. Nun müßt ihr aber wiſſen, daß die Frau des Königsſohnes ein kleines Mädchen geboren hatte, das war ein ſchönes, liebliches Kind.

Als nun der Heilige an das Bett des Kranken trat, betrachtete er ihn erſt und ſprach dann zum Königsſohne: „Wollt ihr euren Freund wirklich geſund ſehen?“ Um jeden Preis?“ „Um jeden Preis!“ antwortete der Königsſohn; „ſaget mir nur, was ihm helfen kann.“ „Nehmt heute Abend euer Kind,“ ſprach der Heilige, „öffnet ihm alle Adern und beſtreichet mit ſeinem Blut die Wunden eures Freundes, ſo wird er alsbald geneſen.“

Der Königsſohn erſchrak freilich, als er hörte, er müſſe ſein liebes Töchterchen ſelbſt umbringen, aber er antwortete: „Ich habe meinem

Freunde gelobt, ihn als meinen Bruder zu behandeln, und wenn es kein anderes Mittel giebt, ſo will ich mein Kind zum Opfer bringen."

Als es nun Abend wurde, nahmen ſie das Kindlein und ſchnitten ihm die Adern auf und beſtrichen mit dem Blut die Wunden des Kranken, und alsbald genas er von ſeinem böſen Ausſatz Das Kindlein aber wurde ganz weiß und matt und ſah aus, als wäre es todt. Da legten ſie es in ſeine Wiege und die armen Eltern waren tief betrübt, denn ſie glaubten ihr Kind verloren zu haben.

Am Morgen kam der Heilige und frug nach dem Kranken. Der iſt wohl und geſund," antwortete der Königsſohn. „Und wo habt ihr euer Kindlein hingelegt?" frug der Heilige. Dort liegt es in ſeiner Wiege und iſt todt," ſprach traurig der arme Vater. „Schaut doch einmal nach, wie es ihm geht," ſagte der Heilige, und als ſie an die Wiege liefen, ſaß das Kindlein darin und war wieder munter und geſund. Der Heilige aber ſprach: „Ich bin San Japicu alla Lizia, und bin gekommen euch zu helfen, da ich geſehn habe, wie ihr ſo treue Freundſchaft gehalten habt. Liebet euch auch fernerhin, und wenn es euch ſchlimm geht, ſo wendet euch nur an mich und ich werde euch zu Hülfe kommen." Mit dieſen Worten ſegnete er ſie und verſchwand vor ihren Augen. Sie aber lebten fromm und thaten den Armen viel Gutes und blieben glücklich und zufrieden, wir aber ſind leer ausgegangen.

---

91. Die Geſchichte von Joſeph dem Gerechten.

Es war einmal ein großer König, der hatte drei Söhne, von denen hieß der Jüngſte Joſeph. Der König aber hatte dieſen Sohn lieber als ſeine Brüder, alſo daß dieſe von Neid erfüllt wurden. Nun hatte der König große Güter in der Chiana, und mußte oft ſeine Söhne hinſchicken, um nachzuſehen, wie das Getreide ſtand und wie die Ochſen und Pferde gediehen. Er ſchickte aber nur immer ſeine beiden älteren Söhne,

den Jüngsten behielt er bei sich. Da sprachen eines Tages seine Söhne zu ihm: „Vater, immer müssen wir in die Chiana gehn und Joseph bleibt in Ruhe zu Haus. Lasset ihn uns einmal begleiten, sonst ist es ein Zeichen, daß ihr ihn lieber habt als uns.“ „O, meine Söhne,“ antwortete der König, „ich habe euch Alle gleich lieb, denn ihr seid ja Alle meine Kinder, aber euer Bruder ist noch so jung, und ich fürchte mich, die wilden Thiere möchten ihn fressen.“ „Und für uns fürchtet ihr nichts, Vater? Nun sehn wir erst recht, daß euch unser Bruder lieber ist als wir.“ Was konnte der König thun? Um seine Söhne zufrieden zu stellen, rief er den kleinen Joseph und sprach zu ihm: „Deine Brüder müssen wieder in die Chiana und du mein Sohn, sollst sie begleiten.

Also zogen die drei Brüder miteinander fort in die Chiana. Das Herz der Brüder aber war von Neid und Zorn erfüllt und der Aelteste sprach zum Zweiten: „Ich kann unsern Bruder nicht mehr vor Augen sehn; darum wollen wir ihn in diesen leeren Brunnen werfen, daß er vor Hunger sterbe.“ Da banden sie den armen Joseph an einen langen Strick und ließen ihn in den Brunnen hinab und warteten oben, bis er todt sein würde.

Während sie nun so da saßen, kam ein mächtiger König vorbei, der war viel mächtiger als ihr Vater und frug sie: „Was thut ihr da an dem Brunnen?“ Sie antworteten: „Wir müssen diesen Knaben bewachen, denn er soll sterben.“ Als nun der König in den Brunnen hineinschaute und den wunderschönen Knaben sah, empfand er Mitleid mit ihm und sprach: „Ziehet ihn doch herauf, so will ich ihn kaufen.“ Da zogen die beiden Königssöhne ihren Bruder heraus, und der König gab ihnen viel Geld und nahm den armen Joseph mit. Die Brüder aber nahmen ihm sein Hemd fort, schlachteten eine Ziege und tauchten das Hemd in das Blut.

Als sie wieder nach Hause kamen, rief ihnen der König gleich entgegen: „Wo ist euer Bruder Joseph?“ „Ach, Vater! antworteten sie: „die wilden Thiere haben ihn gefressen, sehet hier sein blutiges Hemde.“

Denkt euch nun den Schmerz des armen Vaters. Er zerſchlug ſich die Bruſt, raufte ſich das Haar aus und jammerte: „Ach, mein Sohn, mein lieber Sohn, biſt du von den wilden Thieren gefreſſen worden.“ — Laſſen wir nun den Vater und ſehn wir, was aus dem Sohn geworden iſt.

Der mächtige König nahm ihn mit in ſein Land und ließ ihn in Allem unterrichten; und Joſeph wuchs heran und wurde der weiſeſte und gerechteſte Mann im Lande, und der König ſetzte ihn über alle ſeine Güter und nannte ihn Joſeph den Gerechten.*)

So vergingen viele Jahre; da kam eines Tages Joſeph zum König und ſprach: „Königliche Majeſtät, höret auf meine Worte und befolget meinen Rath. Es werden ſieben Jahre kommen, ſo fruchtbar, daß man gar nicht wiſſen wird, was man mit all dem Korn thun ſoll. Laßt während dieſer ſieben Jahre große Magazine bauen und mit Korn füllen, denn nachher werden ſieben ganz ſchlechte Jahre kommen, in denen wird Alles zu Grunde gehn, und wenn ihr nicht vorher Korn geſammelt habt, müßt ihr Hungers ſterben, ihr und euer ganzes Volk.“ Und wie Joſeph vorhergeſagt hatte, ſo geſchah es.

Es kamen ſieben Jahre, in denen Alles gedieh und es wuchs ſo viel Korn, daß man gar keinen Raum mehr hatte, um Alles zu ſammeln. Da ließ der König große Magazine bauen und füllte ſie mit Korn, wie Joſeph ihm empfohlen hatte. Nach dem ſieben fruchtbaren Jahren kamen aber ſieben Jahre, die waren ſo ſchlecht, daß gar nichts reif wurde; kein Weizen, keine Gerſte, keine Früchte, nichts. Da entſtand eine große Theurung in allen Ländern, der König aber ſetzte ſeinen treuen Joſeph über alle die Kornvorräthe und ließ überall verkünden, in ſeinem Lande ſei viel Korn, Jedermann könne kommen und kaufen, und aus allen Ländern kamen die Leute und kauften Korn.

Da ſprach auch der andre König, Joſeph's Vater, zu ſeinen Söhnen: „Liebe Söhne, in unſerm Lande iſt kein Korn mehr. Darum ziehet hin in das und das Land, wo der König Korn geſammelt hat und kaufet

*) Giuseppi Giustu.

Korn für uns ein." Die beiden Söhne machten ſich auf und zogen in das Land.

Als ſie nun vor Joſeph den Gerechten geführt wurden, erkannten ſie ihn nicht; er aber erkannte ſie wohl und frug ſie: „Was wollt Ihr?" „Hoheit, wir ſind gekommen, um Korn einzukaufen." Da ließ ihnen Joſeph ihre Säcke mit dem ſchönſten Korn füllen, und gab ihnen zu eſſen und zu trinken, lud ſie ein an ſeinem Tiſch zu ſitzen, und war über die Maßen freundlich mit ihnen.

Als ſie nun gegeſſen und getrunken hatten, ſprachen die beiden Brüder: „Nun müſſen wir wieder in unſer Land zu unſerm Vater ziehn." Da nahm Joſeph ſeine goldne Taſſe, und ſteckte ſie heimlich in einen von den Kornſäcken, und ließ ſeine Brüder ziehn.

Als ſie aber kaum einen Miglio weit weg waren, ſetzte er ihnen mit ſeinen Dienern nach, und wie er ſie eingeholt hatte, ſprach er: „Was, ſo vergeltet ihr meine Freundlichkeit! Ich habe euch wie meine beſten Freunde empfangen, und ihr ſtehlt mir meine goldne Taſſe?" Die Brüder waren ſehr erſchrocken und ſprachen: „Ach, Herr, wir haben euch nichts geſtohlen, denn wir ſind ehrliche Leute. Wenn ihr aber wollet, ſo durchſuchet unſere Säcke." „Gewiß will ich das," rief Joſeph, und durchſuchte ſelbſt die Säcke, und gleich im erſten fand er die Taſſe. Denkt euch nun, wie die Königſöhne da ſtanden, Joſeph aber rief: „Da ſeht ihr ſelbſt, wie ihr mir vergolten habt. Darum muß einer von Euch im Gefängniß bleiben, der andre aber ſoll nach Hauſe zurückkehren und euren Vater rufen, daß ich mit ihm ſpreche." Alſo blieb der eine Königsſohn im Gefängniß, der andere aber kehrte in ſeine Heimath zurück.

Als ihn nun der König allein zurückkehren ſah, frug er ihn gleich: „Wo iſt dein Bruder?" Da erzählte ihm der Sohn Alles, was vorgefallen war, der König aber fing laut an zu weinen und zu jammern: „Soll ich denn alle meine Kinder verlieren? Der Eine iſt von den wilden Thieren zerriſſen worden, der andre ſitzt im Gefängniß; ach, ich armer, unglücklicher Vater!" Dann machte er ſich auf, und zog mit ſeinem Sohn in jenes Land, wo Joſeph wohnte.

Als er vor Joſeph geführt wurde, wollte er vor ihm niederfallen; Joſeph aber hob ihn auf, und ſein Herz zitterte ihm, als er ſeinen alten Vater wieder ſah. Da erzählte ihm der König, wie er ſeinen jüngſten Sohn verloren habe, und wie er nun ſo unglücklich ſei, da auch ſein zweiter Sohn in Gefahr ſchwebe, und bat für ihn. Joſeph aber konnte ſich nicht länger halten und rief: „Wünſchet ihr wohl, euren jüngſten Sohn wiederzuſehen?“ „Ach, wenn Gott das doch zuließe,“ antwortete der alte König. Da rief Joſeph: „Lieber Vater, ich bin euer jüngſter Sohn, Joſeph; denn die wilden Thiere haben mich nicht gefreſſen, ſondern meine Brüder haben mich dem König verkauft, dem ich nun diene.“ Als ſeine Brüder dies hörten, fielen ſie vor ihm nieder, denn ſie dachten, nun würde ſich Joſeph an ihnen rächen. Er aber hob ſie auf, und umarmte ſie, und verzieh ihnen Alles. Dann ging er zum König und erzählte ihm, wie er ſeinen Vater wiedergefunden habe, und nun mit ihm ziehen wolle, und nahm Abſchied von ihm. Und ſo zogen ſie denn wieder in ihre Heimath, und lebten glücklich und zufrieden, wir aber ſind leer ausgegangen.

---

92. Die Geſchichte vom Einſiedler.

Es war einmal ein frommer Einſiedler, der lebte auf einem hohen Berg, und nährte ſich von Gras und Wurzeln, und brachte den ganzen Tag damit hin, daß er mit der Stirne im Staube Buße that. Nun begab es ſich eines Tages, daß eine Geſellſchaft von reichen Leuten aus der Stadt eine Luſtfahrt nach demſelben Berge machten, dort aßen und tranken, und ſich einen vergnügten Tag bereiteten. Am Abend rief der Eine von ihnen ſeinen Diener und ſprach zu ihm: „Sammle alle Löffel und Gabeln, die wir mitgenommen hatten, ſo wollen wir nach Hauſe zurückreiten.“ Da ſammelte der Diener alle die ſilbernen Geräthſchaften, anſtatt aber Alles einzupacken, ſteckte er den ſilbernen Vorlegelöffel in ſeine Taſche.

Dies Alles ſah der Einſiedler; er ſagte aber nichts, und die ganze

Geſellſchaft ein wieder nach Hauſe. Unterwegs nun fiel es dem Einen ein, das Silberzeug nachzuzählen; da zeigte es ſich, daß der ſilberne Vorlegelöffel fehle. „Was iſt das?“ frug er den Diener. „Haſt du den Löffel vielleicht vergeſſen? Wir wollen zurückgehn und ihn ſuchen.“

Als ſie nun an denſelben Ort kamen, wo ſie gegeſſen hatten, hatte ſich da unterdeſſen ein armer Pilger eingefunden, der ſammelte die übrig gebliebenen Brocken und verzehrte ſie, um ſeinen Hunger zu ſtillen. „Du haſt gewiß den Löffel geſtohlen!“ rief der Herr, dem der Löffel fehlte. „Ach, liebe Herren,“ bat der Pilger, „ich habe ja nichts genommen als die Knochen und die Brocken. Unterſucht mich, und Ihr werdet ſehen, daß ich gewiß keinen Löffel genommen habe.“ „Nichts da! Es kann Niemand ſonſt geweſen ſein, denn außer dir iſt Niemand hier geweſen!“ Da ſchlugen ſie ihn und mißhandelten ihn, banden ihn an den Schwanz eines Pferdes und ſchleppten ihn ſo mit ſich fort. Das Alles hatte der Einſiedler geſehn, und in ſeinem Herzen begann er zu murren gegen die Gerechtigkeit Gottes. „Was?“ dachte er, geht es ſo auf Erden? Jener diebiſche Knecht ſollte ungeſtraft davon kommen, und der unſchuldige Pilger ſo arg mißhandelt werden? Gott iſt ungerecht, daß er ſolches duldet, und darum will ich auch nicht länger Buße thun, ſondern in die Welt zurückkehren und mein Leben genießen.“ Wie geſagt, ſo gethan; der Einſiedler verließ ſeinen Berg, und that nicht mehr Buße, ſondern zog aus, um ſein Leben zu genießen.

Während er ſo dahin wanderte, begegnete ihm ein ſchöner, ſtarker Jüngling, der frug ihn: „Wohin wandert ihr?“ „Nach der und der Stadt.“ „Dahin will ich ja auch gehn; darum wollen wir zuſammen wandern.“ Alſo wanderten ſie zuſammen, der Weg aber war weit und ſie wurden bald müde. Da kam ein Maulthiertreiber deſſelbigen Weges daher. „He, guter Freund,“ rief der Jüngling, „wollet ihr uns nicht erlauben, ein wenig auf euren Thieren zu reiten? wir ſind ſo müde und matt.“ „Von Herzen gern,“ antwortete der Maulthiertreiber, „ſo weit unſer Weg zuſammen geht, könnt ihr meine Thiere benutzen.“ Da ſetzten ſie ſich auf und ritten mit dem Maulthiertreiber weiter. Der Jüngling

aber hatte bemerkt, daß in dem einen Querſack eine Menge Goldes ſteckte und ohne daß der Treiber es merkte, zog er eine Münze nach der andern heraus und warf ſie auf die Straße. Der Einſiedler ſah es wohl und dachte in ſeinem Herzen: „Wie? Während der arme Mann uns ſo freundlich einen Dienſt erweiſt, thut er ihm ſo Böſes an?“ Weil aber der Jüngling ein ſtarker Mann war, fürchtete er ſich, irgend etwas zu ſagen.

Nachdem ſie eine gute Strecke weit geritten waren, ſprach der Treiber: „Nun, meine Herren, kann ich euch nicht weiter mitnehmen.: Da ſtiegen ſie ab, dankten ihm und wanderten zu Fuß weiter. Der Einſiedler aber ſprach: „Wie konnteſt du ein ſo großes Unrecht thun und dem armen Mann, der uns eben eine Wohlthat erzeigte, ſein Geld wegwerfen?“ „Sei du ſtill,“ antwortete der Jüngling; „kümmere dich um deine Angelegenheiten und nicht um die meinigen.“

Am Abend kamen ſie in eine Herberge, und da die Wirthin ihnen entgegentrat, ſprachen ſie: „Gute Frau, könnt ihr uns nicht für dieſe Nacht beherbergen? Wir haben aber kein Geld, es euch zu lohnen.“ „O, ſprechet doch nicht davon,“ ſprach die Wirthin, nahm ſie gar freundlich auf, gab ihnen gutes Eſſen und Trinken und wies ihnen zuletzt ein Zimmer an, in dem für jeden von ihnen ein Bett ſtand. In demſelben Zimmer aber ſtand auch eine Wiege, in der das kleine Kind der Wirthin ſchlief. Am Morgen, als ſie ſich zum Weiterwandern rüſteten, trat der Jüngling zu der Wiege und erdroſſelte das arme kleine Kind. „O, du Böſewicht,“ rief der Einſiedler, „während uns die gute Frau ſo viele Wohlthaten erweiſt, bringſt du ihr Kind um!“ „Sei doch ſtill, befahl der Jüngling „und kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten.“ Da wanderten ſie weiter, und der Einſiedler ging ſtill neben dem Jüngling einher.

Auf einmal aber verwandelte ſich der Jüngling in einen ſchönen leuchtenden Engel, der ſprach zu dem Einſiedler: „Höre mich an, o Menſch, der du dich erkühnt haſt, gegen Gottes Gerechtigkeit zu murren; ich bin ein Engel, von Gott geſandt, um dir die Augen zu öffnen. Jener

Pilger, der unſchuldig mißhandelt wurde, hatte einſt, vor vielen Jahren an demſelben Ort ſeinen Vater umgebracht, darum hat ihm Gott nun dieſe Strafe geſchickt; denn Gott verzeiht bald, aber zu ſtrafen zaudert er. Das Geld, das ich auf die Straße geworfen habe, gehörte nicht dem Maulthiertreiber, ſondern er hatte es einem Andern entwendet; nach dieſem Verluſt wird er vielleicht in ſich gehn und ſeine Sünde bereuen. Das Kind der Wirthin wäre ein Räuber und Mörder geworden, wenn es gelebt hätte. Die Mutter aber iſt fromm und betet täglich zu Gott: „„O, Herr, wenn mein Kind nicht heilig leben ſoll, ſo nehmt es lieber zu euch, ſo lange es unſchuldig iſt.““ Darum hat Gott ihr Gebet erhört. Nun ſiehſt du, daß Gottes Gerechtigkeit weiter ſieht, als die der Menſchen. Darum kehre in deine Einſiedelei zurück und thue Buße, ob dir dein Murren vergeben werden möge.“ Als der Engel alſo geſprochen hatte, flog er in den Himmel; der Einſiedler aber kehrte auf ſeinen Berg zurück, that noch ſtrengere Buße als bisher und ſtarb als ein Heiliger.

Zwei ſicilianiſche Märchen, im Dialekt von Meſſina aufgeſchrieben von D. Salvatore Morganti.

Lu cuntu di li du' cumpari. [1])

Na vota c' eranu du' cumpari, mastri scarpari ripezzaturi, chi cugghìanu la fami junti junti. Un jornu unu d' iddi si vutò cu l'autru: »Cumpari, ccà chi facemu! Accunti nun ci nn'è; pigghiàmuni la sporta e niscemu pri fora.« Accussì ficiru. Caminandu caminandu un cumpari cci dissi a l'autru: »Sarìa megghiu, cumpari, mi nni spartemu; unu pigghia pri na parti e unu pri nautra, e accussì truvamu cchiù travagghiu, e doppu chi avemu ricugghiutu qualchi cosa di dinari, riturnamu a li nostri casi.« Li du' cumpari si sparteru; unu pigghiò pri ccà e unu pri ddà. Lassamu a chiddu ch'era cchiù abbunatu e pigghiamu a l'autru ch'era cchiù scaltru e cchiù capudòpera. Si chiamava mastru Pippu. Mastru Pippu firriò menzu munnu. Na sira ci scurò 'ntra na campagna unni nun c'eranu no'omini e no casi. Pri passari la nuttata e pri ripararisè di lu friddu e di lu sirinu si 'nfilò mmenzu a certi petri. Mentri chi stava ammucciatu ddà dintra, sintìu vicinu d'iddu na vuci suttirrania:

---

[1]) Vergleiche Märchen 79. (II. S. 122 u. f.)

»Apriti, cicca!« Si aprìu un pezzu di rocca e di ddà dintra nisceru dudici sbannuti, unu appressu a l'autru. »Chiuditi, cicca,« dissi dda stissa vuci, e la rocca si chiudùi. Mastru Pippu nun vardava piriculu e sarissi annatu a circari la furtuna fina 'ntra lu 'nfernu: e quannu li sbannuti s'avìanu alluntanatu un bellu pezzu, dissi fra d'iddu: »Vogghiu vidiri chi cosa c'è 'ntra stu suttirraniu; videmu si la rocca ubbidisci a la mé vuci. — Apriti, cicca!« La rocca s'aprìu e mastru Pippu trasennu cci dissi: »Chiuditi, cicca!« e la rocca si chiudìu. Vitti ddà dintra tuttu lu beni di Diu: manciari, vinu, robba e dinari. Si jinchìu di munita d'oru la sporta, li sacchetti, lu cappeddu e li scarpi.

»Apriti, cicca,« e »chiuditi, cicca,« mastru Pippu fora. »Santi pedi, ajutatimi vui!« dissi allura, e si misi a fari cursi pri la casa. — So' mugghieri, affritta e scunzulata l'aspittava avanti la porta, comu avìa fattu pri tanti jorna di seguitu. Comu lu vitti spuntari currìu pri abbrazzarilu. »Mugghieri mia,« cci dissi mastru Pippu, »semu ricchi, riccuni; aju un tisoru di supra. Annamuninni zittu zittu a la casa e ti cuntu tutta la passata.« — Quannu foru dintra chiuderu la porta e mastru Pippu accuminciò a nesciri tutti li dinari e li mintìa [1]) supra na buffetta. Cunzidirati la maravigghia e lu preju di so' mugghieri chi ballava senza sonu e dicìa: »Tutti nostri sunnu sti dinari, marituzzu miu? Comu facisti pri buscarli? Cu ti li desi? Unni li truvasti?« Mastru Pippu cci cuntò la passata e tutti dui si misiru a cuntari li dinari, pirchì, comu dicìanu l'antichi, li dinari si cuntanu, macari quannu si ascianu. — Annamuninni o nostru chi l'autru cumpari s'avìa ritiratu di lu viaggiu prima di mastru Pippu, mortu di fami pri nun aviri truvatu travagghiu. Chistu stava na porta appressu; 'ntisi lu rumuru di la munita d'oru e cci dissi a se' mugghieri: »Ciccia,« (ca si chiamava Ciccia) »cridu chi lu cumpari riturnò;

[1]) So ſteht deutlich in der Handſchrift. Aber kein Lexikon kennt dieſes Wort. Iſt vielleicht munita zu leſen? O. H.

ma chi cosa è stu rumuru di dinari chi sentu 'ntra la se' casa?« »Veruè,« rispusinìu la mugghieri, »avi un pezzu chi sentu sunari la munita d'oru; pussibili chi cumpari Pippu avissi truvatu na truvatura, o fussi divintatu qualchi principi o baruni? Aspetta, chi ora vaju a farici visita e appuru tutti cosi.« Passò unnì lu cumpari e trasennu cci dissi: »Mi nni cunzolu, cumpari, di lu vostru ritornu e tantu cchiù di li vostri ricchizzi. Sempre di bene in megghiu.« Lu cumpari, surprisu supra lu fattu, nun si potti ammucciari, e a l'incuttizzi di cummari Ciccia cci appi e cuntari tutta la passata. »Ora fazzu annari a me' maritu,« dissi la cummari, »quantu addivintamu ricchi puru nui.« »Nun vi lu cunzigghiu, cummaredda,« rispunnìu mastru Pippu. »Me' cumpari nun è omu di sti cosi. Piriculusa è l'imprisa, e si iddu va ddà nun torna cchiù, ca morirà pri manu di li sbannuti.« Cummari Ciccia nun nni vosi sentiri di sti cunzigghi e pirsuadìu a so' maritu chi tintassi la stissa sorti. Mastr' Antoni (chi chistu era lu so' nomu) si misi subitu 'ncaminu. Lassàmulu caminari e pigghiàmu a li sbannuti. Quannu turnaru 'ntra lu suttirraniu e vittiru chi mancavanu li dinari. »Tradimentu,« gridaru, »tradimentu! Cu è, sapi lu sigretu e guannu nui niscemu, iddu trasi ccà dintra.« Tinniru cunzigghiu e cunchiuderu chi quannu nisciànu di lu suttirraniu cci avissi a ristari unu d'iddi pri vardia. — Mastr' Antoni arrivò, s'ammucciò 'mmenzu di li petri e quannu vitti chi li sbannuti si nni jìanu, li lassò scurriri pri un pezzu e s'accustò a la rocca. »Apriti, cicca,« e la rocca s'aprìu. Ma spaventu! Mentri chi jia pirriannu, lu sbannutu di vardia nisciù tuttu armatu e l'afferrò pri la petturina. »Fermati,« cci dissi, »gran latruni; 'ntra brutti mani capitasti.« Mastr' Antoni, attirrutu e spavintatu, cci murìa 'ntra li mani. Ma ammatula lu prijava e si jittava a li so' pedi; quannu turnaru li sbannuti, cci tagghiaru la testa e li mani a lu poviru mastr' Antoni, e pri esempiu li chiantaru intra da grutta.

Aspetta oggi, aspetta dumani, en nautru jornu e poi nautru jornu, mastr' Antoni nun cci turnò cchiù a la so' casa. Dda svinturata di so' mugghieri cianeccia paru paru e nun si putìa dari paci. »E io nun vi lu dissi, cummari,« cci dissi mastru Pippu, »chi vostru maritu muria pri manu di li sbannuti. Pirchi nun vulistu pigghiari li me' palori? Ora cci vaju io pri vidiri.« Mastru Pippu partìu pri unni li sbannuti. — Li sbannuti, chi s'avianu allistutu a mastr' Antoni, cridennu ch'iddu sulu era lu latru chi sapìa lu sigretu di la grutta, pinzaru di nun tinirici cchiù la vardia, e mastru Pippu, chi s'avìa ammucciatu sutta li stissi petri di l'autra vota, li vitti nesciri e li cuntò a unu a unu. Eranu dudici. »Nun c'è cchiù nuddu,« dissi e currìu unni la rocca. »Apriti, cicca,« e la rocca s'aprìu. Ma quali fu lu so' spaventu e lu so' duluri, quannu vitti la testa di so' cumpari, appizzata a l'autu di dda grutta. Ma senza perdiri tempu trasìu cchiù dintra e fici nautra bona cugghìuta di dinari. Sautò fora e lestu comu un dàinu si misi a fari cursi pri la via. Turnatu ca fu a la casa, cci cuntò a la cummari la mala sorti di lu poviru mastr' Antoni, e pri cunzularila di la pena cci desi la so' parti di dinari. Già fattu riccu, jittò sporta, furmi, lesina e trincettu e fici la vita di badassu, manciannu beni e ristannu a spassu.

Anmerkung. Nach einer Variante bittet die Frau des mastru Pippu ihre Nachbarin um ein munneddu (mondello, ein Maaß) da ſie ciceri zu meſſen habe. Die Nachbarn haben aber die Goldmünzen klingen hören, und beſtreichen daher das Maaß mit Pech, in welchem nun einige Goldmünzen kleben bleiben. Dadurch kommt der zweite Gevatter auf den Gedanken ſein Glück auf dieſelbe Weiſe zu verſuchen.

Lu cuntu di li tri soru.[1])

Na vota c'eranu tri soru veri povireddi, chi si campulià[2]) vanu filannu. La cchiù granni annava unni l'accunti, cci purtava lu travagghiu e si pigghiava li dinari. Nu jornu si nni jìa a la casa, purtannu 'ntra nu fazzulettu la spisa c'avìa fattu pri manciari. Comu passara pri na strata un grossu canazzu cci assarto' cu tutta furia, cci afferra la spisicedda di li mani e curri, curri, curri. L'affritticedda ristò tutta allampata e quasi ciancennu currìu a la casa e cci lu cuntò a li soru. »O 'nniricata,« cci dissi la soru minzana; «e comu! ti facisti rubari la spisa di lu canu?« »Sulu a vidirilu,« ripigghiò la granni, »t'avirìa fattu attirriri ddu bestiazzu grossu e affamatu.« »'N pettu miu,« rispunnìu la minzana, »stu fattu nnu m'avirìa succidutu. Dumani la spisa la fazzu io, e avemu a vidiri si stu cani tinciutu mi la fa.« A l'indumani si partiu la soru minzana, fici la spisa e passò di dda stissa strata. Lu cani era prontu, s'avventa e mustra li scagghiuni, e 'ntra un vidiri e svidiri cci afferra la spisa di li mani e si nni fui. La svinturata si nni jìu a la casa tutta murtificata. »Nun ti lu dissi,« si vutò la granni, »chi ddu bruttu canazzu ti l'avirìa pigghiatu.« La soru cchiù picciridda, chi sintìa stu scuntiggiu, jittò na gra' risata: »e mancu veru mi pari,« cci dissi a li du' soru, »chi siti accussì locchi. Chi diavulu avìvu 'ntra li mani. Stu bestia a mia nnu mi la fa. Dumani cci vaju io pri la spisa e v 'assicuru chista vota nun ristamu a dijunu. Pri ora travagghiamu.« L'indumani la soru picciridda si nni jìu a fari la spisa, e passò di dda stissa strata, strincennu forti lu fazzulettu c'avìa 'ntra li mani. Niscìu lu cani a pricipiziu, ma idda nun si muvìu. Lu cani facìa forza cu li denti pri tirari ed idda facìa forza cu li mani pri tiniri. Ma tira di ccà e tira di ddà, all' urtimu vincìu lu cani e si purtò lu fazzulettu cu la spisa.

---

[1]) Vergl. Mährchen 78. (II. S. 118 u. f.).

[2]) Ein mir unbekanntes Wort.

Ma la giuvina era lesta e curaggiusa e si misi a 'ssicutarilu. Lu cani 'nfilò 'ntra lu purticatu di un gran palazzu e iddu d'appressu, chi ci gridava: »Si nun mi dugni la robba nun ti lassu.« Acchianaru la scala, lu cani si 'nfilò 'ntra na cammira e cci scumparìu davanti.» O trovu lu cani o lu patruni,« facìa 'ntra idda la giuvina, »e m'annu a dari la robba.« E trasi, trasi, trasi, firriò tutti li stanzi e nun vitti a nuddu, nun cani e nun patruni. Lu palazzu era disertu abbannunatu, ma c'era tuttu lu beni di Diu, robba dinari e giòi, e 'ntra lu menzu di na stanza c'era na tavula cunzata cu tutti sorti di piatti, cu vinu, cu durcí e cu licuri. Pri nun perdiri la cursa c'avìa fattu e pri passarisi la bili, la giuvina s'assittò e si misi a manciari e a biviri. Alla finuta di manciari, nun vidennu spuntari a nuddu, pinzò pri li so' soru, fici na cughìnta di robba e di manciari e ritta ritta si nni annò a la casa. »E' veru,« cci dissi a li soru, chi ddu canazzu latru mi vinciu la spisa, ma io l'assicutai finu a la so' casa, manciai, bivìi, e vi purtai tuttu stu beni.« Doppu chi cci cuntò tuttu lu fattu, pirsuasi a li so' soru di jirissinni 'nzemi[1]) 'ntra ddu palazzu pri abbitarici. La pinzata piaciu a tutti; parteru, acchianaru 'ntra la casa, e si ristaru ddà comu fussiru li patruni. La cchiù granni, chi nun lassava mai lu travagghiu, era sempre l'urtima a jirissinni a curcari. Na sira, doppu menzanotti, sintìu d'abbasciu di la scala na vuci lamintusa, comu fussi na fimmina, chi dicìa: »Acchianu? — acchianu? —« Spavintata di sta vuci, jittò lu travagghiu, fici na schigghia, currìu unni li so' soru e si 'nfilò 'ntra lu lettu, senza mancu aviri sciatu di parrari. A l' indumani, quannu la soru picciridda cci sintìu cuntari lu fattu, si misi a buffiniarila. »Scunzulata,« cci dissi, »pirchì nun la facivi acchianari! Nun sintisti chi ti dumannava lu pirmissu? Sta sira vogghiu appurari stu fattu.« Vinni la sira. Li so' soru si curcaru, ed idda ristò sula, vigghiannu cu

---

[1]) Andarsene insieme. O. H.

lu travagghiu. Doppu un pezzu c'avìa sunatu menzanotti 'ntisi la stissa vuci: »Acchianu? — acchianu? —« »Acchiana, acchiana,« rispunnìu la figghiòla. Quantu si vitti cumpariri davanti na bedda signura, cu li capiddi scinnuti, lu pettu nudu tuttu lordu di sangu e c'un pugnali azziccatu 'ntra lu cori. »Cu' sì? Chi cosa vòi?« cci dumannau, senza perdirsi di curaggiu. »Sai cu' sugnu?« rispusi la signura. »Sugnu l'umbra di la patruna di stu palazzu. Lu cani chi ti pigghiò la spisa e' l'umbra stissa sutta nautra forma. Jo sugnu morta e la mia sepurtura è ccà sutta a li pedi di la scala. Cu stu cuteddu ccà 'ppizzatu, lu miu' nnamuratu, pri na barbira gilusìa, senza ragiuni m'ammazzò, mi strascinò di li capiddi pri la scala e m'assuttirrò ddà sutto. Senti, io ti fazzu patruna di tuttu stu palazzu, di tutti li dinari e di tutti li ricchizzi chi cci sunnu, c'un pattu però, chi tu m'hai a vinnicari.« »E comu?« cci dumannò la giuvina. E l'umbra ripricò: »Vidi, 'ntra ddu vardarobbi cci sunnu tutti li me' abiti e li me' gioi. Mentitinni unu a lu jornu e t'assetti 'ntra lu barcuni, cu li spaddi sempri vutati fora. Lu miu 'nnamuratu chi cci passa ogni jornu di sta strata, ti pigghiravi pri mia, cridennumi risuscitata. Tu finci chi ti nn'accorgi e fai qualchi signu cu la testa, ma nun ti vutari mai cu la facci. A pocu a pocu iddu si faravi animu ad acchianari susu. Tu ti finci sdignata e cci fai rimproveri e maltratti. E si mai, videnuti 'nfaccia, dubita chi fussi io, ricordaci tutti li particularitati di la nostra vita e di lu nostru amuri, chi ora ti raccuntu. Finci poi di fari paci e fallu stari assemi cu tia e quannu ti veni a tagghiu 'nficcaci stu pugnali 'ntra lu pettu, e quannu è morti, strascinalu pri la scala e sutterrilu 'ntra la me' stissa fossa.« »Stà bene,« rispusi la giuvina, »accettu lu pattu.« L'umbra cci cuntò tutti li circustanzi di la so' vita cu lu so' 'nnamuratu e spirìu. L'indumani la giuvina si misi na bella vesti, si pittinò comu fussi na signura, e s'assittò vicinu a lu barcuni cu li spaddi vutati fora. Lu 'nnamuratu di la signura passava e ripassava di la strata. Videnu la figghiola a lu barcuni, critti

chi la so' amanti era risuscitata e acchianò supra. »Nun sì tu la mia ammanti,« cci dumannò timidu e stralunatu. »Sugnu io, no sgarri,« cci rispusi la finta signura. »Ma a tia comu ti basta l'anima pri vinirimi a circari? Ti scurdasti la barbira morti chi mi facisti suffriri? Ti scurdasti comu mi 'nziccasti lu pugnali 'ntra lu me' cori?«

Basta cci ricurdò tutti li circustanzi di lu so' amuri. Iddu si pirsuadìu chi chiddi era veramenti la so' amanti, cu tuttu ca nun cci assumigghiava, cridennu chi forsi s'avissi canciata pri li peni di la morti. »Tuttu,« rispusi, »io mi ricordu e ti dumannu pirdunu a li to' pedi di tuttu lu mali chi ti fici. Jo sugnu canciatu e ti sarò fideli e durci amanti finu a la morti. Pirdunami, amuri miu.« »Ficiru paci e s'assittaru a tavula pri manciari, ma quannu iddu annò pri jettarisi 'ntra li brazza di la so' amanti, idda lesta lesta cci 'nziccò la pugnali 'ntra lu cori e lu 'mmazzò. »Moru,« dissi iddu cadennu, »pri manu di lu tradimentu.« La giuvina l'afferro pri li capiddi, lu strascinò a pedi di la scala e lu suttirrò unni avìa suttirratu iddu l'amanti so'. Li tri soru ristaru patruni di lu palazzu, ricchi, ma no filìci, pirchì lu prezzu di lu sangu è sempri amaru.

Vergleichende Anmerkungen.

Von **Reinhold Köhler.**

1. Die kluge Bauerntochter.

In Bezug auf die in dieſem M. vorkommende Zerlegung und Vertheilung des Huhns vgl. die von mir im Orient und Occident I, 444 ff. zuſammengeſtellten Erzählungen, denen ich noch folgende hinzufügen kann: 1) eine arabiſche in v. Hammer's Roſenöl II, 138 (Ein Beduine legt von einem Rephuhn dem Hausvater den Kopf, der Frau den Steiß, den Söhnen die Füße, den Töchtern die Flügel, ſich ſelbſt das Gerippe vor). 2) Scala celi fratris Joannis Junioris, Ulm 1480, fol. 37ª (Ein Kleriker, von einem Ritter aufgefordert, eine Gans »secundum scientiam naturalem« zu vertheilen, »caput dedit domino, collum et alas filiabus, pedes famulis, crura filiis, et ait: mihi clerico debetur ecclesia«). 3) Zwei inhaltlich übereinſtimmende Erzählungen Francesco Sacchetti's, die eine in ſeinen Novellen Nr. 123, die andere in ſeinen Sermoni evangelici und daraus in dem von Fr. Zambrini herausgegebenen Libro di novelle antiche tratte da diversi testi, Bologna 1868, No. 79, abgedruckt (Ein Student, von ſeiner Stiefmutter aufgefordert, einen Kapaun nach der Grammatik zu zertheilen, gibt dem anweſenden Prieſter den Kamm, dem Vater den Kopf, der Stiefmutter die Füße, den Schweſtern die Flügel, den Rumpf ſich ſelbſt). 4) Afanasjew's ruſſiſche Volksmärchen VI, 7 (Hier überbringt — nach A. Schiefner's freundlicher Mittheilung — ein Bauer ſeinem Herrn eine Gans zum Geſchenk und wird von dieſem aufgefordert, ſie zu zertheilen, worauf er dem Herren den Kopf, der Frau den Steiß, den Söhnen die Füße, den Töchtern die Flügel, ſich ſelbſt den Rumpf gibt). 5) Knuſt Nr. 1 (Ein Königsſohn zerlegt bei einem Bauer ein Huhn und gibt den Kopf dem Bauer, den Bauch der Frau, die Beine und Flügel der Tochter, er ſelbſt und ſein Diener eſſen das Fleiſch. Alſo hier wie im ſicil.

M. iſt es ein Königsſohn, der bei einem Bauer ein Huhn zerlegt. Daß die Bauerntochter die Art, wie der Königsſohn das Huhn zerlegt und vertheilt hat, erklärt, fehlt bei Knuſt, wird aber nach Analogie des ſicil. M. anzunehmen ſein. In beiden heiratet der Königsſohn die Bauerntochter.

Die Erzählung im „Scherz mit der Warheyt", Frankfurt 1550, S. LXII iſt aus Pauli's Schimpf und Ernſt, Nr. 58 (ſ. Orient u. Occ. a. a. O. 446) entlehnt, und das Gedicht von Frider. Widebramus »Capus geometrica proportione distributus« (Delitiae germanorum poetarum VI, 1115) ſtimmt ebenfalls faſt durchaus mit Pauli.

2. Maria, die böſe Stiefmutter und die ſieben Räuber.

3. Von Maruzzeda.

4. Von der ſchönen Anna.

Dieſe drei M. — und zwar das erſte ganz, die beiden andern bis zur Wiederbelebung Maruzzeda's und Anna's — ſind Varianten eines und deſſelben M. Man vgl. Grimm Nr. 53, Schott Nr. 5, Glinski I, 149, A. Puſchkin's poetiſche Werke, überſ. v. F. Bodenſtedt, I, 97, Arnaſon II, 399 = Powell II, 402, Maurer S. 280, Hahn Nr. 103, Milá S. 184 = F. Wolf S. 46, Schneller Nr. 23.

In den meiſten dieſer M. iſt es eine Stiefmutter, die ihrer Stieftochter nachſtellt, wie im ſicilianiſchen M. von Maria; bei Schott und Arnaſon iſt es die rechte Mutter; die M. von Maruzzeda und von Anna, das wälſchtiroler und ein deutſches bei Grimm III, 90 ſpielen zwiſchen drei Schweſtern. Im M. von Maria fehlt die Eiferſucht der Stiefmutter auf die Schönheit der Stieftochter. In allen drei ſicilianiſchen M. fehlt der antwortende Spiegel, der auch im albaneſiſchen, catalaniſchen und wälſchtiroler fehlt, doch iſt er im albaneſiſchen durch die Sonne und im catalaniſchen durch einen böſen Geiſt erſetzt.

Mit dem zweiten Theil der M. von Maruzzeda und von Anna vgl. das M. von Talia im Pentamerone V, 5. Talia's Kinder heißen Sonne und Mond wie die Anna's.

Ein Kleid mit Glöckchen (Nr. 4) kömmt auch in dem catalaniſchen Aſchenputtelmärchen bei Milá S. 182 = Wolf S. 43 vor.

5. Die verſtoßene Königin und ihre beiden ausgeſetzten Kinder.

Vgl. das M. von den beiden neidiſchen Schweſtern in 1001 Nacht, Straparola IV, 3, Schneller Nr. 26, Hahn Nr. 69, Pröhle KM. Nr. 5, Zingerle II, 157. Ebenfalls hierher gehörig, aber mehr oder weniger entſtellt, ſind Vernaleken

Nr. 34, Peter II, 199, Wolf S. 168, Zingerle II, 112, Grimm Nr. 96, Meier Nr. 72, Curtze Nr. 15, Gaal S. 390. *)

Zu dem tanzenden Wasser und dem sprechenden Vogel kömmt in den meisten M. als ein drittes Wunder noch ein singender Baum (Apfel bei Straparola), und die Königstochter hat nicht blos einen, sondern zwei Brüder.

Das tiroler M. bei Zingerle II, 112 steht bei sonstiger bedeutender Abweichung in einem Punkte dem sicilianischen näher als alle andern. In beiden nemlich ist das eine Königskind (im sicilianischen der Knabe, im tiroler das Mädchen) mit einem goldenen Apfel in der Hand, das andere mit einem goldenen Stern auf der Stirn geboren.

6. Von Joseph, der auszog sein Glück zu suchen.

Es gibt zahlreiche Märchen, in denen der Held dadurch, daß er einer dämonischen Jungfrau (Schwanenjungfrau, Taubenjungfrau), als sie sich badet, ihr Gewand raubt, sie zwingt, sein Weib zu werden, bis sie sich das Gewand durch List wieder verschafft und verschwindet, worauf er sie zu suchen auszieht und sie auch endlich (in ihrer Heimat) findet und wieder mit ihr vereint wird. Unter diesen Märchen bilden das sicilianische, ein neugriechisches (Hahn Nr. 15) und zwei Märchen der 1001 Nacht, nemlich das M. vom Königssohn Dschanschah und der Prinzessin Sonne aus dem Schloß der Edelsteine (Hammer I, 334—79) und das von Asun (Hasan) und der Tochter des Geisterkönigs (Breslauer Uebers. Bd. X; Weil II, 149), dadurch eine besondere zusammengehörende Gruppe, daß sie bei aller sonstigen Verschiedenheit unter einander das mit einander gemeinsam haben, daß der Held sich in eine Thierhaut einnähen und von Vögeln auf einen hohen Berg tragen läßt**), von welchem er seinem Herrn — im neugriechischen M. und im M. von Dschanschah ein Jude — Edelsteine, Gold oder dgl. herunterwerfen muß und auf welchem er dann von seinem Herrn hilflos zurückgelassen wird. Wie im sicilianischen M. Joseph nach dem Verschwinden seiner Gattin noch einmal in den Dienst seines ehemaligen Herrn tritt, der ihn nicht erkennt,

*) Nur im Anfang sind ähnlich, aber dann ganz verschiedenen Verlaufs: A) Glinski II, 46, das russische M. in Al. Puschkin's poetischen Werken, übers. v. F. Bodenstedt I, 47, das finnische in Erman's Archiv XIII, 580. B) Gaal-Stier Nr. 7, Haltrich Nr. 1, Schott Nr. 8, Ausland 1858, S. 118 (rumänisch). C) Hahn Nr. 112.

**) Man denkt dabei an Sindbad in 1001 Nacht und an Herzog Ernst. Vgl. auch Campbell Nr. 44, Somadeva, übers. v. Brockhaus, I, 124, das altdeutsche Gedicht von König Hans von Frankreich bei Bartsch, Herzog Ernst S. CLVII und die Stelle aus Benjamin von Tudela in Haupt's Zeitschr. VII, 296.

und ſich wieder in die Haut einnähen läßt, ſo auch Dſchanſchah nach dem zweiten Verluſt ſeiner Frau (S. 370).

Die im griechiſchen und in den arabiſchen M. — auch in dem Schwanenjungfraumärchen bei Haltrich Nr. 5 — vorkommende verbotene Thür, welche in das Waſſer führt, in dem ſich die Jungfrauen baden, fehlt im ſicilianiſchen M.

7. Die beiden Fürſtenkinder von Monteleone.

Vgl. Simrock Nr. 51.

Ein barbariſcher Zug des ſicil. M. iſt es, daß der Bruder von dem Blut ſeiner von ihm für ſchuldig gehaltenen Schweſter vor ſeinem Tode trinken will. Vgl. Hahn Nr. 45, wo ein König von dem Blute ſeines von ihm zum Tode verurtheilten Sohnes trinken will.

8. Bauer Wahrhaft.

Vgl. Wright, A selection of latin stories No. 1, (entſtellt in den Gesta Romanorum Cap. 111), Straparola III, 5, Otmar's Volksſagen, Bremen 1800, S. 295, (L. Aurbacher) Ein Volksbüchlein, 2. A. München 1835, S. 154, Grundtvig II, 55, Etlar S. 130 (an ein andres M. angeſchloſſen), Vierzig Veziere, überſ. von Behrnauer, S. 123. In Galland's Ueberſetzung der Vierzig Veziere im Cabinet des Fées XVI, 56 = Loiſeleur-Deslongchamps, 1001 Jours p. 315 heißt der Held Saddyq (disant vrai). Wie im ſicilianiſchen Märchen der Bauer Wahrhaft ſeinen Stock hinpflanzt und ſein Mäntelchen auf den Stock hängt und nun mit ihm ſpricht, ſo hängt bei Straparola Travaglino Kleider an einen Zweig und ſetzt ihm ſeine Mütze auf. Bei Wright wird der Hut, bei Otmar die Mütze auf den Stock geſetzt. Bei Aurbacher wird nur ein Beſen in die Ecke gelehnt. In den Vierzig Vezieren wird die Mütze auf den Boden gelegt, und am Schluß der Erzählung heißt es (Behrnauer S. 128, vgl. 375): Aus dieſer Zeit rührt das Sprichwort her: Wenn du niemanden findeſt, der dir rathen könnte, ſo lege deine Mütze vor dich hin und frage ſie um Rath.

9. Zaſarana.

Mit dem zweiten Theile des M. (Zaſarana in Männertracht und die Königstochter) vgl. Pentamerone IV, 6. Der Anfang des M. erinnert an den Anfang eines catalaniſchen M. (Milá S. 185 = Wolf S. 47), wo der zu Markt gehende Vater ſeine drei Töchter fragt, was er ihnen mitbringen ſoll, und die älteſten

verlangen Kleider von Gold und Silber, die jüngſte aber will dem Königsſohn vermählt werden. In Bezug auf den (dreimaligen) Beſuch Zaſarana's bei ihren Angehörigen und die zu ſpäte Rückkehr (beim dritten Beſuch) vgl. Kuhn und Schwartz Nr. 11, Zingerle II, 391, Grimm III, 153, Töppen S. 144.

10. Die jüngſte kluge Kaufmannstochter.

Vgl. Zingerle I, Nr. 22, Hoffmeiſter, Heſſiſche Volksdichtung, Marburg 1869, S. 26 und Schleicher S. 9, in welchen M. ebenfalls ein Räuber ein Mädchen heiratet, um ſich an ihr zu rächen, ſie entkömmt aber glücklich. Uebrigens ſind dieſe M. ſehr vom ſicil. verſchieden. Wie der Räuber ſich, in einem ſilbernen Adler verſteckt, verkaufen läßt und ſo in das Schlafgemach der Königin gelangt, wie er auf das Kopfkiſſen des Königs ein Schlafpapier legt, wie er die Königin in einem Keſſel in Oel ſieden will, aber ſelbſt dann hineingeworfen wird, ſo ſteckt ſich in Nr. 23 Ohimè in eine Statue, legt ein Schlafflaſchchen unter des Königs Bett u. ſ. w. Vgl. auch den Schluß von Pentam. III, 1, wo Scioravante mit Hilfe eines ins Bett geſteckten Schlafzettels Cannettella heimlich entführen will. Pentam. III, 9 wird ein Papier einer Perſon in die Taſche geſteckt, die dadurch in feſten Schlaf fällt.

11. Der böſe Schulmeiſter und die wandernde Königstochter.

Vgl. Hahn Nr. 12. Hier wacht ein Mädchen bei einem todten Prinzen drei Wochen und drei Tage; die noch zur Wiedererweckung fehlenden drei Stunden aber verſchläft ſie, und eine Zigeunerin, die für ſie wacht, wird die Gemahlin des Prinzen, jenes Mädchen aber Gänſehirtin. Als nach einiger Zeit der Prinz in den Krieg zieht, fragt er auch das Gänſemädchen, was er ihr mitbringen ſolle, und ſie verlangt das Mordmeſſer, den Wetzſtein der Geduld und die Kerze, die nicht ſchmilzt. Nach ſeiner Rückkunft belauſcht der Prinz das Mädchen und ſieht, wie ſie die drei Gegenſtände vor ſich hat und ihre Geſchichte ihnen erzählt und dabei in gewiſſen Pauſen das Mordmeſſer auffordert, ihr den Hals abzuſchneiden, worauf aber immer der Wetzſtein das Meſſer, welches ſich erhebt, zurückzieht. Als ſie endlich am Schluß der Geſchichte wieder das Mordmeſſer auffordert, und der Wetzſtein es nicht zurückhalten kann, und die Kerze erliſcht, da ſtürzt der Prinz herein, ergreift das Meſſer noch zur rechten Zeit und macht das Mädchen zu ſeiner Gattin, die Zigeunerin aber zur Gänſemagd.

Aus dem Pentamerone iſt zunächſt die Rahmenerzählung zu vergleichen, wo der todte Fürſt Thaddäus von Rundfeld wieder lebendig werden ſoll, wenn eine

Frau in drei Tagen einen Krug voll weint. Die Prinzeſſin Zoza hat den Krug ſchon faſt voll geweint, als ſie einſchläft. Eine Mohrenſklavin weint ihn indeß voll, der Prinz erwacht und heiratet ſie. Der weitere Verlauf aber iſt anders als in dem ſicilianiſchen und dem griechiſchen M.

Zu dieſem weitern Verlauf des ſicil. und des griech. M. iſt dagegen der Schluß von Pentamerone II, 8 zu vergleichen, wo die im Hauſe ihres Oheims unerkannt dienende Küchenmagd dieſen bittet, ihr vom Jahrmarkt eine Puppe, ein Meſſer und ein Stück Bimsſtein mitzubringen. Sie erzählt dann der Puppe ihre Leiden und droht ihr, indem ſie das Meſſer an dem Bimsſtein ſchleift, ſich zu erſtechen, wenn ſie ihr nicht antworte, worauf ſie — gleich dem Geduldſtein des ſicil. M. anſchwellend — ihr antwortet. Der Oheim belauſcht ſie u. ſ. w.

Dem Eingang des ſicil. M. iſt der von Hahn Nr. 66 ähnlich.

Der Schluß des ſicil. M., die Verblendung der Sklavin, in der ſie ſich ſelbſt ihr Urteil ſpricht, kehrt in Nr. 13 wieder, wo auch das Urteil ſelbſt faſt ganz daſſelbe iſt. Vgl. die Anm. zu Nr. 13.

12. Von der Königstochter und dem König Chiechereddu.

Mit dem Eingang des M. vgl. den der Rahmenerzählung des Pentamerone (Prinzeſſin Zoza, die nicht lacht; Oelſpringbrunnen; Verwünſchung der ausgelachten Alten, daß die Prinzeſſin keinen Mann bekommen ſoll, wenn nicht den Fürſten von Rundſeld). Der Oelbrunnen — jedoch nicht aus gleichem Grunde errichtet — und eine Verwünſchung einer beim Oelbrunnen beleidigten Alten kommen auch in Nr. 13 und 14 vor. S. die Anmerk. dazu. Die Abenteuer der Königstochter als Krankenwärterin der drei Prinzen erinnern an das toscaniſche M. in E. Teza's Schrift »La tradizione dei Sette savj nelle novelline magiare« S. 52 ff., im Auszug von mir im Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. VIII, 261 mitgetheilt. In Bezug auf Chiechereddu's Verſuche, das Geſchlecht der verkleideten Königstochter zu erkennen, vgl. Nr. 17 und die Anm. dazu.

Die Hemmung der Entbindung der Königstochter durch die zauberkundige alte Königin und die dagegen angewandte Liſt kehren in Nr. 15 und 54 wieder. Es iſt ein alter griechiſcher Aberglaube, daß die Entbindung durch Falten der Hände aufgehalten werden kann. Plinius N. H. XXVIII, 6, 17 ſagt: Adsidere gravidis, vel cum remedia alicui adhibeantur, digitis pectinatim inter se implexis, veneficium est, idque compertum tradunt Alcmena Herculem pariente; pejus, si circa unum ambove genua; item poplites alternis genibus imponi. Als Alkmene den Herakles zu gebären in Begriff war und die Mören und Eileithyia mit gefalteten Händen die Geburt hinderten, eilte Ga-

linthias (Antonin. Liber. 29, Ovid. Met. IX, 306 ff.) mit der erdichteten Nachricht zu ihnen, Alkmene habe einen Knaben geboren. Erſtaunt öffneten die Göttinnen die Hände, und ſogleich gebar Alkmene den Herakles. S. Böttiger Ilithyia oder die Hexe, Weimar 1799, S. 33 ff. = Kleine Schriften I, 80 ff., Welcker, Kleine Schriften III, 191 f., F. L. W. Schwartz, Sonne, Mond und Sterne S. 252 ff.

Daß ſich die Hexe tödtet, indem ſie mit dem Kopf gegen die Wand rennt, kömmt auch in Nr. 15 und Pentam. V, 4 vor.

13. Die Schöne mit den ſieben Schleiern.

Vgl. Hahn Nr. 49, Wolf's Z. IV, 320 (aus Zakynthos), Simrock S. 365 (aus Kalliopi), Schott Nr. 25, Erdélyi-Stier Nr. 13, Pentamer. V, 9, A. Weſſelofsky, Le tradizioni popolari nei poemi d'Antonio Pucci S. 11 (piemonteſiſch), Milá S. 179 = Wolf S. 40, Schneller Nr. 19*), Zingerle I, Nr. 11. An die Stelle der drei Pomeranzen oder Citronen oder Aepfel, aus welchen, wenn ſie aufgebrochen oder aufgeſchnitten werden, ſchöne Mädchen hervorkommen, die aber, wenn ſie nicht ſofort Waſſer erhalten, gleich ſterben, ſind im ſicil. M. drei Käſtchen getreten, in deren jedem eine Schöne mit 7 Schleiern**) ſich befindet, die nach Oeffnung des Käſtchens ebenfalls alsbald nach Waſſer verlangen.

In Bezug auf den Eingang des ſicil. M., welcher dem von Nr. 12 ähnlich und dem von Nr. 14 faſt ganz gleich iſt, ſteht dem ſicilian. von den verglichenen M. das aus Kalliopi am nächſten, welches auch mit der Sehnſucht einer kinderloſen Königin nach einem Kinde, mit einem ähnlichen Gelübde (drei Springbrunnen mit Milch, Honig, Wein) und mit der daran ſich knüpfenden Verwünſchung einer beleidigten Alten beginnt. Bei Hahn und Zingerle kommen zwar der Kinderwunſch und das Brunnengelübde nicht vor, wol aber die Verwünſchung einer Alten, welcher der Königsſohn einen Topf zerbrochen hat. In allen andern M. iſt von einer gegen den Helden des M. ausgeſprochenen Verwünſchung nicht die Rede.

Dem Feſtbaken der auf- und zuſchlagenden Thür entſpricht im piemonteſiſchen und im wälſchtiroler M. das Einſchmieren der Thür mit Oel und

*) Das M. iſt ſehr entſtellt, wird aber trefflich durch Nr. 18 ergänzt, wo ein Mädchen für drei Feen drei Pomeranzen einer Alten rauben muß.

**) „Sie war ſo ſchön, daß die Schönheit durch die ſieben Schleier hindurch ſtrahlte" (S. 81). Daſſelbe in Nr. 64 (II, 55) von der Fata Morgana. Vgl. Vigo, Canti popolari siciliani S. 147, Nr. 75: Bedda, ca siti 'mmensu setti veli.

Fett. Ein Einſchmieren des Gatterthors, welches den Fliehenden todtquetſchen ſoll, kömmt auch bei Hyltén-Cavallius Nr. 14, A vor. Vgl. auch ſicil. M. Nr. 15, wo die Frau des Königs Stieglitz die auf- und zugehende Thür lobt, und Pentamer. V, 4, wo Parmetella vor die auf- und zugehende Thür einen Stein legt.

Dem Löwen und dem Eſel, die ſich um Heu und Knochen ſtreiten, entſprechen im neugr. M. bei Hahn Hunde und Wölfe, die Stroh und Knochen unter ſich zu theilen haben; offenbar urſprünglich auch hier Hunde und Eſel. Im ſicil. M. Nr. 15 finden wir einen Eſel mit einem Knochen im Maul und einen Hund mit Heu, bei Hahn Nr. 45 ein Roß, vor welchem Knochen liegen, und einen Hund, vor welchem Heu liegt.

Das Loben der ſchlechten Früchte des Feigenbaums kömmt in dem M. aus Kalliopi vor, wo außerdem noch ein bittres Waſſer gelobt wird. Vgl. auch das ſicil. M. Nr. 15, wo ein blutfließender Strom, Hahn Nr. 72, wo ein krätziger Feigenbaum und ſtinkendes Waſſer, Nr. 54 und 100, wo eine ſtinkende Quelle gelobt wird.

Wie in unſerm M. die Diener, welche mit Knüppeln die Treppe kehren, einen Beſen, und die Köche, welche das Feuer mit dem Mund anfachen, einen Wedel vom Prinzen bekommen, ſo bekömmt im piemonteſ. und bei Schneller Nr. 18 (Nr. 19 iſt hier ſehr entſtellt) das Weib, welches mit den Händen oder mit dem Kleid kehrt, einen Beſen, und ein andres, welches das Waſſer mit ihren Haaren emporzieht, ein Seil. Auch bei Zingerle kömmt ein Kehrbeſen vor, aber in ganz entſtelltem Zuſammenhang. Vgl. auch Hyltén-Cavallius Nr. 14, A, wo Männer, die hölzerne Aexte und eiſerne Dreſchflegel haben, vom Königsſohn eiſerne Aexte und hölzerne Dreſchflegel bekommen, und 14, B, wo Holzhauer ſtatt hölzerner eiſerne Meſſer und Aexte erhalten.

Wie im ſicil. die Rieſin weggeht, um ihre Zähne zu wetzen, ſo im piemonteſiſchen. S. auch die Anm. zu Hahn Nr. 15 am Ende.

Daß der Prinz die Schöne in Folge des Kuſſes ſeiner Mutter eine Zeit lang vergißt, kömmt außer in dem ſicil. M. nur noch in dem M. aus Zakynthos vor, und es iſt dieſer Zug auch hier nicht recht am Platz. Es iſt aus dem M. von der vergeſſenen Braut herübergenommen worden. S. die Anm. zu Nr. 14.

Eigenthümlich iſt dem ſicil. M., daß der Königsſohn ſich in den Finger ſchneidet und ein Blutstropfen auf den weißen Marmor fällt, worauf eine eben von ihm ausgelachte Kammerfrau ihm wünſcht, er möge nicht eher heiraten, als bis er eine Braut finde ſo weiß wie Marmor und ſo rot wie Blut, welche Verwünſchung ihn an ſeine vergeſſene Braut erinnert. Das Citronenmärchen im Pentamerone beginnt damit, daß der heiratsſcheue Prinz ſich eines Tages, als er einen friſchen Käſe durchſchneiden will, in den Finger ſchneidet und zwei große

Blutstropfen auf den Käſe fallen, worauf der Prinz erklärt, ſich eine Braut ſuchen zu wollen ſo weiß und rot wie der von ſeinem Blut gefärbte Käſe. Ein andres M. des Pentam. IV, 9 beginnt damit, daß ein König einen blutigen todten Raben auf einem Marmorſtein liegen ſieht und ſich eine Frau wünſcht ſo rot wie Blut, ſo weiß wie Marmor und ſo ſchwarzhaarig wie die Rabenfedern. Hier haben wir alſo wie im ſicil. M.: rot wie Blut und weiß wie Marmor. In vielen nichtitalieniſchen M. ſind es Blutstropfen im Schnee, welche die Sehnſucht nach einer Gattin oder einem Gatten oder einem Kind ſo rot wie Blut und ſo weiß wie Schnee erregen. S. meine Nachweiſe in den Weimariſchen Beiträgen zur Literatur und Kunſt S. 197 f.

Den Reimen »Cocu, cocu ddi la sala (cucina),
chi fa lu re cu la schiava (regina)?«

entſprechen im piemonteſiſchen M. die Worte: »Cocconaro, mio bel cocconaro, che tu possa dormire, l'arrosto bruciare e la brutta vecchia non più mangiare!« und im wälſchtiroler: »Cogo, bel cogo, Endormenzate al fogo, Che l'arrosto se possa brusar E la fiôla della veccia stria non ne possa magnar!«

Daß die Sklavin ſich ſelbſt ihr Urteil ſpricht, kömmt auch im neapolitaniſchen, im piemonteſiſchen und im M. aus Kalliopi vor. Dies unbewußte Urteilſprechen über ſich ſelbſt kömmt in vielen M. vor. Vgl. z. B. Nr. 11, Grimm Nr. 135, Zingerle II, 131, Peter II, 198.

14. Von der ſchönen Nzentola.

Der Eingang iſt wie in Nr. 13.

Von da an, wo der Königsſohn mit Nzentola entflieht, gehört das M., ebenſo wie Nr. 54 und 55, zu den M. von der vergeſſenen Braut, über welche ich im Orient und Occident II, 103 (zu Campbell Nr. 2) und in der Anm. zu Kreutzwald-Löwe Nr. 14 gehandelt habe. Vgl. auch noch Arnaſon II, 379 = Powell II, 377.

Die immer auf- und zugehende rieſige Scheere finden wir auch in Nr. 64.

In Bezug auf den redenden Speichel ſ. meine Bemerkung im Orient und Occident II, 111 und füge noch hinzu Vernaleken S. 285, Woycicki S. 129, Kletke, Märchenſaal II, 76, Gliuski I, 119.

Die Verwandlungen auf der Flucht (Kirche und Sakriſtan, Garten und Gärtner, Roſenſtock und Roſe, Brunnen und Aal) kehren in Nr. 15, 54 und 55 faſt ganz ſo wieder (Garten und Gärtner, Kirche und Sakriſtan, Teich und Aal oder [Nr. 54] Strom und Fiſch). Bei Schneller Nr. 27: Garten und Gärtner, See und

Fiſcher, Kirche und Geiſtlicher). Grimm Nr. 113 und 51: Roſenſtock und Roſe, Kirche und Paſtor — Kirche und Krone darin, Nr. 51 —, Teich und Fiſch. Müllenhoff Nr. 6: Roſenſtock und Roſe, Kirche und Paſtor, Teich und Ente. Asbjörnſen Nr. 46, Var. 1: Kuh und Mann, Kirche und Sakriſtan, Waſſer und Ente (die beiden letzteren Verwandlungen auch in Var. 4 und 6). Haltrich Nr. 25: Kirche und Pfarrer, Erle und Vöglein, Reisfeld und Wachtel, Weiher und Ente. Gaal-Stier Nr. 3: Kapelle und Prieſter, Teich und Ente. Kletke II, 76 und Glinski I, 120: Fluß und Brücke, Wald und viele Wege, Kirche und Prieſter. Kreutzwald Nr. 14: Bach und Fiſch, Roſenſtock und Roſe. Wolf S. 292: Roſenſtock und Roſe, Fels und Steinklipper. Arnaſon II, 380 = Powell II, 380: Füllen, Vögel, Walfiſch und eine Floſſe deſſelben.

Ein Kuß als Urſache des Vergeſſens der Braut kömmt vor auch in Nr. 13, 54 und 55, in mehreren der im Orient und Occident a. a. O. beſprochenen M., bei Schueller Nr. 27, Hahn Nr. 54, Kletke II, 78, Glinski I, 124, Wolf S. 294.

Was die Wiedererweckung der Erinnerung an die Braut durch die beiden Tauben betrifft, ſo vgl. Nr. 54, die im Orient und Occ. a. a. O. beſprochenen M., Kletke II, 79, Glinski I, 127, Arnaſon II, 383 = Powell II, 389. In Nr. 55 ſind an die Stelle der beiden Tauben zwei Puppen (ein Knabe und ein Mädchen) getreten.

15. Der König Stieglitz.

Vgl. das M. von Amor und Pſyche in den Verwandlungen des Apulejus, Pentameroue II, 9*) und V, 4, Asbjörnſen Nr. 41, Grundtvig I, 100, Hyltén-Cavallius Nr. 19. In allen dieſen M. zündet die Heldin Nachts ein Licht an, um die wahre Geſtalt des Gemahls, der am Tage in Mohren- oder in Thiergeſtalt erſcheint oder, wie Amor, nur im Dunkel der Nacht bei ihr iſt, gegen ſein Verbot kennen zu lernen. Daß im ſicil. M. der König Stieglitz gleich als ſchöner Jüngling auftritt und daß die Heldin Nachts eine Kerze über ihn hält, nur um zu ſehen, ob er ſchläft, weil ſie dann ein ihr verbotenes Zimmer heimlich öffnen will, iſt Entſtellung.

In Bezug auf den Eingang des ſicil. M. ſ. die Anm. zu Nr. 23.

Wie die alte Hexe bei dem Namen des Königs Stieglitz ſchwören muß, die Heldin nicht zu freſſen, ſo im M. von Parmetella und Donnerundblitz (Pentam. V, 4) die alte Hexe bei Donnerundblitz.

Die Aufgaben, das Haus zu kehren und nicht zu kehren, das Feuer anzu-

*) Dieſes M. ſteht zum Theil ſehr nahe Hahn Nr. 73, wo jedoch das Anzünden des Lichts fehlt.

zünden und nicht anzuzünden, das Bett zu machen und nicht zu machen, erinnern an die von König Ragnar der Aslaug geſtellten, „gekleidet und ungekleidet, gegeſſen und ungegeſſen“ zu kommen. S. die Anm. zu Grimm Nr. 94.

Wenn Cardiddu's Frau der Schweſter der Hexe ein Käſtchen bringen ſoll, das ſie unterwegs nicht öffnen darf, welches aber geöffnet unabläſſig muſiciert, ſo lehrt die Vergleichung von Pentam. V, 4 und Grundtvig I, 100, daß dies Entſtellung iſt, daß ſie vielmehr das Käſtchen holen muß Im Pentam. nemlich ſoll Parmetella bei der Schweſter der Hexe die muſikaliſchen Inſtrumente für die Hochzeit holen; ſie befinden ſich in einem Futteral, welches ſie gegen das Verbot aus Neugier öffnet, worauf die Inſtrumente herausfliegen. Im däniſchen M. muß die Heldin aus der Hölle eine Schachtel voll Spielleute zur Hochzeit holen, die bei Oeffnung der Schachtel herausfliegen. Im M. von Amor und Pſyche wird Pſyche von Venus mit einer Büchſe zur Proſerpina geſchickt, um darin 'etwas von der Schönheit der Proſerpina zu holen; auf dem Heimweg öffnet Pſyche aus Neugier die Büchſe.

In Bezug auf das Leben der Thür und des Stroms und auf den Hund mit dem Heu und den Eſel mit dem Knochen ſ. die Anm. zu Nr. 13. In däniſchen M. macht die Heldin eine losgelöſte Bohle und ein nur noch loſe hängendes Pförtchen wieder zurecht und dreht ein umgefallenes Butterviertel, worüber ein Hund bellt, um; weshalb Hund und Pförtchen und Bohle nachher dem Befehl der Hexe, ſie zu beißen, zu erdrücken, zu erſäufen, nicht entſprechen.

Wegen der Verwandlungen auf der Flucht ſ. die Anm. zu Nr. 14, wegen des Schluſſes die zu Nr. 12.

16. Die Geſchichte von dem Kaufmannsſohne Peppino.

Vgl. das M. von Amor und Pſyche und die in der Anm. zu Nr. 15 damit verglichenen. Dort war die Frau die neugierige, hier aber iſt es der Jüngling, der die allnächtlich bei ihm Schlafende beleuchtet und dadurch eine Zeit lang verliert, wie in den bekannten mittelalterlichen Gedichten Partenopeus die Melior und Friedrich von Schwaben die Angelburg und bei Asbjörnſen S. 468 der Fiſcherſohn die Svanhvid. Vgl. auch Schneller Nr. 13.

Der Theil des M. von der Erlöſung der Königstochter iſt augenſcheinlich arg entſtellt. In mehreren M. — vgl. meine Anm. zu Campbell Nr. 1 und 4 — iſt die Seele oder die Lebenskraft eines Rieſen oder andern Unholdes an ein Ei geknüpft, welches ſich in einem Vogel befindet, der wieder in einem andern Thier ſteckt. Mit Hilfe von Thieren, die der Held ſich meiſt zu Dank verpflichtet hat, gewinnt der Held das Ei, und zwar ſind es in mehreren M. drei Thiere, ein

vierfüßiges Landthier, ein Vogel und ein Fisch oder anderes Wasserthier, so bei Campbell Nr. 1 und 4: Hund, Habicht, Otter, Asbjörnsen Nr. 4: Wolf, Rabe, Lachs, Haltrich Nr. 33: Löwe, Adler, Fisch. Bei Haltrich Nr. 33 erhält der Held von dem Löwen ein Haar, von dem Adler eine Feder, von dem Fisch eine Flosse, um dadurch im Fall der Not die Thiere herbeirufen zu können, gleich wie im Pentamerone IV, 1 und bei Musäus in dem M. von den drei Schwestern der Held von den drei Thierschwägern Haare, Federn und Schuppen erhält. Hiernach wird auch das ficil. M. ursprünglich erzählt haben, daß die Königstochter sich in der Gewalt eines Unholds befindet, dessen Leben an ein Ei in einer Taube in einem Kaninchen sich knüpft. Peppino wird drei Haare oder Borsten, drei Federn und drei Schuppen oder Flossen von drei dankbaren Thieren erhalten haben, während ihm in der jetzigen Gestalt des M. die Königstochter drei Borsten, drei Haare und drei Federn schenkt. Mit den drei Haaren wird der Hund herbeigerufen worden sein, der das Kaninchen fängt, mit den drei Federn ein Adler oder anderer Vogel, der die Taube fängt — während jetzt im M. unpassender Weise der Hund auch die Taube fängt —, und das Ei wird in's Wasser gefallen, wie bei Campbell Nr. 1, Asbjörnsen Nr. 4, Haltrich Nr. 33, Glinski I, 104 = Chodzko S. 220) und von dem durch die Schuppen oder Flossen herbeigerufenen Fisch herausgeholt worden sein.

17. Von dem klugen Mädchen.

Vgl. Nr. 12, wo fast ganz dieselben Proben, um das als Mann verkleidete Mädchen zu erkennen, und auch die Verse »Schetta vinni u. s. w.“ — wenig verändert — vorkommen.

Andere M., in denen ebenfalls mit einem als Mann verkleideten Mädchen vergebliche Proben angestellt werden, um ihr Geschlecht zu entdecken, s. bei Hahn zu Nr. 101 und derartige Volkslieder im Jahrbuch für rom. u. engl. Lit. III, 57 f. und 63 ff. Im Pentamerone III, 6 und in einem portugiesischen und einem krainischen Lied ist das verkleidete Mädchen eine von sieben Töchtern wie im ficil. M.

18. Die gedemüthigte Königstochter.

Vgl. Pentamerone IV, 10, Asbjörnsen Nr. 45, Grundtvig III, 1, Grimm Nr. 52 (mit den Varianten), Pröhle KM. Nr. 2, Kuhn, Westf. M. Nr. 17*)

*) Vgl. auch den zweiten Theil des M. bei Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol S. 436, Nr. 1 und den Schluß von Kuhn, Westf. M. Nr. 13.

und Luigi Alamanni's (1495—1556) Novelle von der Gräfin von Toulouſe und dem Grafen von Barcelona (zuerſt nach einer Handſchrift gedruckt in Anton-Maria Borromeo's Notizia de' Novellieri italiani, Bassano 1794, S. 65 ff., danach in der Raccolta di Novelle dall' origine della lingua italiana fino al 1700, Vol. II, (Milano 1804), 227 ff., deutſch in E. von Büllow's Novellenbuch I, 21 ff. und in A. Keller's Italieniſchem Novellenſchatz II, 62 ff.) L. Alamanni gibt am Schluß ſeiner Novelle an, die Geſchichte ſei in den Chroniken der beiden Grafſchaften Barcelona und Toulouſe erzählt. Im ſicilianiſchen M. fehlt der Zug, daß der verkleidete verſchmähte Freier die ſtolze Schöne durch gewiſſe Koſtbarkeiten verführt. Auch das von Knuſt Nr. 9 aufgezeichnete italieniſche M. gehört hierher, iſt aber ſehr abgeſchwächt.

19. Gevatter Tod.

Vgl. Grimm Nr. 44 und die in den Anmerkungen dazu angeführten, denen man noch hinzufüge Schönwerth III, 12, Widter-Wolf Nr. 3, Wolf's Z. I, 358 (aus der Bukowina), Gaal-Stier Nr. 4, beide letztgenannte mit eigenthümlichen Ausgängen, und Gueullette's Erzählung im Cabinet des Fées XXI, 455, wo die Lebenslichter fehlen. In einem ſlaviſchen M. in Wolf's Z. I, 262 iſt der Tod, wie im ſicilianiſchen, als Gevatterin gedacht. Nur zum Theil hierher gehörig ſind Vernaleken Nr. 42 und Grundtvig II, 13. In dem ſpaniſchen M. von Juan Holgado und dem Tode (Caballero Cuentos S. 83; F. Wolf, Beiträge S. 70) iſt das M. vom Gevatter Tod mit dem von den Boten des Todes (Grimm Nr. 177) verſchmolzen, und dabei ſind die Gevatterſchaft des Todes und die Lebenslichter weggefallen.

Das ſicilianiſche M. iſt unvollſtändig, da darin fehlt, daß der Tod ſeinen Gevatter oder ſeinen Pathen zu einem Arzt macht. Eigenthümlich iſt ihm auch das Motiv, daß der Tod zum Gevatter genommen wird, um den Gevatter und deſſen Frau und den Pathen zu verſchonen.

Man vergl. auch in Bezug auf das M. vom Gevatter Tod Grimm, D. Myth., S. 812 und Benfey, Pantſchatantra I, 525.

20. Von dem Pathenkind des h. Franz von Paula.

Vgl. die M. von dem Pathenkind oder Pflegkind der Jungfrau Maria bei Schönwerth III, 317 (311), Asbjörnſen Nr. 8, Haupt und Schmaler Nr. 16, Grimm Nr. 3, Schott Nr. 2 und die ſonſt ähnlichen M. bei Grimm III, 7 und 324, Meier Nr. 136, Ey S. 176, Waldau S. 600, Daſent Ananzi Stories

Nr. 12, in denen aber weder die Jungfrau Maria noch, wie im ſicil. M., ein Heiliger, vorkömmt. Im ſicil. M. ſind die Leiden des Pathenkindes des h. Franz nicht die Strafe für die Uebertretung eines Verbotes, welche gar nicht vorkömmt, ſondern nur eine läuternde Prüfung. Wenn gefragt wird, ob es beſſer ſei in der Jugend oder im Alter zu leiden, ſo vgl. Nr. 21, die Legende vom h. Euſtachius bei Jacobus a Voragine Cap. 161 (156), wo der Herr den Euſtachius fragt: »Dic ergo, si modo tentationes vis accipere aut in fine vitae!« und das engliſche Gedicht von Sir Iſambrace (Holland, Creſtien von Troies S. 81), wo Sir Iſambrace die Wahl hat, im Alter oder in der Jugend eine Zeitlang zur Läuterung unglücklich zu ſein. In einer jüdiſchen Erzählung (Tendlau, Fellmeier's Abende Nr. 13) wird ein frommes armes Ehepaar gefragt, ob es jetzt oder im Alter ſieben gute Jahre haben wolle.

In Bezug auf Paulina's Herablaſſen ihrer langen Flechten, an denen der Heilige und der König hinaufſteigen, vgl. Nr. 53 und die Anm. dazu.

21. Die Geſchichte von Caterina und ihrem Schickſal.

Eine Parallele zu dieſem M. kenne ich nicht.

Das Schickſal einer einzelnen Perſon kömmt auch in Nr. 52 und 55 perſonificirt vor.

Das Rad, welches Caterina's Schickſal in ihren Händen hat, iſt bekanntlich ein Symbol des Glücks. S. Grimm, Deutſche Mythologie S. 825 und W. Wackernagel, Das Glücksrad und die Kugel des Glücks, in Haupt's Zeitſchrift VI, 134—149. Eigenthümlich iſt, daß Caterina's Schickſal das Rad bei den Worten „Dir geſchehe, wie du gewünſcht haſt" einmal dreht.

In Bezug auf die Frage, ob Caterina lieber in der Jugend oder im Alter ihr Leben genießen wolle, ſ. die Anm. zu Nr. 20.

22. Vom Räuber der einen Hexenkopf hatte.

Vgl. Schneller Nr. 31 Pentamerone I, 5 und Cénac-Moncaut S. 184 (Jahrb. für roman. u. engl. Lit. V, 13). Im wälſchtiroler M. iſt es, wie im ſicil. M., die abgezogene Haut einer ſehr groß gefütterten Laus, im neapolitaniſchen und im gascogniſchen M. die eines Flohs, deren Erkennung den Freiern der Königstochter aufgegeben wird. Im tiroler M. löſt der Teufel, im neapolitaniſchen ein wilder Mann das Räthſel, und in beiden wird die Königstochter nachher durch die Hilfe von Menſchen mit wunderbaren Eigenſchaften wieder be-

freit. Im gascogniſchen M. löſt ein Ritter das Räthſel, nachdem er durch die Hilfe des Jean-Fine-Oreille, der wunderſcharf hört, hinter das Geheimniß gekommen iſt.

Abgeſehen vom Eingang mit der Laus und dem an ſie ſich knüpfenden Räthſel ſind Nr. 22 und 23 ſehr verwandt.

23. Die Geſchichte vom Ohimè.

Vgl. Ausland 1856, S. 473 (rumäniſches M.), Hahn Nr. 19 und 73, Zingerle II, 252. In allen dieſen M. finden ſich die Menſchenknochen u. dergl., welche den drei Schweſtern zum Eſſen gegeben werden. Nur im tiroler M. können die Todtenbeine nicht reden, ſondern es tritt hier ein Pudel auf, welcher die verſteckten Knochen zu finden weiß. Der Seele der Mutter, welche im ſicil. M. der jüngſten Tochter guten Rath gibt, entſprechen im rumäniſchen M. dankbare Tauben. In den griechiſchen M. handelt die Jüngſte aus eigner Klugheit, wie in dem verwandten ſicil. M. Nr. 22, doch wird in Nr. 19 das Täubchen wol auch urſprünglich Rath ertheilt haben. Im tiroler M. hilft der Pudel mit Rath und That.

Das eine griechiſche M. (Nr. 73), welches zum großen Theil in einen andern Märchenkreis gehört (ſ. m. Anm. zu Nr. 15), iſt im Eingang dem M. vom Ohimè beſonders ähnlich. Wie Ohimè dem Großvater der drei Schweſtern, der vor Müdigkeit „Ohimè!“ ſeufzt, erſcheint, ſo erſcheint im griechiſchen M. der ermüdeten, „Ach!“ ſtöhnenden Mutter der drei Schweſtern ein Mohr. Auch in Nr. 110 bei Hahn kömmt ein Mohr vor, der Ach heißt und auf dieſen Ruf erſcheint, und in Nr. 15 der ſicil. M. muß der König Stieglitz erſcheinen, wenn ſich jemand auf einen gewiſſen Stein ſetzt und „Ach weh mir!“ ruft.

Nah verwandt mit den verglichenen M. ſind die von mir im Jahrb. für roman. u. engl. Lit. VII, 151 ff. zuſammengeſtellten M. von den drei Schweſtern, denen noch Schneller Nr. 32 hinzuzufügen iſt.*) In dieſen M. ſpielt das Oeffnen einer verbotenen Thür eine wichtige Rolle, welches in dem rumäniſchen und in unſerm ſicil. M. — jedoch hier beſonders mit ganz verſchiedenen Folgen — vorkömmt.

Die Art, wie ſich Ohimè an Maruzza zu rächen ſucht, iſt ganz ähnlich dem Verſuch des Räuberhauptmanns in Nr. 10. S. auch die Anm. dazu.

*) Vgl. auch die Variante zu Hahn Nr. 68, wo es aber drei Brüder ſind.

24. Von der ſchönen Wirtstochter.

Vgl. Pröhle KM. Nr. 36, Schneller Nr. 50, Zingerle II, 124. In dieſen drei M. werden der ſchönen Wirtstochter auf Veranſtaltung ihrer auf ihre Schönheit eiferſüchtigen Mutter die Hände abgehauen, und der König heiratet das Mädchen, obwol es ohne Hände iſt, während in dem hierin offenbar entſtellten ſicil. M. der Wirtstochter die Hände erſt in Folge des vertauſchten Briefes abgehauen werden. Ganz angemeſſen dem Eingang des M. iſt es, wenn, wie dies im ſicil. M. und bei Pröhle der Fall iſt, die böswillige Briefvertauſchung von der Mutter ausgeführt wird; bei Schneller aber thut es die Schwiegermutter, bei Zingerle fehlt die Briefvertauſchung, nicht aber die böſe Schwiegermutter. Denſelben Inhalt wie das M. von der ſchönen Wirtstochter hat die italieniſche »Rappresentazione di Stella«, (Giudici, Storia del Teatro in Italia I, 311—358). Stella iſt die Stieftochter der Kaiſerin von Frankreich. Die von der Stiefmutter in Abweſenheit des verreiſten Kaiſers beſtellten Mörder begnügen ſich, der Prinzeſſin die Hände, die als Wahrzeichen dienen ſollen, abzuhauen. Der Herzog von Burgund findet das im Wald verlaſſene Mädchen ohne Hände und heiratet es. Die Stiefmutter iſt es dann wieder, welche die Briefvertauſchung ausführt, wie im ſicil. M. und bei Pröhle die Mutter. Auch im ſerbiſchen M. bei Wuk Nr. 33 beauftragt, wie in der Rappresentazione, eine Stiefmutter in Abweſenheit des zu Felde gezogenen Gatten, der — wie dort der Kaiſer — ihr beim Abſchiede ſeine Tochter angelegentlich empfohlen hat, zwei Diener, das Mädchen im Walde zu tödten und ihr die Hände als Wahrzeichen mitzubringen; die Diener vollziehen nur den letzten Befehl; der weitere Verlauf des M. iſt eigenthümlich.

Dies M. von der ſchönen Wirtstochter und die Rappresentazione di Stella ſind wahrſcheinlich abzuleiten aus der im Mittelalter vielfach behandelten Dichtung*) von der Prinzeſſin, welche ſich, als ihr Vater ſie heiraten will, die linke Hand oder auch beide Hände abhaut oder abhauen läßt und dann verſtoßen wird — meiſt wird ſie in ein Schiffchen geſetzt und den Wellen überlaſſen. In mehreren hierher gehörenden Dichtungen verſtümmelt ſich jedoch die Prinzeſſin nicht, ſondern entflieht heimlich in einem Boot oder wird wegen ihrer Widerſetzlichkeit in einem Boot dem Meer preisgegeben oder ſoll getödtet werden, wird aber von den Mördern verſchont. Die im weitern Verlauf der betreffenden Dichtungen dann vorkommende Briefvertauſchung wird immer von der Schwiegermutter

*) Man ſ. darüber die Einleitungen D'Ancona's zur Rappresentazione di S. Uliva, Pisa 1863, Weſſelofsky's zur Novella della figlia del re di Dacia, Pisa 1866, Merzdorf's zu des Büheler's Königstochter von Frankreich, Oldenb. 1867.

ausgeführt, nur in der Sage von der Gemahlin des Königs Offa von Westanglien*) ist es der rachsüchtige Vater, der die Briefe vertauscht, wie im sicil. M., bei Pröhle und in der Rappresentazione di Stella die rachsüchtige Mutter.

25. Von dem Kinde der Mutter Gottes.

Vgl. Straparola I, 4, Arnason II, 375 = Powell II, 366, Wolf's Z. IV, 224 (slowakisches M.). Bei Straparola entflieht Doralise ihrem Vater, dem Fürsten Tebaldo von Salerno, der sie heiraten will, und wird Gemahlin des Königs Genese von Britannien. Tebaldo erfährt dies, begibt sich verkleidet nach Britannien und tödtet heimlich seine beiden Enkel mit dem Messer der Königin, die deshalb als Mörderin ihrer Kinder gilt. Endlich kömmt Schuld und Unschuld an den Tag. In dem isländischen M. flieht die Königstochter Ingibjörg ebenfalls vor dem unnatürlichen Verlangen ihres Vaters und heiratet einen König. Ihr Vater kömmt unerkannt als „Wintergast" und wirft dreimal heimlich die neugeborenen Kinder Ingibjörg's zum Fenster hinaus und schiebt junge Thiere unter. Bei der dritten Mißgeburt wird Ingibjörg von ihrem Gemahl verstoßen. Endlich aber wird ihre Unschuld entdeckt, die Gatten werden wieder vereint, und auch die Kinder finden sich wieder. Im slowakischen M. flieht die Tochter, weil ihr Vater ein Werwolf ist und sie tödten will, und wird von einem König geheiratet. Ihr Vater schleicht sich als Bettler in's Schloß, schneidet beiden Enkeln den Kopf ab und legt das blutige Messer unter das Kissen seiner Tochter, die nun als Mörderin verjagt wird. Auch hier kömmt schließlich Schuld und Unschuld heraus, und die Kinder werden wieder belebt.

An die Stelle des seine Tochter unnatürlich liebenden Vaters in der italienischen Novelle und dem isländischen M.**) ist also im sicil. M. ein Geistlicher, der sein Pflegekind mißbrauchen, im slowakischen ein Werwolf, der seine Töchter tödten will, getreten.

Wenn im sicil. M. die Mutter Gottes dem König goldene Aepfel heimlich in die Tasche steckt, um ihm daran zu zeigen, daß auch seiner Tochter das blutige Messer heimlich in die Tasche gesteckt worden sei, so vgl. man Straparola III, 1 und Hahn Nr. 8, wo zu ähnlichem Zwecke einem König von seiner Tochter ein goldner Apfel in den Busen gesteckt oder ein Löffel in den Stiefel gezaubert wird.

Die Frage des Geistlichen „Ich habe vor mehreren Jahren eine junge Henne

*) Bei Merzdorf S. 8 ff. aus Matthäus Paris.

**) Hierdurch gehören diese Novelle und dieses M. in den Kreis der in der Anm. zu Nr. 24 besprochenen Dichtungen, und zwar stehen sie der Sage von der Gemahlin des Königs Offa besonders nahe, insofern auch dort der verschmähte Vater die verheiratete Tochter noch feindlich verfolgt.

gefunden. Soll ich sie nun euch verkaufen oder selbst verzehren?" entspricht in dem neugriechischen Allerleirauh-M. (Hahn Nr. 27) die Frage des Vaters, der seine Tochter heiraten will: „Wenn jemand ein Lamm hat und es selber pflegt und groß zieht, ist es besser, daß er es verzehrt, oder daß es ein anderer verzehrt?" In einer Variante des griechischen M. (Var. 1) fragt der Vater: „Ich habe vor meiner Hausthür einen Apfelbaum stehn, wer soll die Früchte davon essen, ich oder ein Fremder?"

26. Vom tapfern Königssohn.

Das M. besteht zum Theil aus Elementen des M. von der treulosen verrätherischen Mutter (hier: Amme) oder Schwester — s. die Nachweise von Hahn I, 52 und von mir im Jahrbuch für roman. u. engl. Lit. VII, 132 — und des M. vom Grindkopf — s. Jahrb. VIII, 256. Wie hier der Körper des Königssohns zerstückt in einem Quersack auf einen Esel geladen und von dem Esel zu dem Einsiedler getragen wird, der ihn wieder belebt, so wird auch in Nr. 67 und bei Hahn Nr. 32, Var. und Nr. 65, Var. 1 und 2, der getödtete Königssohn von dem Drakos oder von dem Menschenfresser auf sein Pferd gebunden und zu Feen oder dgl. getragen und von diesen wieder belebt.

Der Anfang des Märchens (Kind in Folge einer Wahrsagung in einem Thurm ohne Fenster erzogen, Oeffnung durch einen spitzen Knochen gemacht) kömmt auch in Nr. 27 und 28 vor. Vgl. auch Pentam. II, 3 und Hahn Nr. 15. Dem heilkräftigen Schweiß der Zauberin Parcemina entspricht in Nr. 64 der Schweiß der Fata Morgana.

27. Der grüne Vogel.

Vgl. Hahn Nr. 102, wo dem grünen Vogel eine Taube entspricht. Als die Königstochter ihrer Mutter das Geheimniß mit der Taube verräth, kömmt diese nicht wieder. Die Königstochter läßt ein Badehaus bauen, jeder Badende muß ihr eine Geschichte erzählen, um sie zu erheitern. Aehnlich wie im sicil. M. erfährt nun die Königstochter den Aufenthalt der Taube, worauf alsbald die Wiedervereinigung erfolgt.

In Bezug auf den Anfang vgl. Nr. 26 und 28.

Wie Maruzza die Geschenke des Königssohnes mit größter Geringschätzung annimmt, und wie sie von ihm verlangt, daß er sich todt stellen soll u. s. w., so verfährt in Nr. 60 Giovanninu gegen die Königstochter.

28. Von der Tochter der Sonne.

Hierzu kenne ich keine Parallele. Der Eingang ist wie in Nr. 26 und 27.

29. Von der schönen Cardia.

Vgl. Knust Nr. 2, Hahn Nr. 23, Pentamerone IV, 3, Musäus M. von den drei Schwestern (Grimm III, 325).

Das sicilianische und das italienische Knust's stehen, trotz arger Entstellung des letztern, sich am nächsten; in beiden ein ähnlicher Anfang, in beiden die Verwünschung der Hexe, in beiden ganz ähnliche mit Hilfe der Thierschwäger gelöste Aufgaben der Hexe, in beiden endlich die Forderung der Hexe, in einer Nacht ein Enkelchen zu bekommen, das am Morgen „Großmama" zu ihr sprechen soll.

Im Pentamerone und bei Musäus ist der Bruder der drei Schwestern erst nach der Verheiratung derselben geboren worden und zieht, als er herangewachsen ist, aus, sie zu suchen.

30. Die Geschichte von Ciccu.

Dies M. ist aus verschiedenen Märchenstoffen, die nicht zusammengehören, zusammengesetzt.

1) Ciccu und die Wunschdinge. Eigentlich müßte Ciccu die Wunschdinge wiederbekommen, sei es wie in Nr. 31, oder wie in Nr. 52.

2) Ciccu und die Feigen. Vgl. den Eingang mehrerer Versionen des M. vom Hasenhüter: Ammenm. I, 93, Kuhn, Westf. M. Nr. 7, Wolf S. 134, Grimm Nr. 165, Birlinger I, 346.

3) Ciccu und der Menschenfresser. S. die Anm. zu Nr. 83.

4) Ciccu und die Schönste der ganzen Welt. S. die Anm. zu Nr. 83.

31. Von dem Schäfer der die Königstochter zum Lachen brachte.

Vgl. Gesta Romanorum Cap. 120, das Volksbuch von Fortunatus und seinen Söhnen, Grimm III, 202 (Variante zu Nr. 122), Zingerle II, 73 und 193, Curtze S. 34, Peter II, 188, Campbell Nr. 10, Ausland 1856, S. 716, Nr. 8 (rumänisch), Asbjörnsen und Gräße, Nord und Süd S. 145 (finnisch). In allen diesen M. verliert der Besitzer von Wunschdingen dieselben durch die List einer Prinzessin, erhält sie aber nach einiger Zeit wieder mit Hilfe von Früchten

(Aepfel, Birnen, Beeren), deren eine Art die Eigenſchaft hat, daß wer ſie ißt ausſätzig wird (Gesta Romanorum) oder Hörner oder eine unmäßig große Naſe bekömmt, während die andere Art dieſe Uebel heilt. Die liſtige Prinzeſſin fehlt im ſicil. M., dafür nimmt der König die Wunſchdinge mit Gewalt. In mehreren der verglichenen M. kömmt unter den Wunſchdingen ein Horn oder eine Pfeife vor, durch die man Soldaten herbeiblaſen kann, im ſicil. M. zwingt die Pfeife alle Hörer zu tanzen. Vgl. in Bezug auf Inſtrumente, die zum Tanz zwingen, Grimm zu Nr. 110, Hahn zu Nr. 34, meine Nachweiſe im Jahrbuch für rom. und engl. Lit. V, 10, Grundtvig III, 75, Widter-Wolf Nr. 14, Schneller Nr. 16.

Der Eingang des ſicil. M., wie die Prinzeſſin durch den zum Nieſen zwingenden Ring zum Lachen gebracht wird, iſt den verglichenen M. fremd.

Bei Hahn Nr. 44 kommen, wie im ſicil. M., ſchwarze und weiße Feigen mit denſelben Wirkungen vor.

32. Von Giovannino und Caterina.

Zu dem Eingang des M. vgl. Hahn Nr. 103 und Pentamerone I, 6, wo ein Mädchen auf Anſtiftung ihrer Lehrerin auf dieſelbe Weiſe (durch Zuſchlagen eines Kiſtendeckels) ihre Mutter tödtet und den Vater beredet, die Lehrerin zu heiraten. Wie im ſicil. M. der Vater nicht eher wieder heiraten will, als bis ein Paar eiſerne Stiefeln verbraucht ſind, ſo will im neugr. M. der Vater erſt dann heiraten, wenn ſeine Schuhe roth werden und ſein Ueberrock voller Löcher iſt. Bei Grimm Nr. 13 ſagt ein Vater zu ſeiner Tochter: „Nimm dieſen Stiefel, der hat in der Sohle ein Loch, geh damit auf den Boden, häng ihn an den großen Nagel und gieß dann Waſſer hinein. Hält er das Waſſer, ſo will ich wieder eine Frau nehmen, läuft's aber durch, ſo will ich nicht." Hier thut die Tochter nichts dazu, daß die Bedingung des Vaters ſich erfüllt.

Dem ſpinnenden Leithammel entſpricht bei Haltrich Nr. 35, welches M. auch damit beginnt, daß eine Tochter ihren Vater beredet, wieder zu heiraten, ein Stier, und bei Wuk Nr. 32 eine Kuh, welche den Flachs zu Garn kaut, und zwar iſt bei Wuk die Kuh die verwandelte Mutter des Mädchens. In dem piemonteſiſchen M. bei Weſſelofsky, Novella della figlia del re di Dacia S. XXIX legt Marion den Flachs auf die Hörner der Kühe, und dieſe ſpinnen.

Von der Flucht der Geſchwiſter an iſt das ſicil. M. den beiden folgenden zu vergleichen.

Digitized by Google

33. Von der Schweſter des Muntiſiuri.
34. Von Quaddaruni und ſeiner Schweſter.

Dieſe M. — ſowie das vorhergehende zum großen Theil — ſind verſchiedene Faſſungen eines und deſſelben ſehr verbreiteten M. Man kann es bezeichnen als das M. von dem Bruder und ſeiner ſchönen Schweſter, welche ein König, der durch ihren — meiſt bei ihm in Dienſt ſtehenden — Bruder von ihr gehört oder ihr Bild geſehen hat, heiraten will, an deren Stelle aber auf der Fahrt zum König eine falſche Braut untergeſchoben wird, bis ſchließlich doch die rechte Braut die Gemahlin des Königs wird. S. Pentamer. IV, 7, Schneller Nr. 22, Salmelainen I, Nr. 8 = Bertram, Jenſeits der Scheeren S. 18, Hyltén-Cavallius Nr. VII, C, Grimm Nr. 135, Wolf, D. M. u. S. Nr. 19, Grundtvig III, 112, Asbjörnſen Nr. 57, Glinski III, 97 = Chodzko S. 315, Gerle II, 325 (Grimm III, 343), Ausland 1858, S. 90 (rumäniſch) und das M. „Roſette" der Gräfin d'Aulnoy.

In mehreren dieſer M. hat die Heldin wie Quaddaruni's Schweſter gewiſſe wunderbare ſchöne Eigenſchaften, und zwar hat ſie dieſelben meiſt in ähnlicher Weiſe wie jene für ihre Freundlichkeit und Güte erhalten. Im Pentamerone kommen Roſen und Jasminen aus ihrem Munde, wenn ſie athmet, Perlen entfallen ihren Haaren, wenn ſie ſich kämmt, und Lilien und Veilchen entſprießen ihren Tritten. Im ſchwediſchen M. fällt ein Goldring aus ihrem Mund, wenn ſie lacht, und unter ihren Tritten ſprießen Roſen. Im norwegiſchen fallen Goldmünzen aus ihrem Mund, wenn ſie ſpricht, und aus ihrem Haar, wenn ſie ſich kämmt. Im däniſchen fallen Edelſteine aus dem ſprechenden Munde und Gold und Silber aus dem Haar. Im polniſchen weint ſie Perlen — ſo auch im böhmiſchen —, lacht Roſen, und wenn ſie ſich die Hände wäſcht, entſtehen goldne Fiſche im Waſſer. Im wälſchtiroler hat ſie goldne Haare, Weizenkörner entfallen ihren Händen, wenn ſie ſich reibt, und ſie hinterläßt goldne Fußſpuren. Im rumäniſchen ſcheint die Sonne, wenn ſie lacht, regnet es, wenn ſie weint, entſteht Sturm, wenn ſie huſtet, und fällt Gold und Silber beim Kämmen aus ihrem Haar. In den M., in welchen der Heldin von Anfang an eine Stiefſchweſter oder eine Mutterſchweſtertochter gegenüberſteht (Nr. 34, Pentamer., Hyltén-Cavallius, Grundtvig, Asbjörnſen, Glinski), erhält dieſe entſprechende ekelhafte Eigenſchaften.

Wie Muntiſiuri ein Bild ſeiner Schweſter hat, welches dem König zu Geſicht kömmt, ſo auch die Brüder in den deutſchen, ſchwediſchen, norwegiſchen, polniſchen und finniſchen M. und bei der Gräfin d'Aulnoy.

Wie in Nr. 32 Caterina ſich nicht dem Meer nähern darf, weil ſie ſonſt eine Seeſchlange wird, ſo darf im wälſchtiroler M. das Mädchen kein Sonnenſtrahl

berühren, ſonſt wird ſie in den Bauch eines Walfiſches verſetzt. Auch im böhmiſchen darf ſie von keinem Sonnenſtrahl berührt werden.

Die Sirene des Meeres, welche die rechte Braut an einer Kette hält (Nr. 33 und 34) kömmt auch im neapolitan. M. vor. Im ſchwediſchen entſpricht die Meerfrau, im finniſchen der Meergott. Die Kette kömmt auch, aber ohne rechte Motivirung, in dem unten zu erwähnenden M. bei Pröhle vor.*)

Wenn in Nr. 34 die von dem Bruder an ſeine Schweſter während der Seefahrt gerichteten Worte von der Baſe boshaft verändert werden, ſo kömmt ganz ähnliches bei Grimm, Asbjörnſen, Hyltén-Cavallius, Salmelainen vor. Den Verſen »Soru ddi beddi sciuri« u. ſ. w. entſprechen die Verſe bei Grimm:

„Deck dich zu, mein Schweſterchen,
Daß Regen dich nicht näßt,
Daß Wind dich nicht beſtäubt,
Daß du fein ſchön zum König kommſt!“

und die Worte der einen norwegiſchen Verſion (Asbjörnſen S. 497): „Vogt dich vel for Veir og Vind, kjär Söſteren min.“

Wie Giovannino und Muntifiuri auf Anſtiften der Stiefmutter oder der falſchen Königin gewiſſe ſchwere Aufgaben bekommen und ſie mit Hilfe der Schweſter löſen, ſo auch im wälſchtiroler M. Tilio; insbeſondere iſt der dritten Aufgabe Giovannino's die dritte Tilio's ſehr ähnlich, und mit der Löſung dieſer dritten Aufgabe verknüpft ſich in beiden M. die Erlöſung der Schweſter.

Wie in Nr. 33 und 34 die aus dem Meer hervorkommende Schweſter die von dem Bruder gehüteten Enten und Gänſe füttert, ſo auch im neapolit. und im welſchtiroler M. Den Verſen in Nr. 33

Coccu, coccu, du mari vinemu,
Chini di perni nui semu,
E la soru di Muntifiuri
È cchiù bedda di lu suli —

und in Nr. 34:

Qua, qua, qua,
Di la marina semu vinuti,
E la soru di Quaddaruni,
Chi è chiù bedda di lu suli,
Granu e oriu n'ha datu a mancià —

entſprechen im Pentamerone die Verſe:

*) In einem Volkslied bei Erk, Neue Sammlung deutſcher Volkslieder, 2. Heft, Nr. 26, läßt ein Waſſermann die von ihm geraubte Frau auch mit einer Kette am Fuß an's Land.

Assaje bello è lo Sole co la Luna,
Assaje cchiù bella è chi coverna a nnuje —

und im welſchtiroler M.:

Siamo state sulla riva del mare,
Abbiamo mangiato, abbiamo bevuto,
La sorella del Tilio abbiamo veduto,
È bella, bella,
Come 'na stella,
E presto sarà sposa del nostro signor.

Es ſei noch bemerkt, daß ich Grimm Nr. 13, Pröhle, M. Nr. 5, Ey S. 215, Hyltén-Cavallius VII, A, B, Haltrich Nr. 39, Mailath II, 209, Wolf's Z. II, 442 = Wenzig S. 45 und Hahn Nr. 28*) nicht zur Vergleichung herangezogen habe, weil in dieſen übrigens hergehörenden M. der Bruder der Heldin fehlt und — mit Ausnahme des ſiebenbürgiſchen, magyariſchen und neugriechiſchen M. — nicht auf der Fahrt zur Hochzeit, ſondern nach der Hochzeit die Unterſchiebung geſchieht.

Daß am Schluß die falſche Braut zerſchnitten und eingeſalzen und ihrer Mutter als Thunfiſch geſchickt wird, kehrt in 48 und 49 wieder. Vgl. beſ. Nr. 48 mit Nr. 33 und Nr. 49 mit Nr. 34.

35. Von der Tochter des Fürſten Cirimimminu.

Vgl. das catalaniſche M., welches Milá S. 187 leider nur auszugsweiſe alſo gibt: Ein Königsſohn fragte ein Mädchen: „Fräulein, Fräulein, wie viel Blätter ſind an dem Baum?" Das Mädchen antwortete: „Herr, Herr, wie viel Sterne ſind am Himmel?" Sie heirateten ſich hernach, aber weil ſie wußte, daß der Königsſohn ſie tödten wollte, legte ſie eine Zuckerpuppe in's Bett. Der Prinz zog ſein Schwert und hieb der Puppe die Naſe ab, die ihm in den Mund fiel. Da ſagte er: „Wenn ich gewußt hätte, daß du ſo ſüß wärſt, ſo hätte ich dich nicht getödtet." Da trat ſeine Gattin hervor, und ſie verſöhnten ſich.

Im Pentamerone III, 4 legt die ſchlaue Sapia Liccarda ebenfalls an ihrer Stelle eine Zuckerpuppe in's Bett u. ſ. w., aber die Streiche, die ſie vorher dem Königsſohn geſpielt hat, ſind verſchieden von denen der Tochter des Cirimimminu. — Die Zuckerpuppe kömmt auch in Nr. 36 vor.

*) Die drei letztgenannten M. haben mit dem oben angeführten rumäniſchen M. das gemein, daß der Heldin die Augen ausgeſtochen und die ausgeſtochenen Augen nachher wiedergekauft und eingeſetzt werden. Im ſiebenb. M. wachſen neue Augen durch Morgenthau.

36. Die Geſchichte von Sorfarina.

Vgl. Pent. V, 6. Die zweite Ohrfeige und die Zuckerpuppe am Schluß fehlen im Pentamerone. Die zweite Ohrfeige iſt kein übler Zug, aber die Zuckerpuppe iſt hier weniger am Platze als in Nr. 35 und den damit verglichenen M.

37. Giufà.

Giufà mit der Leinwand und die Eidechſe. Das Chriſtkind wirft Feigen und Roſinen herab. Vgl. 1001 Nacht, Breslauer Ueberſ. 1825, XI, 144 und Pentamer. I, 4. Im arabiſchen M. verkauft ein Opiumeſſer eine Kuh an eine Elſter und wirft nach ihr, da ſie auf ſeine Aufforderung, das Geld zu bezahlen, nicht antwortet. Die Elſter fliegt erſchreckt aus ihrem Neſt und ſetzt ſich auf einen Miſthaufen, dort findet der Opiumeſſer einen Schatz. Seine Frau macht ihn glauben, es habe eines Nachts Fleiſch und Fiſche geregnet, und entkräftet dadurch nachher ſein Zeugniß. Im Pentamerone verkauft Vardiello Leinwand an eine Bildſäule, zertrümmert ſie nachher und findet einen Schatz*); ſeine Mutter läßt Feigen und Roſinen regnen.**)

Giufà hebt die Thür aus den Angeln und nimmt ſie mit ſich. S. Jahrb. für rom. u. engl. Lit. V, 18 und 266 mit meinen Nachweiſungen.

Giufà und die Gluckhenne. Vgl. 1001 Tag V, 119, Pentamerone I, 4, das italieniſche Volksbuch von Bertoldino, Morlini Nr. 49, Grimm III, 61, Zingerle I, 255, Bladé S. 21, Bebel's Facetiæ I, 21.

Giufà gibt dem Schweſterchen zu heißen Brei. Vgl. Hahn Nr. 34, wo Bakala ſeiner Großmutter zu heißen Brei in den Mund ſchüttet und ſie tödtet.

Giufà tödtet die Mutter des Geiſtlichen, die ſich im Eſeu verſteckt und wie ein Käuzchen ſchreit. Vgl. Hahn Nr. 34, Campbell Nr. 45, Asbjörnſen S. 395, Pröhle, M. Nr. 16.

Giufà als Schweinhirt ſteckt die Ohren und Schwänze der verkauften Schweine in die Erde und behauptet, die Schweine ſeien verſunken. S. Jahrb. für rom. u. engl. Lit. VIII, 251 und Arnaſon II, 487 = Powell II, 552.

---

*) Vgl. auch Schneller Nr. 57, Beauvois S. 216 = Jahrbuch für rom. und engl. Lit. V, 18 (Verkauf an eine Bildſäule), Schott Nr. 22, 2 und Haltrich S. 291 (Verkauf an eine Eiche), Grundtvig II, 206 (Verkauf an einen Stein).

**) Feigen- und Roſinenregen, Jahrb. VIII, 266 und 268. Shower of milk porridge, Campbell II, 385.

Giusà als Todter in der Kirche und die Diebe. Vgl. Vogl, Volksm. S. 56 und Wuk Nr. 47.

38. Von der Betta Pilusa.

Man vgl. besonders Hahn Nr. 27, Variante 2. Hier verspricht ebenfalls ein König seiner sterbenden Frau, nur diejenige zu heiraten, welcher ihr Ring passen würde*). Die von der Tochter geforderten wunderbaren Kleider liefert auch hier der Teufel dem Vater. Dem Namen Betta Pilusa entspricht *Μαλλιαρή* (die Haarige). Auch hier verbrennt alles Gebäck für den König, nur das der Haarigen geräth, worin sie nach einander die ihr vom Prinzen geschenkten Kostbarkeiten (Ring, Uhr, Perlenband) gesteckt hat.

Außerdem vgl. Grimm Nr. 65, Waldau S. 502, Schott Nr. 3, Schleicher S. 10, Perrault's Peau d'âne, Grundtvig II, 30, Campbell Nr. 14, Pentamerone II, 6. Alle diese M. beginnen — gleich den zu Nr. 24 und 25 erwähnten Dichtungen — damit, daß ein Vater seine Tochter heiraten will und daß diese entflieht. Dieser Ausgangspunkt fehlt aber in den folgenden sonst zum Theil hierhergehörenden M.: Zingerle II, 231, Meier Nr. 48, Pröhle, M. Nr. 10, Schott Nr. 4, Asbjörnsen Nr. 19, piemontesisches M. in Wesselofsky's Einleitung zur Novella della figlia del re di Dacia S. XXIX.

Wenn in einer Version des sicil. M. Betta Pilusa statt eines Kleides aus Katzenfell sich ein hölzernes Gehäuse mit beweglichen Gliedern machen läßt, so stimmt hiermit Hahn Nr. 27, Var. 1. Auch bei Schott Nr. 4 trägt die Heldin über ihren 12 prachtvollen Kleidern einen hölzernen Mantel, bei Asbjörnsen Nr. 19 nennt sich die Heldin Kari Trästak (Holzrock) wegen ihres hölzernen Rockes, und im piemontesischen M. trägt Marion de bosch (= legno) ein hölzernes Gewand. (Betta ist übrigens aus Elisabetta, nicht aus Bertha abgekürzt. O. H.)

39. Von den Zwillingsbrüdern.
40. Von den drei Brüdern.

Versionen des M. von den gleichen Brüdern, über welches man s. Grimm zu Nr. 60 und 85, Hahn zu Nr. 22 und meine Anm. zu Campbell Nr. 4 im Or. und Occ. II, 118. Zu den besprochenen M. füge ich hinzu: Widter-Wolf Nr. 8, Vernaleken Nr. 35, Simrock Nr. 63, Strackerjan II, 339, Schneller Nr. 28.

*) Dasselbe Versprechen bei Straparola I, 4 (s. Anm. zu Nr. 25) und Wuk Nr. 28.

In Bezug auf den zerſchnittenen Fiſch (Nr. 39) vgl. die von mir im Orient und Occident zuſammengeſtellten M., zu denen noch die eben bezeichneten bei Hahn, Vernaleken, Simrock und Schneller, ſowie Wolf, M. Nr. 27 hinzukommen.

Wenn in Nr. 40 die Brüder einen Schnitt in einen Baum machen, aus dem Milch fließen ſoll, wenn ſie am Leben, Blut, wenn ſie todt oder in Not ſind, ſo vgl. Simrock Nr. 63, wo die Brüder ebenfalls Schnitte in einen Baum machen, die blutrot werden, wenn die Brüder todt oder in Not ſind.

Die Befreiung der Prinzeſſin von dem Unthier (Lindwurm, Drache), das Ausſchneiden der Drachenzungen (bei Erdelyi-Stier Nr. 1: Ausbrechen der Zähne) und die dadurch ermöglichte Entlarvung des falſchen Befreiers der Prinzeſſin (Nr. 40) — alles dies kömmt nicht nur in mehreren Verſionen des Brüdermärchens, ſondern auch in andern M. vor, ſo in Nr. 44, in den von mir im Jahrbuch für rom. u. engl. Lit. VII, 132 beſprochenen M. von dem Drachentödter und den drei Hunden, bei Grimm Nr. 111, Schott Nr. 10, Hahn Nr. 70, Schneller Nr. 39, Wolf, M. Nr. 21, Meier Nr. 29, Zingerle II, 95, 374, Schönwerth II, 275, Peter II, 139. An Triſtan's Ausſchneiden der Drachenzungen (ſ. Gottfried von Straßburg 228, 26 ff. und 282, 39 ff.) iſt ſchon in der Anm. zu Grimm Nr. 111 erinnert. Durch die ausgeſchnittene Zunge weiſt ſich in der ungariſchen Sage Chanad als Erleger des Heiden Achtum aus (Wolf's Z. II, 166) und im Roman vom Herzog Herpin die als Ritter verkleidete Gemahlin Herzog Herpin's als Erleger eines Rieſen Herzog Herpin im Buch der Liebe, Cap. XVII, Simrock's Volksbücher XI, 244). In der griechiſchen Heldenſage beweiſt Alkathoos, der Sohn des Pelops, durch die ausgeſchnittene Löwenzunge, daß er den kithäroniſchen Löwen getödtet (Schol. Apollonii Rhod. I, 517), und Peleus auf der Jagd bei Akaſtos durch verſchiedene ausgeſchnittene Zungen, daß er viele Thiere erlegt hat (Apollodor II, 13, 3).

Wegen des in den meiſten Verſionen des Brüdermärchens vorkommenden Zugs, daß der Bruder im Bett zwiſchen ſich und die Gattin des Bruders ein nacktes Schwert legt, ſ. man Grimm's Rechtsalterthümer S. 168—170 und A. Weber in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1869, S. 40.

Wie in Nr. 40 die Haare der Hexe verſteinern, ſo binden in Pentam. I, 7 die Haare der Hexe, und bei Hyltén-Cavallius Nr. 5, A haben die Haare des Trolls ähnliche Kraft.

Daß der eine Bruder den andern aus Eiferſucht erſchlägt (Nr. 40), kömmt in mehreren Verſionen vor, ſo im Pentam. I, 7, bei Grimm Nr. 60, Hyltén-Cavallius Nr. 5 A, B, Hahn Nr. 22.

41. Vom tapfern Schuſter.

Eine der vielen Varianten des M. von der Ueberliſtung eines Rieſen durch einen ſchwachen Menſchen, der ihm übermenſchliche Stärke vorſpiegelt. S. die Anm. zu Grimm Nr. 20 (und 183) und meine Vergleichungen im Jahrb. für rom. u. engl. Lit. V, 7, VII, 16, VIII, 252, wozu man u. a. noch Schneller Nr. 53 beifüge.

Hervorzuheben iſt, daß im ſicil. M. der Schuſter ſich ſcheinbar den Bauch aufſchneidet, um zu zeigen, daß er die Maccaroni unzerkaut gegeſſen habe, während in parallelen M. (ſ. Jahrb. V, 7, Strackerjan I, 409) der Held beim Eſſen um die Wette ſich den Bauch ſcheinbar aufſchneidet, um ſich zu erleichtern und weiter eſſen zu können. Eine Anzahl M. beginnt gleich dem ſicil. mit der Heldenthat gegen die Fliegen', und zwar iſt der Held bei Schneller Nr. 53 und 54, bei Vonbun, Sagen Vorarlbergs S. 69, bei Hahn Nr. 23 und in einem däniſchen Volksbuch (Nyerup, Almindelig Morskabläsning S. 241) ein Schuſter, bei Grimm Nr. 20, Kuhn, Märk. M. Nr. 11, Meier Nr. 37, Pröhle, Km. Nr. 47, Zingerle II, 12, Birlinger I, 356 ein Schneider, in einem holländiſchen Volksbuch (Grimm III, 31) ein Buchbinder, bei Zingerle II, 108 ein Bettelmann, in dem M. aus der Bukowina in Wolf's Z. II, 203, welches dem neugriechiſchen M. zunächſt ſteht, ein alter armer Mann. Bei Schönwerth II, 280 findet der Schneider ein Band mit der Inſchrift: „Sieben auf einen Schlag, wer macht es mir nach?"

42. Vom Re Porco.

Vgl. Widter-Wolf Nr. 12 und die von mir in der Anm. dazu beſprochenen M.

43. Die Geſchichte vom Principe Scurſuni.

Dies M. gehört zu den von mir in der Anm. zu Widter-Wolf Nr. 12 angeführten M., in welchen ſich unmittelbar an die Verbrennung der Thierhaut die Erlöſung des Helden knüpft.

---

*) Grimm III, 31 ſpricht irrig von dem M. von einem tapfern Schuſtergeſellen bei Etlar S. 29. Der Held des jütiſchen M. iſt vielmehr ein Bauernjunge.

Wie im ſicil. M. das den Schlangenprinzen erlöſende Mädchen eine Stiefſtochter iſt, der die Seele ihrer verſtorbenen rechten Mutter rathend beiſteht, ſo auch bei Hahn Nr. 31.

Den Verſen

»Dormi, dormi e fa la ninna,
Si to nanna lu saprà,
Fasci d'oru ti farà«

entſprechen bei Hahn Nr. 31, Var. 1 — welches M. übrigens mit dem ſicil. wenig gemein hat — die Worte: „Schlaf, Kindchen, ſchlaf! Wenn es die Großmutter des Kirigli wüßte, daß das ſein Kindchen iſt, ſo würde ſie ihm ſilberne Binden und eine ſilberne Wiege ſchenken."

44. Von dem, der den Lindwurm mit ſieben Köpfen tödtete.

Vgl. die Epiſode von der Königstochter und dem Lindwurm in Nr. 40 und die Anm. dazu.

45. Von den ſieben Brüdern, die Zaubergaben hatten.

Eine von allen andern abweichende Verſion das M. von den kunſtreichen Brüdern und der geraubten Jungfrau. S Jahrb. für rom. u. engl. Lit. VII, 32 ff. Der todtenerweckenden Guitarre entſpricht im Pentamerone V, 7 ein todtenerweckendes Kraut. Die Siebenzahl der Brüder findet ſich in dem jüdiſch-deutſchen und in dem ruſſiſchen M., ſ. Jahrb. VII, 36.

46. Von der Schlange, die für ein Mädchen zeugte.

Einige Aehnlichkeit hat eine jüdiſche Erzählung in Tendlau's Buch der Sagen und Legenden jüdiſcher Vorzeit Nr. 29, wo ein Wieſel von einem Mädchen zum Zeugen eines Schwurs angerufen wird und ſpäter das Kind des Treuloſen tödtet.

47. Von dem frommen Jüngling, der nach Rom ging.

Vgl. das von Zingerle, Luſerniſches Wörterbuch, Innsbruck 1869, S. 66 mitgetheilte M., wo ein armer Mann, der ſein einziges Geldſtück in den Klingelbeutel geworfen hat, feſt überzeugt, daß es Gott ihm 100fach zurückgeben werde,

nach Jahresfrist sich auf den Weg macht, um den Herrgott aufzusuchen und ihn an seine Schuld zu erinnern. Von den ihm unterwegs aufgetragenen drei Fragen, die er an Gott richten soll, ist die eine (warum in unserm Anger keine Trauben mehr wachsen?) sammt der Antwort (weil der Anger mit einer hohen Mauer umgeben worden ist) fast buchstäblich übereinstimmend mit dem sicil. M. Die beiden andern Fragen sind wenigstens ähnlich (warum die Tochter vor der Hochzeit erkrankt ist? warum Unfriede zwischen zwei Brüdern herrscht?).

Es gibt viele M., in denen dem Helden unterwegs Fragen aufgetragen werden, die er dort, wohin er sich eben begibt, sich beantworten lassen soll. Es sind theils Parallelen zu Grimm Nr. 29, theils andre M. S. Benfey, Pantschatantra I, 395 und das armenische M. in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1866, S. 732.

48. Von Sabedda und ihrem Brüderchen.
49. Von Maria und ihrem Brüderchen.

Vgl. Grimm Nr. 11 und 141, Hahn Nr. 1 und Pentamer. V, 8 (sehr entstellt).

Den Versen:

Sabedda, mia Sabedda,
(Soru, soru, aneddi, aneddi)
Primia mmolanu licutedda (cuteddi) u. s. w.

entsprechen bei Grimm Nr. 141 die Verse:

Ach Brüderchen im tiefen See,
wie thut mir doch mein Herz so weh!
Der Koch der wetzt das Messer,
will mir das Herz durchstechen.

Bei Hahn die Worte: sie wetzen die Messer, lieb Pulja; im Pentamerone:

Frate mio, frate,
li cortielle so ammolate.

Mit dem Anfang von Nr. 49, wie die Kinder in den Wald geführt werden und einmal sich heimfinden, stimmt der Anfang des neapolitanischen M. Vgl. auch den Anfang von Grimm Nr. 15 und den parallelen M., von Perrault's Le petit poucet und der Gräfin d'Aulnoy Finette Cendron.

Mit dem Schluß von Nr. 48 vgl. den von Nr. 33, mit dem von Nr. 49 den von Nr. 34.

50. Vom klugen Bauer.

Vgl. Gesta Romanorum Cap. 57, Cento Novelle ed. Borghini Nov. VI, d'Ouville, Élite des contes, à la Haye 1703, II, 155. In den Gestis Romanorum ſagt der Schmied Focus zum Kaiſer Titus, er müſſe täglich zwei Denare bezahlen, die er in ſeiner Jugend geliehen habe — nemlich von ſeinem Vater, zwei verleihe er — an ſeinen Sohn, zwei verliere er — an ſeine Frau, zwei gebe er aus — für Nahrung. In den Cento Novelle ſagt der Schmied zum Kaiſer Friedrich, er gebe täglich zwölf Denare zurück — nemlich ſeinem Vater, zwölf verſchenke er — an Gott, zwölf werfe er weg — an ſeine Frau, zwölf verbrauche er — für ſich. Bei d'Ouville verzehrt der Bauer täglich zwei Sous, zwei bezahlt er wieder — an ſeinen Vater, zwei verleiht er — an ſeine Kinder, zwei wirft er weg — an ſeine Stieſtöchter. Das ſo und ſo vielmalige Sehen des Angeſichts des Kaiſers fehlt in den Gestis Romanorum, nicht aber bei Simrock Nr. 8, der ſonſt genau mit den Gestis ſtimmt.

Liebrecht im Orient und Occid. III, 372 verweiſt auf Barletta's Sermones, Lyon 1516, fol. 160, col. 2.

Fernan Caballero läßt in der Novelle „Simon Verde" (Spaniſche Dorfgeſchichten von F. Caballero. Deutſch von L. G. Lemcke. S. 86) den Simon Verde ſagen, er verdiene täglich eine Peſeta, mit der er ſeinen Verpflichtungen nachkomme, d. h. ſich und ſein Haus erhalte, eine Schuld bezahle, d. h. ſeine Mutter ernähre, auf Zinſen leihe, d. h. ſeine Tochter erziehe, und in eine Sparbüchſe lege, d. h. nie einem Armen ein Almoſen verſage.

Bei Engelien I, 116 iſt an die Stelle der räthſelhaften Bezeichnungen der täglichen Ausgaben das bekannte Räthſel von den Erbſen und den Tauben getreten: „Wenn ſie kommen, dann kommen ſie nicht, und wenn ſie nicht kommen, dann kommen ſie."

Bei Zingerle II, 121 ruft der Kaiſer einem Bauer zu „Nit zu fleißig!" und der Bauer antwortet: „Das machen die 32 — nemlich die 32 Zähne, die alle Tage etwas beißen wollen —, und die 7 müſſen die 5 erhalten — nemlich die 7 Sommermonate die 5 Wintermonate —, und dann muß noch etwas übrig bleiben — um die Steuern zu zahlen."

Bei Engelien ſoll der Bauer den König 50 mal, bei Zingerle den Kaiſer 101 mal ſehen.

Digitized by Google

51. Vom ſingenden Dudelſack.

Vgl. Schneller Nr. 51, Bladé S. 3, Grimm Nr. 28, Curtze Nr. 11, Haupt's Z. III, 35 (= Colshorn Nr. 71 und Sutermeiſter Nr. 38), F. Caballero, Lágrimas, Madrid 1858, S. 41 (in Lemcke's Ueberſetzung, Paderborn 1860, I, 58), Milá S. 178 = Wolf S. 139, Haltrich Nr. 42, Töppen S. 139, Müllenhoff Nr. 49, Woycicki S. 105.

In den fünf zuerſt genannten M. wird aus einem Knochen des Getödteten eine Flöte oder ein Horn gemacht, in dem ſpaniſchen, dem catalaniſchen, dem ſiebenbürgiſchen und dem maſuriſchen wird die Flöte aus einem Rohr gemacht, welches an der Stelle, wo der Leichnam vergraben iſt, wächſt. In dem Holſteiner M. vertritt ein Hollunderbaum die Stelle des Rohrs, in dem polniſchen eine Weide.

52. Zaubergerte, Goldeſel, Knüppelchen ſchlagt zu.

Vgl. Pentam. I, 1 (Eſel, Tiſchtuch, Knüppel), Schneller Nr. 15 (Eſel, Tiſchtuch, Knüppel), Schott Nr. 20 (Eſel, Tiſch, Knüppel), Grimm Nr. 36 (Eſel, Tiſch, Knüppel), Zingerle II, 185 (Eſel, Henne, Tiſch, Knüppel), Baring-Gould Nr. 7 (Eſel, Tiſch, Knüppel), Arnaſon II, 491 = Powell II, 563 (Stute, Tiſchtuch, Knüppel), Asbjörnſen Nr. 7 (Bock, Tuch, Knüppel), Vernaleken Nr. 11 (Ziege, Tuch, Hut, aus dem Soldaten kommen), Lootens S. 9 (Schäfchen, Tiſch, Knüppel), Waldau S. 41 (Widder, Tuch, Knüppel), Woycicki S. 108 (Widder, Hahn, Tiſchtuch, Knüppel), Glinski IV, 106 (Lamm, Tiſch, Knüppel), Erdelyi-Stier Nr. 12 (Lamm, Tuch, Knüppel), Strackerjan II, 312 (Hahn, Tiſch, Knüppel), Etlar S. 150 (Hahn, Tuch; Patrontaſche, aus der Soldaten kommen), Zingerle II, 84 (Henne, Tiſchtuch, Knüppel), Caballero S. 46 (Beutel, Tiſchtuch, Knüppel), Baring-Gould Nr. 7, Variante (Beutel, Tiſch, Knüppel). Andre verwandte, aber doch ferner ſtehende M., z. B. Frere, Old Deccan Days Nr. 12, übergehe ich hier.

Der ſchießende Hut findet ſich bei Grimm Nr. 54, Engelien I, 145, Glinski III, 72 = Chodzko S. 349.

Eigenthümlich iſt dem ſicil. M., daß der arme Mann die wunderbaren Gegenſtände von ſeinem Glück erhält. Das Glück oder Schickſal einer einzelnen Perſon kömmt auch in Nr. 21 und 55 perſonificirt vor.

53 Von der ſchönen Angiola.

Vgl. Pentam. II, 1 und Grimm Nr. 12. Beide M. gehen gleich dem ſicil. davon aus, daß eine ſchwangere Frau in dem Garten einer Hexe ihr Gelüſte befriedigt und dabei von der Hexe ertappt wird, der ſie ihr Kind verſprechen muß. In beiden M. finden wir ſodann wie im ſicil. den Thurm und das Emporſteigen, ſowol der Hexe als des Prinzen, an den Haaren der Jungfrau. Im Pentamerone haben wir auch die Flucht der Liebenden, und den ausgeworfenen Zauberknäueln entſprechen ausgeworfene Galläpfel. In dem M. bei Wuk Nr. 19 und bei Schneller S. 183 (zu Nr. 20) fehlt der Eingang von der Gelobung des Weibes an die Hexe, ſie erzählen aber von dem Emporſteigen an den Haaren und von der Flucht der Liebenden.

Das Emporſteigen an den Haaren der Jungfrau finden wir auch in Nr. 20. Dort wie hier finden wir die Worte: »Cala sti beddi trizzi e pigghia a mia.« Bei Schneller ruft die Hexe:

Bianca, bianca come la neve,
rossa, rossa come 'na bracia,
slóngame zò le tue drezze d'oro!

Bei Grimm:

Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!

Auch in Pentam II, 7 klettert die Hexe an den Haaren ihrer Tochter empor in ihr treppenloſes Haus. (»Filadoro, cala sti capille.«) In Firduſi's Epos (Schack, Heldenſagen von Firduſi S. 191) läßt Rudabe ihre ſchwarzen Haarflechten vom Dache ihres Palaſtes herab und Sal ſteigt daran empor.

Ein neugriechiſches Diſtichon (N. Tommaſeo, Canti popolari III, 343 = A. Paſſow, Carmina popularia Graeciae recentioris S. 587, Nr. 1088) lautet:

Ψηλὰ εἶν' τὰ παραθύρια σου, σὰν καραβιοῦ κατάρτια.
Ῥίψε μου τὰ μαλλάκια σου, νὰ κάμω σκαλοπάτια.

Und in einem andern neugriechiſchen Volksliede (Tommaſeo III, 434 = Paſſow S. 141) kömmt vor:

Μὴν εἶμαι κόρη λυγερὴ, νὰ ἔλεγα τὰ μαλλιά μου,
Νὰ κάμῃς σκάλαις ν' ἀνεβῇς, νὰ πιάσῃς τὰ βυζιά μου;

Wenn die Hexe im ſicil. M. die Mutter durch das Kind an ihr Verſprechen erinnern läßt, ſo vgl. man Hahn Nr. 4 und die Variante zu Nr. 5 und Nr. 54.

54. Von Autumunti und Paccaredda.

S. Anm. zu Nr. 14 und in Bezug auf den Schluß Anm. zu Nr. 12.

55. Von Feledico und Epomata.

S. Anm. zu Nr. 14.

Theilweis steht sehr nahe Pentam. III, 9. Hier soll der Großtürke nach dem Vorgeben seiner Aerzte nur durch ein Bad im Blut eines Königssohnes von seinem Aussatz genesen können. Der gefangene Königssohn Pauluccio soll deshalb getödtet werden, aber Rosella, die Tochter des Großtürken, entflieht mit ihm. Ihre Mutter verwünscht sie, daß sie von dem Künigssohn beim ersten Tritt an sein Heimatsland vergessen werden solle. So geschieht es. Die vergessene Rosella zieht in ein Haus gegenüber dem Schloß von Pauluccio's Vater. Drei Cavalliere bewerben sich um ihre Gunst, werden aber von ihr angeführt, indem der eine eine ganze Nacht hindurch die Thür zumachen, der andere das Licht ausblasen, der dritte sie kämmen muß. Beim König verklagt erzählt sie ihre Geschichte, und Pauluccio's Erinnerung erwacht wieder.

In mehreren Fassungen des M. von der vergessenen Braut kömmt vor, daß sie drei Liebhaber nach einander zu sich bestellt, sie aber durch Zauberei anführt. S. Müllenhoff Nr. 6, Asbjörnsen Nr. 46 und Var. 7, Cavallius S. 295, Arnason II, 379 = Powell II, 377, Campbell Nr. 2 und Var. S. 50. Dabei kömmt meist das Zumachen der Thür oder des Fensters vor, vor welchen die Liebhaber die Nacht durch nicht loskommen können. Vgl. auch Grimm III, 330 und 154, Schneller Nr. 27 wird ursprünglich wol auch die drei Liebhaber gehabt haben, ist aber eigenthümlich entstellt.

In Bezug auf Feledico's personificirtes Schicksal (S. 352) vgl. Nr. 21 und 52.

Ueber die — auch in Nr. 90 vorkommende — Heilung des Aussatzes durch Menschenblut s. S. Cassel im Weimarischen Jahrbuch I, 408 ff.

57. Von dem, der sich vor Nichts fürchtete.

Vgl. Grimm Nr. 4 und die in der Anm. dazu angeführten M., so wie Zingerle I, Nr. 21, Grundtvig II, 13, Schneller Nr. 52. Mit diesen M. hat das sicilianische jedoch außer dem Grundgedanken, daß der Bursche sich vor Nichts fürchtet, sonst im Einzelnen fast nichts gemein. Zu einem Geistlichen wird der Furchtlose auch bei Wolf, Hm. S. 328 und bei Grundtvig gethan, bei Grimm

zu einem Küſter. Wie der Junge, der läuten ſoll, das Skelett die Thurmtreppe hinabwirft, ſo bei Grimm den verkleideten Küſter.

58. Von den vier Königstöchtern.

Das M. ſo wie Nr. 59, 61, 62, 63 und 64*) ſind Verſionen des M. von dem Jüngling, durch den drei Königstöchter aus unterirdiſcher Haft befreit werden, der ſelbſt aber von den treuloſen Brüdern oder Gefährten unter der Erde gelaſſen wird, doch bald wieder empor gelangt, die Verräther entlarvt und die jüngſte Königstochter heiratet. Ueber dieſes M. habe ich zu Widter-Wolf Nr. 4 gehandelt. Außer den dort beſprochenen M. vergl. man Alſatia 1852, S. 77, Zingerle II, 403, Colshorn Nr. 5, Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. VIII, 241 (italieniſches M.), Schneller Nr. 39, Hoffmeiſter, Heſſiſche Volksdichtung S. 32. Dietrich Nr. 5 und Duran, Romancero general No. 1263—64. Im ruſſ. M. und in der ſpaniſchen Romanze befinden ſich die Prinzeſſinnen nicht unter, ſondern über der Erde, nemlich in erſterem auf einem ſteilen Berg, in letzterer in einem hohen Thurm. Auch Knuſt Nr. 3 gehört urſprünglich hierher.

Nr. 58 iſt dadurch weſentlich entſtellt, daß die älteren Brüder ſich davon machen, noch ehe der jüngſte die Königstochter befreit hat, daß ſie alſo den Bruder mit ſammt den Königstöchtern unten laſſen. Deshalb muß der Adler nicht den Königsſohn allein, ſondern auch die Prinzen emportragen. S. in Bezug auf den Adler auch die Anm. zu Nr. 61.

59. Von Armaiinu.

S. die Anm. zu Nr. 58.

Dem Rieſen, der die drei Prinzen durchprügelt, von Armaiinu aber bezwungen wird, entſpricht in vielen parallelen M. ein Erdmännchen oder Zwerg, ſeltener eine Hexe. S. Jahrb. für rom. und engl. Lit. VII, 25, Z. 2 und 26, Z. 1 und die in der Anm. zu Nr. 58 angeführten M. bei Zingerle, Colshorn

*) Nr. 61—64 ſollten eigentlich unmittelbar auf Nr. 59 folgen, aus Verſehen iſt Nr. 60 dazwiſchen geſtellt.

**) In der dritten Erzählung des Siddhi-Kür, die übrigens mit der von mir im Jahrb. für rom. und engl. Lit. VII, 25, Z. 13 zu Widter-Wolf Nr. 5 zuſammengeſtellten Gruppe M. ſehr übereinſtimmt, fehlen die gefangenen Königstöchter. Vgl. auch das burätiſche M. in Erman's Archiv für wiſſenſchaftliche Kunde Rußlands XXV, 51 und des griechiſchen Mythographen Konon 35. Erzählung.

und Schneller. Nur in dem ebenfalls an letztgenannter Stelle angeführten italieniſchen M. finden wir auch einen Rieſen.

Zwiſchen dem Abenteuer mit dem Rieſen und dem Hinabſteigen in die Ciſterne iſt kein Zuſammenhang da, in den meiſten parallelen M. aber iſt ein ſolcher da, indem entweder die Blutſpuren des verwundeten entfloheuen Zwerges zu dem Brunnen oder der Höhle führen, oder der bezwungene Zwerg ſelbſt angibt, wo die Prinzeſſinnen ſich befinden.

Der Schluß (jeder ſoll eine Geſchichte erzählen, Armaiinu erzählt ſeine eigne) iſt dem von Hahn Nr. 70 ähnlich.

60. Vom verſchwenderiſchen Giovanninu.

Vgl. Campbell Nr. 44, Gaal-Stier Nr. 6, Zingerle II, 239 und 356, Grimm Nr. 93, Schambach Nr. 1, Schneller Nr. 37 (und 38). In allen dieſen M. verliert der Held durch dreimaliges Einſchlafen (bei Zingerle II, 356 nur einmaliges) die erlöſte Königstochter eine Zeit lang, findet ſie aber ſchließlich wieder und wird mit ihr vereint.

Dem Schäfchen im ſicil. M. entſpricht im gaeliſchen ein Reh.

Wegen des Forttragens durch den Adler ſ. Anm. zu Nr. 61. Mit dem letzten Theil des ſicil. M. vgl. Nr. 27.

61. Von einem muthigen Königsſohne, der viele Abenteuer erlebte.

S. die Anm. zu Nr. 58.

Wenn der Prinz ſich Arme und Beine abſchneidet und ſie dem Adler zu freſſen gibt, der ſie nachher wieder ausſpeit, ſo vgl. Hahn Nr. 70, wo der Prinz ein Bein ſich abſchneidet und dem Adler gibt, der es nachher wieder ausſpeit, und das ſonſt nicht verwandte ſicil. M. Nr. 60, wo Giovanninu dem Adler ſeinen linken Arm und Fuß zu freſſen gibt, die der Adler nachher wieder ausſpeit. In Nr. 58 der ſicil. M. und in mehreren parallelen M. — Vogl, Volksm. S. 112, Zingerle II, 410, Schneller Nr. 39, Colshorn Nr. 5, Schleicher S. 140 — ſchneidet ſich der Held kein ganzes Glied ab, aber er gibt doch dem ihn emportragenden Adler (Drachen bei Colshorn und Schleicher) ein Stück von ſeinem eignen Fleiſch*). Vgl. auch Campbell Nr. 16, wo der Held dem Adler ebenfalls ein Stück Fleiſch

*) Entſtellt iſt der Zug bei Müllenhoff Nr. 14 (S. 441).

aus ſeinem Schenkel gibt, und Schneller Nr. 38, wo der Held die ihn über's Meer tragende Taube das Mark aus ſeinen Armen ſaugen läßt*).

Wie Peppe bei dem Hofſchneider in Dienſt tritt und das für die Königstochter beſtellte Kleid mit der Zaubergerte ſchafft, eben ſo tritt bei Hahn Nr. 70 der Prinz bei dem Hofſchneider in Dienſt, und als die jüngſte Prinzeſſin drei Kleider verlangt, die ſich in einer Nuß, einer Haſelnuß und einer Mandel befinden, ſchafft er ſie, da er in der Unterwelt eine Nuß, eine Haſelnuß und eine Mandel, in denen wunderbare Kleider ſtecken, erhalten hat. In dem ungariſchen M. bei Gaal S. 77 wird der Held erſt beim Hofſchneider, dann beim Hofſchuſter, endlich beim Hofgoldſchmied Geſelle, und als die Prinzeſſin ein Kleid, ein Paar Schuhe und einen Ring verlangt, wie ſie in der Goldburg getragen, zaubert er ſie herbei. In andern parallelen M. — ſ. Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. VII, 27, Alſatia 1852, S. 77, Zingerle II, 412, Colshorn Nr. 5 und die ſpaniſche Bulgärromanze bei Duran Nr. 1263 — wird der Held nur Goldſchmied und liefert die von den Prinzeſſinnen verlangten Schmuckſachen. Vgl. auch Hoffmeiſter, Heſſiſche Volksdichtung S. 35. Dietrich Nr. 5, wo Iwan Schuſtergeſell wird, iſt etwas entſtellt.

Wie die Prinzeſſin mit Peppe in ein kleines Häuschen ziehen muß, ſo auch in der ſpaniſchen Romanze die Prinzeſſin mit Juan; und wie Peppe die geſchoſſenen Vögel ſeinen Brüdern unter der Bedingung abtritt, daß jeder ſich von ihm einen ſchwarzen Fleck auf die Schulter machen läßt, ſo überläßt Juan ſeinen Brüdern das Heilwaſſer, die Löwenmilch und die feindlichen Fahnen, wogegen ſie ihm zwei ihnen vom König gegebene Birnen geben, ſich ein Ohr abſchneiden und auf die linke Schulter ein Sklavenzeichen aufbrennen laſſen müſſen**).

62. Die Geſchichte von Benſardatu.

S. die Anm. zu Nr. 58.

---

*) Bei Birlinger I, 364 vermag ein Storch einen Rieſen aus dem Zwergenreich erſt dann emporzutragen, nachdem ihm der Rieſe eine ſeiner Hinterbacken zu freſſen gegeben. — Ueber das Fleiſchausſchneiden aus dem eignen Körper in buddhiſtiſchen Legenden ſ. Benfey, Pantſch. I, 216 f. und 385 f.

**) In einem ruſſiſchen M. (Chavanes S. 104) tritt der mit der Königstochter verheiratete Dümmling das Schwein mit den goldnen Borſten, den Hirſch mit dem goldnen Geweih und das Pferd mit der goldnen Mähne ſeinen Schwägern gegen ihre eine kleine Zehe, einen kleinen Finger und einen Streifen Haut von ihrem Rücken ab. Ganz ähnlich Glinski I, 62 und Radloff, Proben der Volkslitteratur der türkiſchen Stämme Süd-Sibiriens II, 618. Bei Hahn Nr. 6 müſſen die Schwägerinnen Schlag des Roſſes auf den Hintern aushalten, wodurch ſchwarze Flecken wie Siegel entſtehen. S. auch die Anm. zu Nr. 67 unſrer Sammlung.

63. Die Geſchichte von dem Seminariſten, der die Königstochter erlöſte.

S. die Anm. zu Nr. 58.

Nr. 63 iſt beſonders dadurch weſentlich verändert, daß die treuloſen Brüder fehlen und daß an Stelle der Brüder eine Schildwache getreten iſt, die den Helden in den Brunnen hinabläßt und auch wieder heraufzieht.

64. Die Geſchichte von der Fata Morgana.

S. die Anm. zu Nr. 58.

Was den Eingang dieſes M. betrifft, daß nemlich die drei Brüder einer nach dem andern einen Baum Nachts zu bewachen unternehmen, wobei aber die beiden älteſten einſchlafen, ſo findet ſich derſelbe Eingang auch in andern — aber nur in dieſem Eingang dem ſicilianiſchen parallelen — M., nemlich: Grimm Nr. 57, Waldau S. 131, Glinski I, 15, Wolf's Zeitſchr. II, 389, Vogl, Die älteſten Volksm. der Ruſſen Nr. 2, Wuk Nr. 4*) und Töppen S. 139. Unter den parallelen M. von den drei Brüdern und den aus unterirdiſcher Haft befreiten Königstöchtern haben die folgenden einen mehr oder weniger ähnlichen Eingang: Hahn Nr. 70 (die älteſten bei dem Goldapfelbaum nach einander wachenden Prinzen fliehen, als ſich eine Wolke auf den Baum herabſenkt und daraus eine Hand nach den Aepfeln greift, der jüngſte, der in der dritten Nacht wacht, ſchießt in die Wolke und entdeckt, einer Blutſpur folgend, einen tiefen Brunnen); Gaal S. 77 (die älteſten bei der Speckburg wachenden Brüder fliehen, als ſie einen Drachen kommen ſehen, der jüngſte verfolgt den Drachen bis zu einer Höhle); Widter-Wolf Nr. 4 (die älteſten drei Bäumchen bewachenden Brüder fliehen vor einer Geiſtererſcheinung, der jüngſte flieht nicht und erhält dadurch Kunde von dem tiefen Brunnen;) Woycicki S. 119 (drei Brüder lauren auf eine in Falkengeſtalt allnächtlich die Kirchenfenſter einſtoßende Hexe, die beiden älteſten ſchlafen ein, der jüngſte bleibt wach, ſchießt den Falken und ſieht, wie er in einen Abgrund fällt).

Wenn im ſicil. M. der Königsſohn ſeinen Brüdern nicht traut und ſtatt ſeiner einen ſchweren Stein an den Strick bindet, ſo wird in mehreren der parallelen M. entweder ebenfalls ein Stein (Grimm Nr. 91, Sommer Nr. 6, Alſatia 1852, S. 81, Haltrich Nr. 17, Woycicki S. 121, Hoffmeiſter S. 37, auch ſchon in der 35. Erzählung des Konon, oder der Kopf des erlegten Rieſen (Curtze Nr. 23), oder der ſchwere Stab des Helden (Grimm Nr. 166, Waldau S. 361

*) Alle dieſe ſieben M. ſind auch im weitern Verl auf Varianten eines und deſſelben M.

Haupt und Schmaler II, 119, Grundtvig I, 39) an den Strick befeſtigt oder in den Korb gelegt.

Der zweite Theil des ſicil. M., der ſich auf die Fata Morgana bezieht, kömmt mehrfach als ſelbſtändiges M. vor. Es iſt das M. von den drei Königsſöhnen, die von ihrem Vater ausgeſendet werden, ihm ein gewiſſes Heil- oder Verjüngungsmittel zu holen. S. Grimm Nr. 97, Meier Nr. 5, Vernaleken Nr. 53, Wolf, Hm. S. 54, Pröhle, Km. Nr. 29, Töppen S. 154, Schleicher S. 26, Etlar S. 1, Hyltén-Cavallius Nr. 9, das ungariſche M. aus Merényi's Sammlung bei C. Teza, I tre capelli d'oro del nonno Satutto, Bologna 1866, S. 21, und die nordiſche Sage von den drei Königsſöhnen von England (Grimm III, 99).

Dem Schweiß der Fata Morgana entſpricht in Nr. 26 der Schweiß der Zauberin Parcemina.

Die rieſige immer auf- und zugehende Scheere findet ſich auch in Nr. 14.

Wie die Schönheit der Fata Morgana durch ſieben Schleier hindurchleuchtet, ſo auch in Nr. 13 die der Schönen mit den ſieben Schleiern. S. die Anm.

65. Vom Conte Piro.

Vgl. Pentam. II, 4, Straparola XI, 1, Schneller Nr. 43, Perrault's Le chat botté, Haltrich Nr. 13, Glinski III, 149, Asbjörnſen Nr. 28, Hyltén-Cavallius Nr. 12, Salmelainen's finniſche M. I, 47 und 57, Afanasjew's ruſſiſche M. IV, 32, ein bulgariſches M. in Chudjakow's Materialien zum Studium der Volksliteratur, St. Petersburg 1863, S. 15, und Radloff's Proben der Volkslitteratur der türkiſchen Stämme Süd-Sibiriens I, 271. Während in den übrigen M. eine Katze die Hauptrolle ſpielt, iſt es in dem ſicil., den finniſchen, dem ruſſiſchen und dem in Sibirien aufgezeichneten M. ein Fuchs, in einer norwegiſchen und zwei ſchwediſchen Verſionen ein Hund.

Es wird vielen willkommen ſein, wenn ich die finniſchen und ſlawiſchen M. im Auszug mittheile.*)

Das eine finniſche M. (aus dem ruſſiſchen Karelien) erzählt, daß ein ſterbender Vater ſeinem einzigen Sohn geſagt habe, er ſolle das, was er in drei von ihm im Wald gelegten Schlingen finde, lebendig mit nach Hauſe nehmen. Der Sohn findet in der dritten Schlinge einen Fuchs und nimmt ihn mit nach Hauſe. Als er dort in Sorgen auf der Ofenbank ſitzt, fragt ihn der Fuchs mit menſchlicher Stimme: „Juſſi Juholainen, willſt du heiraten?“ Der Jüngling iſt dazu bereit,

*) Die Auszüge des finniſchen, des ruſſiſchen und des bulgariſchen M. verdanke ich A. Schiefner's Freundſchaft.

und der Fuchs begibt ſich zum König und bittet um ein Viertelmaaß, weil ſein Herr Juſſi Juholainen Gold und Silber meſſen wolle. Er bringt daſſelbe dann zurück, nachdem er Gold- und Silberſplitter in den Boden des Maaßes geſteckt hat. Der König gibt dem für reich gehaltenen Juſſi ſeine Tochter und will ſie nach der Hochzeit in die neue Heimat begleiten. Der Fuchs läuft voraus und trifft unterwegs erſt zehn Holzhacker, dann zwanzig Pferdehirten und endlich dreißig Kuhhirten — alles Leute der Schlange (finniſch Mato) —, denen er befiehlt, ſich Leute des Juſſi Juholainen zu nennen, da der König komme, um die Schlange zu vernichten. In der Burg der Schlange angelangt, weiß der Fuchs auch die Schlange ſo in Furcht zu ſetzen, daß ſie ſich in ein Vorratshaus voll Flachs verſteckt, welches der Fuchs in Brand ſteckt. Der König, der mit Tochter und Schwiegerſohn nachkömmt, findet, daß letzterer weit reicher als er ſelbſt iſt. Der Fuchs nimmt von Juſſi Abſchied und kehrt in den Wald zurück.

Das zweite finniſche M. (aus dem finniſchen Karelien) erzählt: Ein Jüngling verläßt nach dem Tode ſeines Vaters mit einer Kuh, ſeiner einzigen Habe, ſeine Wohnung und verkauft die Kuh an einen unbekannten Mann. Dieſer verwandelt ſich in einen Fuchs, lockt funfzig Füchſe zuſammen und gibt ihnen die Kuh zum Frühſtück preis. Dann führt er die Füchſe zur Königsburg als Verlobungsgeſchenk ſeines Herrn, ebenſo dann funfzig Wölfe und funfzig Bären. Um dem Freier ſtattliche Kleidung zu ſchaffen meldet der Fuchs dem König, ſein Herr ſei unterwegs in den Fluß gefallen und habe ſich nur mit Mühe gerettet, ſein Geſolge u. ſ. w. ſei ertrunken. Der König ſchickt Kleider, aber auf den Rath des Fuchſes darf der Jüngling erſt die dritte Sendung annehmen, nachdem er die beiden erſten als zu ſchlecht hat zurückweiſen müſſen. Nach der Hochzeit eilt auch hier der Fuchs dem neuen Paar und dem König voraus und trifft unterwegs erſt einen Hirten des Böſen (Kechno) mit Schafen, dann einen mit Kühen, endlich einen mit Pferden. Alle dieſe müſſen auf die Frage des Königs erwidern, ſie ſeien Hirten ſeines Schwiegerſohnes. Der Böſe flüchtet mit Weib und Kindern aus ſeiner Wohnung in das Dreſchhaus, welches verbrannt wird.

In dem ruſſiſchen M. (aus dem Gouvernement Archangel) bei Aſanasjew kömmt zu Buchtan Buchtanowitſch, der mitten im Feld einen Ofen auf Säulen hatte und darauf lag, ein Fuchs und fragt ihn: „Willſt du, Buchtan Buchtanowitſch, ſo will ich dich mit der Königstochter verheiraten. Haſt du nur etwas Geld?“ Buchtan hat nur ein Fünfkopekenſtück, der Fuchs wechſelt dies in kleines Geld um und borgt beim König ein Viertelmaaß, da Buchtan Geld meſſen wolle. Er bringt dann das Maaß zurück, nachdem er einiges kleine Geld in den Reif des Maaßes geſteckt hat, leiht hierauf ein Halbmaaß, in das er wieder Geld ſteckt, und endlich ein ganzes Maaß. Als er dies zurückbringt, wirbt er für ſeinen Herrn um

die Königstochter. Er ſoll ſeinen Herrn bringen. Auf dem Weg zum König ſtößt er ihn von einer Brücke in den Koth und läuft in's Schloß und verlangt für ſeinen Herrn Kleider. Bei Hofe ſchaut Buchtan immer auf ſein prächtiges Kleid,*) der Fuchs ſagt zum König, er thue es, weil er noch nie ein ſo ſchlechtes Kleid getragen, worauf ihm der König ſein eignes Oſterfeſtgewand gibt. Dann ſchaut Buchtan auf einen vergoldeten Stuhl, und der Fuchs ſagt dem König, ſolche Stühle habe ſein Herr nur in ſeiner Badſtube. Nach der Hochzeit werden drei Schiffe beladen, und das junge Paar fährt zu Schiffe ab, der Fuchs läuft am Ufer hin. Als Buchtan ſeinen Ofen erblickt, ruft er freudig: „Füchslein, ſieh, mein Ofen!“ Der Fuchs ruft: „Schweig, Buchtan, es iſt eine Schenke.“ Auf dem Wege ſteht ein großes Haus aus Stein, darinnen wohnen Zmjei Zmjejewitſch (Schlange Schlangenſohn), Woron Woronowitſch (Rabe Rabenſohn) und Kokot Kokotowitſch (Hahn Hahnenſohn). Der Fuchs geht zu ihnen und ruft: „Der König kömmt mit Feuer, die Königin mit dem Blitz, man wird euch ſengen und brennen.“ Die Thiere bitten ihn, ſie zu verſtecken, er ſteckt den Hahn in ein Faß, den Raben in einen Mörſer, die Schlange wickelt er in Stroh, und ſo werden die drei in's Waſſer geworfen. Buchtan wird Beſitzer des Schloſſes und des Reiches.

In dem ruſſiſchen M. bei Chudjakow erbittet der Fuchs vom König erſt ein Maaß um Kupfergeld zu meſſen, dann für Silber, endlich für Gold. Stephan, der Schützling des Fuchſes, muß ſein letztes Pferd in den Sumpf verſenken, ſich ſelbſt ganz beſchmieren und ſo zur Hochzeit kommen. Die Königstochter ſelbſt meldet dem Vater, daß alle zehn Kutſchen und Pferde Stephan's des Reichen im Sumpfe verſunken und er nur gerettet ſei. Nach der Hochzeit trifft der vorauseilende Fuchs erſt eine Kuhheerde, dann eine Schafheerde, endlich eine Pferdeheerde des Herrn Tſygarin. Der Fuchs droht den Hirten: „Es kömmt der König Donner und die Königin Blitz, der König wird euch mit dem Donner treffen, die Königin mit dem Blitz verſengen.“ Um ſich zu retten, müſſen die Hirten ſagen, die Heerden gehörten Stephan dem Reichen. In der Wohnung des Herrn Tſygarin meldet der Fuchs das Nahen des Königs und der Königin. Tſygarin und ſein Weib laſſen ſich von ihm in einen hohlen Baum verſtecken und werden verbrannt.

Dem erſten finniſchen und den ruſſiſchen M. ſteht das von Radloff in Sibirien aufgezeichnete M. ſehr nahe. Dem Leihen des Maaßes zum Geldmeſſen im finniſchen und in den ruſſiſchen M. entſpricht im ſibiriſchen das Leihen der Schnellwage zum Goldwägen.**)

*) Aehnlich bei Haltrich S. 65.

**) Afanasjew gibt zwei ruſſiſche Varianten ſeines M. In der einen borgt eine Witwe für ihren Sohn Wanjka Goloi (Hänschen Kahl) das Maaß und erwirbt ihm dadurch die Tochter eines Reichen;

In dem bulgarischen M. kömmt der Fuchs zu einem sehr einfältigen Müller und fragt ihn, ob er König werden wolle. Der Müller sagt ja, und der Fuchs bedingt sich als Lohn täglich ein warmes Weizenbrot, ein gebackenes Huhn und einen Krug Wein aus. Der Fuchs wirbt nun für seinen Herrn, den er Kotan Bei nennt, um die Königstochter, und verschafft ihm königliche Kleider, so daß er bei Hofe erscheinen kann. Auch hier — wie im russischen M. — blickt er immer nur auf seine Kleider. Vor der Hochzeit läuft der Fuchs in eine öde Gegend in das Schloß der Hundsköpfe *), die sich, als er ihnen sagt, daß ihnen Verderben nahe, in's Heu verkriechen und dort verbrannt werden. Nach der Hochzeit zieht der Müller mit der Königstochter in das Schloß der Hundsköpfe. Der Fuchs verlangt nun die ausgemachte tägliche Ration und außerdem noch eine neun Spannen lange Matratze. Nach einiger Zeit stellte er sich todt, und als der König sah, daß er todt sei, sagte er: „Ist er todt, so packt ihn an einem Fuß und werft ihn hinaus!" Da springt der Fuchs auf und wirft dem König seine Undankbarkeit vor, versöhnt sich aber wieder mit ihm.

Im polnischen M. bringt die Katze im Namen ihres Herren, eines armen Müllerssohnes, dessen einziges Erbtheil sie ist, erst eine Menge Hasen, dann eine Menge Wölfe, endlich eine Menge Bären, die sie durch List lebendig gefangen hat, dem König als Geschenk vom Fürsten Nacktferse.**) Der König will ihren Herrn mit der Prinzessin besuchen. Der Müllerssohn muß sich auf den Rath der Katze nackt in den Fluß setzen, und als der König vorbei fährt, ruft die Katze um Hilfe, da ihr Herr geplündert und in's Wasser geworfen sei. Der König läßt ihn aus dem Fluß ziehen und mit einem Anzug versehen und nimmt ihn zu sich in seinen Wagen. Die Katze läuft nun voraus und bringt durch Drohungen die Feldarbeiter dahin, daß sie dem König sagen, die Wiesen und Felder gehörten dem Fürsten Nacktferse. Endlich läuft die Katze in das Schloß eines Zauberers, den sie zerreißt, nachdem er sich — wie bei Perrault, Haltrich und Asbjörnsen Var. 4 — auf ihren Wunsch in eine Maus verwandelt hat.

Der das ganze Jahr Früchte tragende Birnbaum des sicil. M. kömmt in keiner der Parallelen vor. Das Sichtodtstellen des Fuchses oder der Katze kömmt im sicil., im neapolitanischen, im welschtiroler und im bulgarischen M. vor.

---

in der andern leiht der Sohn eines Armen selbst nach dessen Tode das Maaß und mißt darin Nachts im Keller Scherben zerbrochener Töpfe, wobei er belauscht wird; am Morgen gibt er das Maaß mit einigem Geld in den Ritzen zurück und erwirbt so eine reiche Kaufmannstochter. In Bezug auf das Leihen eines Maaßes oder einer Wage zum Geldmessen oder Wägen vgl. die Anm. zu Nr. 79.

*) Hundsköpfe kommen in einigen neugriechischen M. vor. S. das Sachverzeichniß zu Hahn's neugr. M.

**) Im polnischen »Książe na Gołoszyszkach Gołopiętski.« Gołoszyszkach weiß ich nicht zu übersetzen.

66. Von dem Hahne, der Pabſt werden wollte.

Eine ſehr eigenthümliche Verſion des M. von den Hausthieren im Räuberhauſe (Waldhaus der wilden Thiere, Hünenhaus). S. Rollenhagen bei Grimm III, 48, Grimm Nr. 27, Meier Nr. 3, Kuhn, Weſtf. S. II, 229, Vernaleken Nr. 12, Haltrich, Zur deutſchen Thierſage S. 22, IV, und 69, XLI, Peter II, 205, Waldau S. 208, Grundtvig I, 224, Campbell Nr. 11.

Ein weiterhin anders verlaufendes M. bei Grundtvig I, 223 fängt ganz ſo an wie das ſicilianiſche „Es war einmal ein Hahn und eine Henne. Da ſagte der Hahn: Ich will nach Rom und Pabſt werden, und du ſollſt Päbſtin werden."

67. Von Paperarello.

Mit dem erſten Theil — Paperarello's Tod durch den Menſchenfreſſer und Wiederbelebung durch die Feen — vgl. Nr. 26 und Hahn Nr. 65, Var. 1 und 2.

In Bezug darauf, daß Paperarello unerkannt dreimal ſiegt und vom König zum Lohn den einen kleinen Finger, ein Ohr und die Naſe verlangt und erhält und ſich dadurch nachher als Sieger ausweiſt, ſ. die Anm. zu Nr. 61.

68. Vom goldnen Löwen.

Vgl. Hahn Nr. 13 und Schönwerth II, 222. Im griech. M. läßt ſich der Held in das Fell eines Lammes mit goldnem Vließ nähen und wird ſo zur verſteckten Prinzeſſin gebracht; Nachts kriecht er heraus und gewinnt die Liebe der Prinzeſſin, die ihm ein Zeichen angibt, woran er ſie erkennt, als ſie der König ſammt ihren Mägden in Enten verwandelt hat und der Jüngling errathen muß, welches die Prinzeſſin ſei. Im oberpfälziſchen M. fehlt die erſte Aufgabe, die Königstochter zu finden. Hier kömmt ein Fiſchersſohn, der von dankbaren Thieren die Gewalt, ſich in ihre Geſtalt zu verwandeln, erhalten hat, in eine Stadt, deren König drei ganz gleiche Töchter hat. Wer die mittelſte erräth, erhält ſie zur Gemahlin und wird Nachfolger des Königs. Der Fiſchersſohn verwandelt ſich in einen Falken, fliegt in den Garten der Königstöchter und läßt ſich von der mittelſten fangen. Nachts nimmt der Jüngling im Schlafgemach der Prinzeſſin ſeine wahre Geſtalt an und gewinnt die Liebe der Prinzeſſin, die ihm ein Zeichen angibt, woran er ſie am folgenden Tag aus ihren Schweſtern erkennt.

Wie ſich in unſerem ſicil. M. der Jüngling in einen goldenen Löwen ſteckt und verkaufen läßt, ſo in Nr. 10 der Räuber in einen ſilbernen Adler und in

Nr. 23 Ohimè in einen silbernen St. Nikolaus. Aehnliches kömmt auch sonst noch in Märchen und Novellen vor.

69. Löwe, Pferd und Fuchs.

Die bekannte, gewöhnlich von Schlange, Mann und Fuchs erzählte Fabel, über die man Benfey, Pantschat. I, 113 ff. und H. Kurz zu B. Waldis IV, 99 nachsehe, deren Nachweisen noch folgende hinzuzufügen sind: Pröhle, M. f. d. J. Nr. 2 (Schlange und Mann; Schiedsrichter: Hund, Pferd, Fuchs), Birlinger, Nimm mich mit! S. 56 (Ungethüm und Mann; Hund, Pferd, Fuchs), Berg og Gædecken, Nordiske Sagn, Kopenhagen 1868, S. 175 (Lindwurm und Mann; Kuh, Pferd, Fuchs); Grundtvig II, 124 (Schlange und Mann; Karrenpferd, Dragonerpferd, Mann); Hahn Nr. 87 (Schlange und Mann; Pferd, Maulesel, Fuchs); Bleek, Reynard the Fox in South-Africa, S. 11 und 13 (Schlange und weißer Mann; Hase, Hyäne, Schakal); Helvicus, Jüdische Historien II, 115 (aus dem Maasebuch Cap. 144) = Tendlau, Fellmeier's Abende Nr. X^{b} (Schlange und Mann; Ochs, Esel, David, Salomon); Cénac-Moncaut S. 213 = Bladé S. 9 (Löwe oder Wolf und Mann; Hund, Pferd, Fuchs); Nihal Chand's La doctrine de l'amour, ou Taj-ulmuluk et Bakawali, roman traduit de l'Hindoustani par Mr. Garcin de Tassy, Paris 1858, S. 17*) (Löwe und Brahmane; Baum und Schakal); Frere, Old Deccan Days Nr. 14 (Tiger und Brahmane; Banyane, Kameel, Ochse, Adler, Alligator, Schakal).

70. Von dem listigen Schuster.
71. Von Sciauranciovi.

Vgl. die von mir im Orient und Occident II, 486 ff. zusammengestellten M., ganz besonders aber das von mir a. a. O. III, 350 ff. näher besprochene italienische Volksbuch vom Bauer Campriano**). Den a. a. O. zusammengestellten M. sind noch hinzuzufügen Hahn Nr. 42, Strackerjan II, 286, Arnason II, 500 = Powell II, 581.

---

*) Nach F. Liebrecht's Citat in der Germania VII, 108.

**) Bibliographische Nachweise über die Historia di Campriano s. bei Passano, I Novellieri italiani in versi pg. 53.

72. Don Giovanni di la Fortuna.

Vgl. Knuſt Nr. 8, Schneller Nr. 33, Grimm Nr. 101, Lütolf S. 195, Strackerjan II, 323, Müllenhoff S. 577, Nr. 592. In allen dieſen M. ſind es zwei Schweſtern, die ſich aus Aerger darüber tödten, daß ſie den Freier, den die dritte jüngſte Schweſter genommen hat, verſchmäht haben. Aber im ſicil. M. tödten ſich minder angemeſſen die Mutter und die eine Tochter, die den Freier abgewieſen. Auch daß der Teufel im voraus weiß, daß er für eine Seele zwei bekommen werde, iſt eine Eigenheit des ſicil. M.

73. Von dem Könige, der eine ſchöne Frau wollte.

Vgl. Pentamerone I, 10. Auch Schneller Nr. 29 gehört hierher, wo aber an die Stelle der Alten, in die ſich der König verliebt, ohne ſie geſehen zu haben, ein Froſch getreten iſt, der dann von den Feen in ein ſchönes Mädchen verwandelt wird.

74. Von Einem, der mit Hilfe des h. Joſeph die Königstochter gewann.

Vgl. Wolf Nr. 25, Meier Nr. 31, Schambach Nr. 18, Müllenhoff S. 457. In allen dieſen M. ſoll eine Königstochter denjenigen heiraten, der ein zu Land und zu Waſſer oder — im niederſächſiſchen M. — ein ohne Wind und Waſſer fahrendes Schiff bringt. In Wolf's M. verſuchen drei Brüder das Schiff zu bauen, aber nur der jüngſte bekömmt es fertig, weil er gegen eine alte Frau freundlich iſt. Im ſchwäbiſchen M. baut ein alter Mann dem jüngſten von drei Brüdern, der ſein Frühſtück mit ihm getheilt hat, das Schiff. Im dithmarſiſchen M. gibt ein alter Mann dem jüngſten von vier Brüdern für einen Pfannkuchen das Schiff. Im niederſächſiſchen M. baut ein altes Männchen einem Hirtenjungen das Schiff. Die wunderbaren Geſellen, die der Jüngling, dem Rath des Alten, bezüglich der Alten, folgend, unterwegs aufnimmt, ſind bei Wolf: ein Eſſer, ein Trinker, ein Läufer, ein Bläſer und einer, deſſen Büchſe zweitauſend Stunden weit knallt; bei Meier: ein Läufer, ein Horcher, ein Schütze und einer, der einen Zapfen hinten hat; bei Schambach: ein Eſſer, ein Trinker, ein Läufer. Bei Müllenhoff fehlt die nähere Bezeichnung der Geſellen.

Wie im ſicil. M. der Läufer in einer Stunde einen Brief an den Grafen der Unterwelt und die Antwort zurück bringen muß, ſo muß er bei Wolf ebenfalls einen Brief beſorgen, bei Schambach den Taufſchein, bei Meier von einem fernen Brunnen Waſſer holen. In allen M. ſchläft der Läufer unterwegs ein, wird

Digitized by Google

aber durch einen Schuß des Schützen erweckt (nachdem bei Meier der Horcher ihn hat schnarchen hören).

In einem mährisch-walachischen M. bei Wenzig S. 59 ist ein von selbst fahrender Wagen an die Stelle des Schiffes getreten, doch soll die Prinzessin nicht den heiraten, der einen solchen Wagen hat, sondern den, der sie zum Lachen bringt. Letzteres geschieht in ähnlicher Weise wie bei Grimm Nr. 64 u. a. Die wunderbaren Gesellen sind ein Esser, ein Läufer und einer mit zwei goldnen Kugeln. Auch hier muß der Läufer von einer fernen Quelle Wasser holen, schläft bei der Quelle ein und der Werfer muß ihn durch Werfen erwecken.

Auch Knust Nr. 10 gehört hierher, ist aber entstellt.

Das Einschlafen des Läufers und das Erwecken desselben durch den Schützen kömmt auch vor bei Meier Nr. 8, Grimm Nr. 71, Ey S. 116 (entstellt) und in »Belle-belle ou le Chevalier fortuné« der Gräfin d'Aulnoy*). Bei Grimm Nr. 71, Meier Nr. 8 und Ey S. 115 kömmt auch ein Baumausreißer vor, wie im sicil. M.; bei Meier schleppt er mit seinem Sack auch noch das Schloßthor nebst acht Säulen fort, ähnlich wie im sicil. M.

Ueber das zu Land und zu Wasser fahrende Schiff s. man auch noch meine Anm. zu Campbell Nr. 16 und füge noch hinzu Grundtvig II, 28 und Vernaleken Nr. 39.

Die — im sicil. M. vom h. Joseph — gemachte Bedingung, alles Erworbene zu theilen, und die deshalb nachher verlangte Theilung der Königstochter kömmt in mehreren Fassungen der viel verbreiteten Geschichte von dem für seine Beerdigung dankbaren Todten vor.

In dem englischen Gedicht »Sir Amadas« (Weber, Metrical Romances III, 271) verlangt der Geist die Theilung der Frau des Sir Amadas, und dieser ist dazu bereit und erhebt sein Schwert, um sie in zwei Theile zu zerhauen. In dem italienischen Volksgedicht »Istoria bellissima di Stellante-Costantina«**) ist Bellafronte ebenfalls bereit, seine Gemahlin zu zertheilen, und zückt den Säbel. Ebenso erklärt sich bei Campbell Nr. 32 Jain bereit, sein Versprechen zu halten und Reich und Weib und Kinder zu theilen. Aber bei Straparola XI, 2 will Bertuccio seine Frau nicht zerschneiden, sondern sie lieber dem Geist ganz abtreten. Ebenso bei Haltrich Nr. 9***).

---

*) Dies französische M. liegt dem deutschen Volksbuch „Historie des pommerschen Fräuleins Kunigunde" zum Grunde. S. Grimm III, 121 und Benfey im Ausland 1858, S. 1069.

**) Von diesem Gedicht ist bis jetzt kein älterer Druck als von 1801 (Venezia, Cordella) bekannt. S. A. D'Ancona's Ausgabe der Novella di Messer Dianese e di Messer Gigliotto, Pisa 1868, pg. 6.

***) Nicht als Halbierung, sondern als gemeinsames Besitzen ist die Theilung der Frau gefaßt in

Statt der Halbierung der Frau wird in einigen Fassungen der Geschichte vom dankbaren Todten die Halbierung des inzwischen geborenen Kindes verlangt. In dem Roman von Olivier de Castille und Artus d'Algarbe (Mélanges tirés d'une grande Bibliotheque, E, 101) ist Olivier bereit, sein Töchterchen zu theilen, und zieht sein Schwert. In der Novelle der Madame de Gomez von Jean de Calais (s. Pfeiffer's Germania III, 205) reicht Jean dem Geist sein Söhnchen dar, und der Geist zückt das Schwert. In dem M. in Wolf's Zeitsch. III, 50 deutet der Geist nur an, daß er die Hälfte des Söhnchens verlangen könne, beruhigt aber sogleich den erschrockenen Vater. In einem andern M. in Wolf's Zeitschr. II, 377 will der König das Kind dem Geist lieber ganz geben.

In allen diesen Fassungen der Geschichte vom dankbaren Todten wird die Theilung der Frau oder des Kindes — also die Opferung des Theuersten — vom Geiste des Todten nur verlangt, um die Frau seines Schützlings zu prüfen, in einem armenischen und in einem russischen M. hat aber die Theilung der Frau noch einen andern, mit dem besondern Verlauf dieser M. in Zusammenhang stehenden Grund. In dem armenischen M. (Haxthausen, Transkaukasia I, 333, daher auch bei Benfey, Pantschat I, 219 und in Pfeiffer's Germania III, 202) soll die Frau vom Geist mitten durch gespalten werden und wird deshalb den Kopf nach unten aufgehängt; da gleitet eine Schlange aus ihrem Munde; die Theilung unterbleibt. In dem russischen M. (Orient und Occident III, 96) wird die Frau von dem Geiste wirklich zersägt, und es kommen kleine Drachen aus ihrem Leib; dann wird sie wieder zusammengesetzt und neu belebt.*)

Endlich ist noch ein neugriechisches M. (Hahn Nr. 53) zu erwähnen. Hier beschützt ein Heiliger einen Jüngling, den sein Vater einst verkauft hatte, damit er die dem Heiligen zu Ehren brennende Lampe unterhalten konnte. Als der Jüngling mit Hilfe des Heiligen in den Besitz seiner Geliebten gelangt ist, verlangt der Heilige die Theilung der Jungfrau, und der Jüngling ist dazu bereit und zückt sein Messer.

---

dem mittelhochdeutschen Gedicht in von der Hagen's Gesammtabenteuer Nr. 6. Hier kömmt der Geist in der zweiten Nacht nach der Hochzeit in das Schlafgemach des Grafen, als dieser sich eben mit seiner Gemahlin niederlegen will, und verlangt die Stelle des Grafen einzunehmen. — In der Novelle von Messer Dianese und Messer Giglietto theilt der Geist den Gewinn in zwei Theile, ein Theil soll Dianese's Gemahlin sein, der andere ihr Gefolge u. s. w. Messer Dianese nimmt seine Gemahlin. Ebenso verlangt im Roman vom Herzog Herpin und seinem Sohn Löw der Geist entweder die Königstochter oder das Königreich; Löw ist bereit, letzteres ihm zu überlassen. (Buch der Liebe, Frankfurt 1587, S. 365c, Simrock's Deutsche Volksbücher XI, 311). In dem Gedicht »Richard le Bel« ist der Geist nicht der fordernde, vielmehr bietet ihm Richard selbst die Wahl zwischen der Königstochter oder ihrem Erbe an (Le Bibliophile belge 1867, pg. 414).

*) Vgl. auch die eigenthümliche sibirische Gestaltung des russischen M. in Radloff's Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens I, 329, Nr. 4.

Digitized by Google

76. Die Geſchichte von Giuſeppinu.

In Bezug auf den Verkauf der Katzen in dem katzenloſen, von Mäuſen geplagten Lande vgl. Grimm Nr. 70, die in der Anm. dazu angeführte Stelle aus Albert von Stade, Asbjörnſen Nr. 59, Wuk Nr. 7, Nicolas de Troyes, Le grand parangon des nouvelles nouvelles, publié par E. Mabille, Paris 1869, Nouv. 10, Waldau S. 176 und die Sage von Richard Whittington, dem Lordmayor von London. Ueber Whittington ſ. S. Lyſons, The model merchant of the middle ages, exemplified in the story of Whittington and his cat, London 1860, beſonders S. 29 f.

79. Die Geſchichte von den zwölf Räubern.

(S. auch die Variante auf S. 197.)

Vgl. die Geſchichte von Ali Baba und den vierzig Räubern in 1001 Nacht, Simrock Nr. 62, Pröhle M. Nr. 30, Grimm Nr. 142 (ſ. auch III, 345, Nr. 6) und Otmar's Volksſagen S. 225. Eigenthümlich iſt den ſicilian. M., daß ſich einer der Räuber im Berg verſteckt, um dem Eindringling aufzupaſſen, und ſo den zweiten in den Berg gekommenen Bruder oder Gevatter tödtet. In 1001 Nacht, bei Simrock, Pröhle und Grimm vergißt der Zweite im Berg den Namen des Berges, kann daher die Oeffnung des Berges nicht wieder bewirken und muß ſo im Berg bleiben, wo er von den rückkehrenden Räubern gefunden und erſchlagen wird. Bei Otmar, der das M. lokaliſirt (Dumburg im Harz) und bei dem keine Räuber vorkommen, ſondern Geiſter, welche Schätze hüten, vergißt der habſüchtige Nachbar im Berg die Formel „Thürlein öffne dich!" und beſinnt ſich nur auf die andre „Thürlein ſchließe dich!" A. Kuhn bemerkt im Literariſchen Centralblatt 1856, S. 839: „Die Lokaliſirung in der Dumburg rührt wol nur von Otmar her, denn ein Knabe aus Heteborn, ½ Stunde von der Dumburg, erzählte mir das M. nicht von dieſer, ſondern, wie in vielen andern Gegenden, vom Seſamberg." Alſo ohne Zweifel auch mit dem Vergeſſen des Namens und wol auch mit den Räubern.*)

Der in 1001 Nacht und bei Simrock, Pröhle, Grimm und Otmar — wie in andern M.**) — vorkommende Zug von dem Entleihen eines Maaßes zum Geld-

*) Simrock Nr. 62 ſtimmt ſehr genau mit 1001 Nacht überein, und zwar auch mit dem weitern Verlauf des ganzen arabiſchen M. Natürlich iſt alles möglichſt des morgenländiſchen Coſtüms entkleidet. So iſt beſonders auch der Schluß umgeſtaltet. Aus Seſam iſt Kleeſam geworden, aus der klugen Morgiane eine Marianne.

**) So in mehreren der von mir zu Campbell Nr. 39 zuſammengeſtellten M. Abſichtliches Stecken-

meſſen, in welchem Geldſtücke ſtecken oder kleben bleiben, fehlt in unſerm ſicil. M. und in der Variante auf S. 197, kömmt aber in einer zweiten, S. 200 erwähnten Variante vor.

80. Die Geſchichte vom Cacciaturino.

In Bezug auf das Wiedereinſetzen der vor langer Zeit ausgeſtochenen Augen ſ. die Anm. zu Nr. 34.

Wie am Schluß das M. keiner das Zimmer verlaſſen darf während Cacciaturino's Erzählung, ſo bei Hahn Nr. 70 während der Erzählung des jüngſten Bruders.

81. Die Geſchichte von den drei guten Rathſchlägen.

Vgl. Zingerle, Luſerniſches Wörterbuch S. 67*), F. Miſtral's provenzaliſches Gedicht »Li tres counseu. Conte de ma rèire grand**)«, gedruckt in »Li Prouvençalo. Poésies diverses, recueillies par J. Roumanille«, Avignon 1852, S. 153, A. Trueba, Cuentos populares, Leipzig 1866, S. 67, vgl. auch S. 311, Milá S. 188, Gasparis Ens Pausilypus sive tristium cogitationum et molestiarum spongia, Coloniæ 1631, S. 121***), ein cornwalliſiſches M. in Haupt's Zeitſchrift für deutſches Alterthum I, 417 (im Auszug auch bei Grimm III, 311) und Lütolf S. 85.

In dem luſerniſchen M. lauten die drei Lehren:

Wenn du auf deiner Reiſe zu zwei Wegen kommſt, einem alten und einem neuen, ſo folge immer dem alten.

Frage nie in fremden Häuſern, warum dieſes oder jenes da ſei, oder was dies oder jenes zu bedeuten habe.

Thue nie etwas in der Aufwallung des Zornes.

Im provenzaliſchen M.:

Wähle immer den graden Weg.

---

laſſen von Geld in dem nur zum Schein geliehenen Maaß oder in der Wage haben wir in den oben zu Nr. 65 beſprochenen finniſchen, ruſſiſchen und tatariſchen M. gefunden.

*) Das luſerniſche M. iſt an ein andres angeſchloſſen, das ich oben zu Nr. 47 erwähnt habe.

**) d. h. Urgroßmutter.

***) Ens hat wahrſcheinlich einer italieniſchen Novelle nacherzählt. Der Held heißt bei ihm Hugelinus aus Volaterra; und am Schluß citirt er ein italieniſches Sprichwort:

Questi consigli son prezzati
Chi son chiesti e ben pagati.

Frage nicht nach dem, was dich nichts angeht.

Wenn du etwas unternehmen willſt, bedenke es neun Mal.

In dem ſpaniſchen M.:

Si hallas un atajo, dá al camino un tajo.

En lo que no te importa, la lengua muy corta.

Antes de hacer nada, consulta con la almohada.

In dem catalaniſchen M.:

No dejes la carretera para seguir el atajo.

Lo que no arda para tí, deja que arda.

Lo que quieras hacer hoy, déjalo para mañana.

In der Erzählung im Pauſilypus ſind es vier Lehren:

Durchſchreite nie einen Fluß zuerſt.

Kehre nicht da ein, wo dich der Wirt ſehr dringend und angelegentlich zur Einkehr einladet.

Traue keinem, den die Natur oder ein Zufall gezeichnet (d. i. auffallend entſtellt) hat.

Verſchiebe den am Abend im Zorn gefaßten Entſchluß bis zum nächſten Morgen.

In dem corniſchen M.:

Sieh dich vor, daß du nicht einen alten Weg für einen neuen verlaſſeſt.

Kehre nicht ein, wo der Wirt alt und die Frau jung iſt.

Laß dich zweimal ſchlagen, ehe du einmal zuſchlägſt.

Bei Lütolf:

Laß dich nicht gleich lee. abſpeiſen, wenn du etwas willſt.

Beſinne dich zweimal, ehe du was thuſt.

Die Befolgung der letzten Lehre (nichts im erſten Zorn zu thun, oder überhaupt nicht übereilt zu handeln) bewahrt in allen M. den Helden davor, zum Mörder ſeiner Frau und ſeines Sohnes zu werden*). In allen M. — mit Ausnahme des corniſchen — glaubt der Held, ſeine Frau ſei ihm untreu geworden und liebe einen jungen Geiſtlichen; dieſer Geiſtliche iſt aber ſein eigner Sohn. Im corniſchen M., wo Hans ſchon nach drei Jahren zu ſeiner Frau zurückkehrt, hört er, daß jemand bei ihr im Bett liegt; es iſt ſein kleines Söhnchen.

Auf welche Weiſe die Richtigkeit der übrigen Lehren ſchon vorher erprobt iſt, mag man ſelbſt nachſehen. Auch will ich hier nicht auf das ſonſtige Vorkommen einzelner Lehren eingehen.

*) Auf dieſer Lehre beruht die eigentliche Spitze des M. Es iſt daher eine arge Entſtellung, wenn in einem corniſchen M. bei Hunt II, 115, dieſe Lehre gar nicht vorkömmt, ſondern nur die „Nie einen alten Weg für einen neuen zu verlaſſen.“

In allen M. — mit Ausnahme des provenzaliſchen und des im Pauſilypus — erhält der Held von ſeinem Herren außer den Lehren noch ein Brot oder einen Kuchen, den er nicht eher anſchneiden ſoll, als bis er zu Hauſe ſei oder eine große Freude habe, und worin er dann ſeinen klingenden Lohn findet*). Ebenſo erhält Ruodlieb in dem bekannten, leider nur fragmentariſch erhaltenen lateiniſchen Gedichte vom König außer zwölf Weisheitslehren, die er einer Belohnung in Geld vorgezogen hat, noch zwei Brote, deren eines er erſt zu Hauſe bei ſeiner Mutter, das andre erſt, wenn er neben ſeiner Braut ſitze, anſchneiden ſoll und worin Geldſtücke, koſtbare Ringe, Spangen u. ſ. w. ſtecken.

Schlecht überliefert iſt zum Theil das M. bei Haltrich (Nr. 47). Hier dient ein Mann in der Fremde zwanzig Jahre als Ziegenhirt. Als er endlich nach Hauſe zu ſeiner Frau zurückkehren will, läßt ſein Herr ihm zu Ehren einen Bock ſchlachten, füllt deſſen Fell mit Gold- und Silberſtücken an und ſchenkt es ihm, zugleich gibt er ihm den Rath: „Wenn du heimgekommen, ſo laß dreimal deinen Zorn abkühlen, ehe du etwas thuſt.“ Auch hier rettet die Befolgung dieſer Lehre ihn vor der Ermordung ſeiner Frau und ſeines Sohnes. Offenbar mußte auch in dieſem M. urſprünglich der Hirt die Lehre mit ſeinem baaren Lohn erkaufen, und ſein Herr ſteckte heimlich das Geld in einen geſchlachteten Bock, den er dem Hirten mit der Weiſung ſchenkte, ihn erſt zu Hauſe zu verzehren.

Endlich gehört hierher noch eine Erzählung in dem „Grafen Lucanor“ des Infanten Don Juan Manuel (Nr. 46 [36]). Hier erhält ein Kaufmann von einem großen Meiſter, der mit weiſen Lehren handelt, für eine Dublone die Lehre „Wenn Ihr im Zorn ſeid und darin raſch etwas vornehmen wollt, ſo brecht nicht eher los, als bis Ihr vorher alles genau erforſcht habt.“ Auch der Kaufmann wird, als er nach zwanzigjähriger Abweſenheit heimkehrt, durch Befolgung der Lehre davor bewahrt, daß er ſeine Frau und ſeinen Sohn, den er zuerſt für ihren Liebhaber hält, tödtet.

83. Die Geſchichte von Caruſeddu.

Das M. beſteht aus zwei Theilen.

I. Caruſeddu und der Menſchenfreſſer.

Man vgl. zunächſt Hahn Nr. 3, wo der Schöne erſt das Flügelpferd des Drakos, dann ſeine Bettdecke mit den Schellchen, endlich den Drakos ſelbſt ſtehlen

*) Auch in dem erwähnten entſtellten M. bei Hunt erhält Tom einen Kuchen, worin ſein baarer Lohn ſteckt. Als er ihn zu Hauſe ſeiner Frau gibt und ihr ſagt, daß er weiter nichts als jene Lehre mitbringe, wirft die Frau aus Aerger den Kuchen nach ihrem Mann, der weicht aus, der Kuchen fliegt an eine Tiſchkante und zerbricht, und eine Menge Goldſtücke fallen heraus.

muß.“ Hahn theilt in den Anmerkungen noch mehrere griechiſche Varianten mit. In der Variante 2 muß Zenjos auf Anſtiften ſeiner Brüder die Bettdecke der Lamia, ihr Pferd und ſie ſelbſt ſtehlen. Faſt ganz ſo Var. 3. Hier verwandelt ſich Zozos in eine Erbſe und ſteckt ſich in den Miſt des Pferdes, wie Caruſeddu ſich winzig klein macht und unter dem Stroh verſteckt. In der 4. Variante muß Koſtanti auf Anſtiften ſeiner Brüder das Pferd des Drakos, ſeine Diamantdecke und ihn ſelbſt ſtehlen. Letzteres vollbringt er ganz wie im ſicilian. M. (Sarg für den todten Koſtanti.) In einem venezianiſchen M. (Wolf-Widter Nr. 9) muß der Knecht Tredeſin auf Anſtiften einer neidiſchen Magd die Decke des Bären, deſſen Pferd, deſſen redenden Vogel und endlich den Bären ſelbſt ſtehlen; auch hier die Liſt mit dem Sarg für den verſtorbenen Tredeſin. In Nr. 30 unſrer ſicilianiſchen M. muß Ciceu auf Anſtiften ſeiner Brüder den Säbel des Menſchenfreſſers und dann ihn ſelbſt ſtehlen, und zwar ſpielt bei Ausführung der erſteren Aufgabe ein Sack voll Läuſe eine ähnliche Rolle, wie bei Hahn Nr. 3, Var. 4 drei Schilfrohrſtücke voll Ungeziefer (Läuſe, Flöhe, Wanzen); bei Löſung der andern Aufgabe ſpielt wiederum die Liſt mit dem Sarge. Im Pentamerone III, 7 muß Corvetto auf Anſtiften neidiſcher Höflinge das Roß des Uorco, deſſen Zimmertapete und Bettdecke ſtehlen und endlich den Beſitz des Palaſtes deſſelben dem König verſchaffen. Endlich gehören auch hierher, ſtehen aber dem ſicilian. M. doch ferner, Campbell Nr. 17 und Kreutzwald Nr. 8, und wahrſcheinlich auch Salmelainen IV, 126 (ſ. Anm. zu Kreutzwald Nr. 8).

Wie im ſicilian. M. der Menſchenfreſſer fragt „Oh, Caruſeddu, du Böſewicht! wirſt du denn auch wiederkommen?“ und Caruſeddu antwortet „Ja wohl!, ſo fragt im gaeliſchen M. der Rieſe die Maol »When wilt thou come again?«, und ſie antwortet »I will come when my business brings me«, und im ehſtniſchen fragt der Alte „Nikodemus, Söhnchen, willſt du zurückkommen?“ und Schlaukopf antwortet: „Ja, Papachen!“

Wie im Eingang des ſicilian. M. Caruſeddu die Kopftücher der Töchter des Menſchenfreſſers und ſeine und ſeiner Brüder Zipfelmützen vertauſcht, ſo daß der Menſchenfreſſer ſtatt der drei Brüder ſeine eignen Töchter frißt, ſo legt in der 1. griechiſchen Variante Skandalos die Goldäpfel von den Köpfen der Töchter der Drakäna auf ſeinen und ſeiner Brüder Köpfe, und in der 2. Variante verwechſelt Zozos die Decken der Drakäna und die ſeine und ſeiner Brüder. Im gaeliſchen M. vertauſcht Maol die Halsbänder der Rieſentöchter mit dem ihrigen und denen ihrer Schweſtern. Zu demſelben Zwecke ſetzt in dem M. »l'oranger et l'abeille« der Gräfin d'Aulnoy Aimée ihrem Geliebten zweimal die Krone von Kindern des Menſchenfreſſers auf, und in Perrault's Däumling und bei Zingerle II, 237 ſetzt Däumling ſeine und ſeiner Brüder Mützen den Töchtern des Menſchenfreſſers,

ſich und ſeinen Brüdern aber die Kronen jener auf. Vgl. auch Milá S. 183 = Wolf S. 45.

II. Caruſeddu und die Tochter von der Königin mit den ſieben Schleiern.

Mit dem, was hier von Caruſeddu und der Tochter der Königin mit den ſieben Schleiern erzählt wird, ſtimmt faſt durchaus überein, was in Nr. 30 von Ciccu und der Schönſten der ganzen Welt erzählt wird. Man vgl. Straparola III, 2. Hier verlangt der Sultan von Kairo auf Anſtiften neidiſcher Höflinge, daß Livoretto die Prinzeſſin Beliſandra von Damaskus in ſeine Gewalt bringe. Livoretto entführt die Prinzeſſin mit Hilfe ſeines Zauberpferdes in ganz ähnlicher Weiſe wie Ciccu und Caruſeddu. In Kairo wieder angelangt muß er den von der Prinzeſſin in's Waſſer geworfenen Ring und dann das Waſſer des Lebens herbeiſchaffen. Beides vollführt er mit Hilfe eines dankbaren Fiſches und eines dankbaren Falken. Hierauf muß der Sultan auf Verlangen der Beliſandra den Livoretto tödten, worauf ſie ihn wieder belebt, und er iſt ſchöner als je. Auch der alte Sultan will ſich verjüngen, Beliſandra tödtet ihn und heiratet Livoretto. Andre verwandte M., die jedoch dem ſicilianiſchen ferner ſtehen, habe ich in meinem Aufſatz „Triſtan und Iſolde und das Märchen von der goldhaarigen Jungfrau und von den Waſſern des Todes und des Lebens" in Pfeiffer's Germania XI, 389 *), beſonders S. 401, zuſammengeſtellt. Ich füge dieſen noch hinzu Hahn Nr. 63 und Schott Nr. 17. Das griechiſche M., worin der Held die Schöne der Welt herbeiſchaffen muß, deren Beſitz den König verjüngen ſoll, iſt ſehr entſtellt. Es kömmt darin, wie in den ſicilian. M., aber an falſcher Stelle, ein Ofen vor, in deſſen Glut der Held ſteigt. Darein mußte eigentlich auch der König ſteigen und ſo umkommen. In dem walachiſchen M., das ebenfalls entſtellt iſt, muß ſich der Held in ſiedender Milch baden, die ſein Zauberpferd kühl bläſt, während der König nach ihm in der Milch umkömmt.

84. Die Geſchichte vom Lignu di ſcupa.

Vgl. das M. der Fräulein L'Héritier »Riedin-Riedon« (Cabinet des Fées XII, 31; Kletke, Märchenſaal I, 183), Schneller Nr. 55 (Tarandandó), Grimm Nr. 55 (Rumpelſtilzchen), Vilmar, Heſſiſches Idiotikon S. 295 (Perlebitz), Müllenhoff, Sage Nr. 417 (Gebhart) und Märchen Nr. 8 (Rumpetrumpen), Pröhle, M. Nr. 20 (Bekehrin) und Unterharziſche Sagen S. 210 (Pumperelle),

*) Dazu F. Liebrecht's Nachtrag in derſelben Zeitſchrift XII, 81 ff.

Kuhn, Weſtf. Sagen I, 298 (Zirkzirk), C. Weiß, Aus dem Volksleben, Nürnberg 1863, S. 14 (Popemannel), L. de Baecker, De la religion du nord de la France, Lille 1854, S. 284 (Myn haentje), Grundtvig II, 163 (Trillevip), Hunt I, 273 (Terrytop), Arnaſon I, 123 = Maurer S. 42 (Gilitrutt), Hyltén-Cavallius Nr. 10 (Titteli Ture), Töppen S. 138 (Titelituri), Chodzko S. 341 (Kinkach Martinko). Nach E. Taylor (in der Anmerkung zu ſeiner Ueberſetzung des Grimm'ſchen M. Nr. 55) findet ſich das M. auch in Irland (»Little does my Lady wot, That my name is Trit-a-Trot«).

In allen dieſen M. hilft das Weſen, deſſen Namen binnen einer beſtimmten Friſt errathen werden muß oder — wie im M. von Riedin-Riedon und bei Müllenhoff, Sage Nr. 417 — nicht vergeſſen werden darf, einem Mädchen oder einer Frau, ſei es nun, daß dieſe in kurzer Zeit eine große Menge Flachs, oder gar daß ſie aus Stroh oder Flachs Gold oder Seide ſpinnen ſoll. Vermag ſie den Namen nicht zu ſagen, ſo ſoll entweder ſie ſelbſt oder ihr Kind jenem Weſen gehören.

Es gibt noch zahlreiche andre Märchen und Sagen, in denen der Name eines dämoniſchen Weſens, welches unter dieſer Bedingung irgend einen andern Dienſt geleiſtet hat, binnen einer gewiſſen Friſt errathen werden muß oder nicht vergeſſen werden darf.

85. Vom Crivòliu.

Eine eigenthümliche Umgeſtaltung der bekannten Legende von Gregorius auf dem Stein*). Der weſentliche Zug der Legende, daß der Sohn ſeine Mutter heiratet, fehlt in dem M. Crivòliu — offenbar eine Entſtellung von Gregoriu — büßt nur für den Inceſt ſeiner Aeltern.

86. Von dem frommen Kinde.

Vgl. Grimm, Kinderlegenden Nr. 9, wo ein Knabe mit einem Bild des Jeſuskindes, und Schneller Nr. 1, wo ein Knabe mit einem Crucifix ſein Eſſen theilt.

88. Die Geſchichte von Spadònia.

In einem Punkte ſtimmt die in dieſem M. erzählte Fahrt in's Jenſeits mit Märchen andrer Völker, in denen ebenfalls eine ſolche Fahrt erzählt wird, überein,

*) Man ſ. über dieſe Legende A. D'Ancona's Einleitung zu »La Leggenda di Vergogna e la Leggenda di Ginda,« Bologna 1869, und Frdr. Lippold, Ueber die Quelle des Gregorius Hartmann's von Aue, Leipzig 1869, S. 50 ff.

am meiſten mit einem litauiſchen (Schleicher S. 71). Wie im ſicilian. M. Peppe magere Ochſen auf trefflicher, grasreicher Weide und fette Ochſen auf einer Weide mit ſpärlichem und ſchlechtem Gras ſieht, und wie ihm dann von Chriſtus erklärt wird, die mageren Ochſen ſeien die Wucherer, die Gut und Blut der Armen ausſaugen und doch niemals genug haben, und die fetten Ochſen ſeien die Armen, die auf Gott vertrauen und die bei dürftiger Nahrung durch Gottes Segen gedeihen, ſo ſieht im litauiſchen M. der Fiſcher auf dem Weg zum Himmel ſchönes Vieh auf kahler, ſchwarzer und mageres auf ſchöner, grüner Weide, und Gott ſagt ihm dann, die magern Rinder ſeien die Seelen unbarmherziger Reicher, die fetten die Seelen ſolcher Leute, die viel Gutes gethan und beſonders den Armen viel Wolthaten erwieſen hätten. In einem däniſchen M. (Grundtvig I, 7) trifft einer, der ſeinen todten Freund in's Jenſeits begleitet, zwei magere Kühe bei ſchönſtem Gras und zwei fette bei ſchlechtem Gras, und der Todte ſagt ihm, die magern Kühe ſeien ein reiches, aber uneiniges Ehepaar, die fetten ein armes, aber einträchtiges Ehepaar geweſen. In einem isländiſchen M. (Arnaſon II, 35 = Powell II, 40, auch bei Maurer S. 199) ſieht ein Pfarrer auf der Fahrt in's Jenſeits auf einem ſchönen Grasplatz zwei ausgehungerte und mit einander ſtreitende Schafe und auf einer Haide mit ſpärlichem Gras zwei fette und friedlich bei einander liegende Schafe, und ſein Begleiter ſagt ihm, die magern Schafe ſeien die habſüchtigen und nie zufriedenen Reichen, die fetten die guten und zufriedenen Armen. In einem ſüdfranzöſiſchen M. in der demnächſt erſcheinenden Sammlung von J. F. Bladé »Contes populaires recueillis en l'Agenais« (S. 56) kömmt der jüngſte Bruder auf ſeiner Fahrt mit dem Mann mit roten Zähnen zu Wieſen, »si maigres qu'on eût pu y ramasser du sel,« aber mit ſpeckfetten Rindern, dann zu Wieſen mit zwei Fuß hohem Gras, aber mit ganz magern Rindern, endlich zu gewöhnlichen Wieſen mit Ziegen, die weder fett noch mager ſind. Die magern Wieſen ſind das Paradies mit den Seligen, die üppigen Wieſen die Hölle mit den Verdammten, die gewöhnlichen Wieſen das Fegfeuer. In dem M. in Bladé's Sammlung aus Armagnac (S. 59) trifft der von »bon Dieu« zum Schloß der Mutter Gottes geſchickte Jüngling unterwegs eine Wieſe, wo man hätte Gras ſchneiden können, mit magerem dürren Vieh, und eine Wieſe, wo man hätte Salz aufhäufen können, mit fettem Vieh. Die Mutter Gottes erklärt ihm nachher, jenes ſeien die ſchlechten, dieſes die guten Kräuter (las machantos herbetos, las bounos herbetos). Endlich in einer tatariſchen Heldenſage (A. Caſtrén, Ethnologiſche Vorleſungen über die Altaiſchen Völker nebſt ſamojediſchen Märchen und tatariſchen Heldenſagen, St. Petersburg 1857, S. 244 f. und 251, Schiefner, Heldenſagen der Minuſſinſchen Tataren, St. Petersburg 1859, S. 407 und 419) ſieht Kubaiko, die Schweſter Kombai Mirgän's, in der Unterwelt ein ſehr fettes Roß

auf einer waſſer- und grasloſen Sandfläche und dann ein ſehr mageres Roß in kniehohem Gras neben einem rinnenden Bach. Die Irle-Chane erklären ſpäter dem Mädchen: „Das fette Roß erinnert an einen Mann, der ſich um ſein Roß kümmert und es ſtets in Stand erhält, wie groß auch der Mangel an Weide und Waſſer ſein mag, während dagegen das magere ein Beweis davon iſt, daß ein Roß nicht einmal bei der beſten Weide gedeihen kann, wenn der Hauswirt nicht nachſieht und ſich deſſelben annimmt.“

90. Die Geſchichte von San Japicu alla Lizia.

Von der dieſem M. zum Grunde liegenden Legende habe ich in meinem Aufſatz „Die Legende von den beiden treuen Jacobsbrüdern“ in Pfeiffer's Germania X, 447 ff. deutſche, franzöſiſche und italieniſche Bearbeitungen nachgewieſen. Seitdem hat Pfeiffer in ſeinem altdeutſchen Uebungsbuch S. 197 noch eine deutſche Proſaerzählung der Legende mitgetheilt. In allen dieſen Faſſungen der Legende nimmt der eine Freund die Leiche des andern, der unterwegs geſtorben oder ermordet worden iſt, mit ſich nach Compoſtella, und dort in der Kirche — im deutſchen Proſatext: in der Herberge — wird der Todte wieder lebendig. Als nachher jener, der den Todten nicht verlaſſen hatte, ausſätzig wird, vergilt ihm der Wiederlebendiggewordene die Treue durch die Hinopferung ſeiner Kinder. Es beweiſen alſo ſich beide wechſelſeitig aufopfernde Freundſchaft. In dieſem Punkt iſt das ſicilian. M. als entſtellt zu betrachten. Hier iſt der Königsſohn derjenige, der den Todten zu S. Jacob bringt, der Wiederbelebte wird ſpäter ausſätzig und wird wieder vom Königsſohn durch das Blut von deſſen Kind geheilt.

Die Aepfelprobe kömmt ganz ähnlich in dem »Dit des trois pommes« (Germania X, 448) und in dem deutſchen Proſatext vor. In letzterem gibt die Mutter, in erſterem der Vater dem Sohn drei Aepfel: wer den Apfel allein ißt, den ſoll er nicht zum Gefährten nehmen, wer ihm aber die eine Hälfte gibt, mit dem ſoll er Freundſchaft ſchließen. Mit derſelben Weiſung erhält Engelhard in Konrad's von Würzburg gleichnamigem Gedichte (V. 336 ff.) von ſeinem Vater drei Aepfel. In den »Doctæ nugæ Gaudentii Jocosi,« Solisbaci 1713, welche Sammlung zum Theil aus alten Quellen geſchöpft hat, findet ſich folgende Erzählung (S. 269):

Amicitia in æqualitate consistit.

Sapienti feminæ filius erat unicus, apprime carus, cujus societatem in mercimoniis expetebant plurimi; mater itaque filio suo dedit poma tria, mandans, ut itinere esuriens ea amicis scindenda et distribuenda offerret,

amicitiam enim et fidem amicorum hac in distributione sese prodituram, non imprudenter existimabat. Paruit dictis filius pomaque amicis distribuenda porrexit, quorum primus in duas partes inæquales partiebatur, majore sibi parte reservata, minorem feminæ hujus filio reddidit. Alter amicus similiter in duas inæquales partes divisit discrimine hoc, quod majorem partem cesserit filio. Tertius amicorum in æquales plane partes scidit. Hoc ut inaudivit mater, filio postremum amicum eligendum suasit, eo quod primus alteri injustus, socundus sibi ipsi, ultimus æqualitatem servaverit.

Ganz ſo erzählt Joh. Quirsfeld in ſeinem „Hiſtoriſchen Roſen-Gebüſche," Nürnberg 1686, S. 906, und gibt als ſeine Quelle die »Vitæ patrum« an, wo ich jedoch die Geſchichte nicht gefunden habe. Nach Quirsfeld hat eiguer Angabe zufolge J. Rud. Wyß „Idyllen, Volksſagen, Legenden und Erzählungen," Bern 1815, S. 119ff. (dazu die Anmerkung auf S. 321) ſeine Idylle „Die Apfelprobe" gedichtet.

Wie im ſicilian. M. die kinderloſe Königin ſich an S. Jacob mit der Bitte um einen Sohn wendet und ihm verſpricht, daß der Sohn, wenn er achtzehn Jahr alt ſei, zu ihm wallfahren ſoll, ſo wendet ſich auch im Gedicht Kunz Kiſtener's (Germania X, 447) der kinderloſe Graf Adam mit Gebeten an S. Jacob, und als endlich ſeine Frau guter Hoffnung wird, gelobt er, falls ihm ein Knabe geboren werde, denſelben, wenn er herangewachſen, die Fahrt nach Compoſtella machen zu laſſen.

Es iſt kaum nöthig zu bemerken, daß San Japicu alla Lizia ſoviel iſt wie S. Jacopo (Giacomo) di Galizia.

92. Die Geſchichte vom Einſiedler.

Ueber die Legende vom Einſiedler, der an Gottes Gerechtigkeit zweifelt, werde ich demnächſt in der Germania ausführlich handeln, einſtweilen verweiſe ich auf Oeſterley's Nachweiſe zu Pauli's Schimpf und Ernſt Nr. 682.

TAYLOR INSTITUTION UNIVERSITY OF OXFORD LIBRARY

Verzeichniß

derjenigen in den Anmerkungen ohne genauere Titelangabe citirten Märchenſammlungen, welche in dem 3. Bande der Grimm'ſchen Kinder- und Hausmärchen, 3. Aufl., Göttingen 1856, noch nicht angeführt ſind.

Arnaſon, Islenzkar Þjóðsögur og Æfintýri. I. II. Leipzig 1862—64. (Die meiſten Märchen ſind überſetzt in: Icelandic Legends, collected by J. Arnason. Translated by G. Powell and E. Magnússon. Second Series. London 1866.)

Baring-Gould. Notes on the Folk Lore of the Northern Counties of England and the Borders. By W. Henderson. With an Appendix on Household-Stories by S. Baring-Gould. London 1866.

Beauvois, Contes populaires de la Norvége, de la Finlande et de la Bourgogne. Paris 1862.

Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben. Bd. 1. 2. Freiburg 1861—62.

Blabé, Contes et Proverbes populaires recueillis en Armagnac. Paris 1867.

Caballero, Cuentos y Poesías populares andaluces. Leipzig 1861. (Deutſch von Ferd. Wolf theils in ſeinen „Beiträgen zur ſpaniſchen Volkspoeſie aus den Werken F. Caballero's," Wien 1859 [= Sitzungsberichte der phil.-hiſt. Claſſe der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften XXXI, 133—218], theils in ſeiner Beſprechung der Sevillaer Originalausgabe der »Cuentos y Poesías populares« in dem Jahrbuch für roman. und engl. Lit. III, 209 ff.)

Campbell, Popular Tales of the West-Highlands. Vol. I—IV. Edinburgh 1860—62. (Die Märchen der beiden erſten Bände habe ich im Auszug und mit Vergleichungen in Benfey's Orient und Occident II, 98—126, 294—331, 486—506, 677—690 mitgetheilt.)

Digitized by Google

Cénac Moncaut, Contes populaires de la Gascogne, Paris 1861.

Chavannes, Die ruſſiſchen Volksmärchen, in „Die Wiſſenſchaft im 19. Jahrhundert" IX, 89—132.

Chodzko, Contes des paysans et des pâtres slaves, Paris 1864.

Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürſtenthum Waldeck. Arolſen 1860.

Daſent, Ananzi Stories — Appendix zu Daſent, Popular Tales from the Norse, II. ed., Edinburgh 1859, S. 483—507.

Engelien und Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg. Th. 1. Berlin 1868.

Ey, Harzmärchenbuch oder Sagen und Märchen aus dem Oberharze. Stade 1862.

Frere, Old Deccan Days; or, Hindoo Fairy Legends, London 1868.

Gaal-Stier. Ungariſche Volksmärchen. Nach der aus Ge. Gaal's Nachlaß herausgegebenen Urſchrift überſetzt von G. Stier. Peſth (1857).

Glińſki, Bajarz Polski. Baśni, powieści i gawędy ludowe. Wydanie drugie, poprawne. T. I—IV. Wilna 1862.

Grundtvig, Gamle danske Minder i Folkemunde. Kjöbenhavn 1854. Ny Samling, daſ. 1857. Tredje Samling, daſ. 1861.

v. Hahn, Griechiſche und albaneſiſche Märchen. Th. 1. 2. Leipzig 1864.

Haltrich, Deutſche Volksmärchen aus dem Sachſenlande in Siebenbürgen. Berlin 1856.

Hunt, Popular Romances of the West of England. Series 1 and 2. London 1865.

Knuſt, Italieniſche Märchen, im Jahrbuch für romaniſche und engliſche Literatur VII, 381—401.

Kreutzwald, Ehſtniſche Märchen. Ueberſ. von F. Löwe. Mit Anmerkungen von R. Köhler und A. Schiefner. Halle 1869.

Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Weſtfalen. Th. 1. 2. Leipzig 1859.

Lootens, Oude Kindervertelsels in den Brugschen Tongval. Brussel 1868.

Lütolf, Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Lucern 1865.

Maurer, Isländiſche Volksſagen der Gegenwart, Leipzig 1860.

Digitized by Google

Milá y Fontanals, Observaciones sobre la poesía popular, Barcelona 1853 (enthält S. 175—188 catalanische Märchen, von denen F. Wolf in den „Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen," Wien 1856, S. 37—48 [= Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften XX, 51—62] neun in Uebersetzung mitgetheilt hat. S. auch W. Grimm in Haupt's Zeitschrift XI, 210 ff.).

Peter, Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. II. Sagen und Märchen, Bräuche und Volksaberglauben. Troppau 1867.

Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. Göttingen 1855.

Schleicher, Litauische Märchen, Sprichworte, Rätsel und Lieder. Weimar 1857.

Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol. Innsbruck 1867.

Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Th. 1—3. Augsburg 1857—59.

Simrock, Deutsche Märchen. Stuttgart 1864.

Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Bd. 1 und 2. Oldenburg 1867.

Sutermeister, Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz. Aarau 1869.

Töppen, Aberglauben aus Masuren mit einem Anhange, enthaltend: Masurische Sagen und Märchen. Zweite durch zahlreiche Zusätze und durch den Anhang erweiterte Auflage. Danzig 1867.

Vernaleken, Oesterreichische Kinder- und Hausmärchen. Wien 1864.

Waldau, Böhmisches Märchenbuch. Prag 1860.

Wenzig, Westslawischer Märchenschatz. Leipzig 1857.

Widter-Wolf. Volksmärchen aus Venetien, gesammelt und herausgegeben von G. Widter und A Wolf, mit Nachweisen und Vergleichungen verwandter Märchen von R. Köhler, im Jahrbuch für romanische und englische Literatur VII, 1—36, 121—154, 249—290.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

576

Sicilianiſche Märchen.

Aus dem Volksmund geſammelt

von

Laura Gonzenbach.

Mit Anmerkungen Reinhold Köhler's und einer Einleitung herausgegeben

von

Otto Hartwig.

II.

Zweiter Theil.

Mit dem Portrait einer Märchenerzählerin.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1870.

MARSHALL MONTGOMERY
COLLECTION

Montgomery 1 d 55

Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig ist ferner erschienen:

Aus

F. H. Jacobi's Nachlaß.

Ungedruckte Briefe von und an Jacobi

und Andere.

Nebst ungedruckten Gedichten von Goethe und Lenz.

Herausgegeben

von

Rudolf Zoepprit.

2 Bände. 8. brosch. 1869. 3 Thlr. 10 Ngr.

Minna von Barnhelm

oder

das Soldatenglück.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen

von

Gotth. Ephr. Lessing.

Mit Lessing's Bildniss nach Johann Heinrich Tischbein und zwölf Kupferstichen nach Dan. Chodowiecki.

Eleg. geb. 1870. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google